P. o. germ.
283
og (1

Prismen.

Novellen

von

Ida von Düringsfeld.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1873.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalts-Verzeichniß

zum

ersten Bande.

Der Bildhauer von Mecheln.

I.

Im großen Storch.

An einem Fenster des alten vlaemischen Hôtels „Der große Storch“ in Mecheln stand Lilias Peyton.

Es war am 15. März, an dem Tage, wo die große Sonnenfinsterniß des Jahres 1858 in Belgien sichtbar war.

Sie hatte begonnen. Der starke Frühlingswind, welcher über die grünen Ebenen von Brabant und Flandern rauschte, trieb ein launenhaftes Wolkengewühl vor sich her durch den Mittagshimmel. Wenn es sich vor der Sonne zusammendrängte und sie verbarg, loderte es in Lichtpurpur, dann löste es sich in krauses Durcheinanderwirren von Dunst und Regenbogenfarben auf, und hindurch blitzte mit elektrischer Glanzschärfe der weiße diamantne Sonnenring. Es war ein seltsames phantastisches Schauspiel, wie es einem höchst wahrscheinlich nur ein Mal im Leben zu sehen gegönnt ist.

Lilias Peyton betrachtete es mit erregten Blicken. Sie ließ das Diner, welches ihr aufgetragen worden war, kalt werden und blieb am Fenster. Von Zeit zu Zeit schaute sie auch in den kleinen Garten hinab, der vor

ihr lag und rechts ebenfalls vom Hause, d. h. von einem Seitenbau desselben, umfaßt wurde. Die einzelnen Obstbäume darinnen beugten sich unaufhörlich vor dem Winde, und sahen dabei mitten in ihrer Blüthe bleich und erstorben aus. Einen nicht minder todten, unnatürlichen Anschein hatte das Grün des Rasens und der Sträucher. Vollends düster, unheimlich fast, lagen jenseits einiger anstoßenden Gärten drei oder vier alte bräunliche Ziegelhäuser.

Wenn man nach langen Jahren zum ersten Mal einen Ort wiedersieht, wo man gewohnt, gelitten, geliebt, wo man Wünsche begraben und Erinnerungen zurückgelassen hat, da wird jeder erste Eindruck, jede zufällige Begegnung bedeutend, ja, sogar zur Vorbedeutung. Lilias sah in der augenblicklichen Verdunklung des königlichen Gestirns die lange trübe Verfinsterung ihrer Jugend. Wie das Diamantlicht dort oben, hatte ein unvergängliches Gefühl immer wieder die Wolken durchbrochen. Würde nun aber, das fragte Lilias sich, die Vergleichung auch noch weiter fortzuführen sein? Noch kurze Zeit, und die Sonne war wieder die unbestrittene Herrscherin am Himmel. Sollte auch für Lilias die alte schöne Zeit wieder in dem alten Zauberglanz erscheinen? Die Hände auf die Brust gedrückt, zitterte Lilias vor dieser Frage ihres Herzens, und getraute sich nicht, sie zu beantworten.

„Madame, wollen Sie denn nicht diniren?" fragte eine Stimme hinter ihr. Sie hatte die Thür nicht aufgehen, das Mädchen nicht mit einer neuen Schüssel hereinkommen hören. Verwirrt, als könnte das Mädchen

ihre Gedanken errathen, wandte sie sich hastig vom Fenster weg, setzte sich und versuchte zu essen.

Das Mädchen stand und sah ihr zu. Dadurch noch mehr beunruhigt, that Lilias ihr Möglichstes, um den aufgetragenen Dingen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es ging aber nicht so recht damit, denn Roos fragte: „Ist's nicht gut, Madame?"

„Sehr gut, besonders der Spargel," antwortete Lilias. „Das weiß ich schon von früher her, wie vortrefflich der Spargel von Mecheln ist."

„Wie, ist Madame schon in Mecheln gewesen?"

„Ja, mit meinem Vater. Aber es ist lange her."

„Als Madame noch jung war?"

„Ja, als ich noch jung war," wiederholte Lilias melancholisch. Roos setzte die Teller aufeinander und trug sie hinaus, um unten in der Küche den Braten zu holen.

„Als ich noch jung war," sagte Lilias sich noch ein Mal vor, und zwar recht langsam und nachdrücklich. „Man sieht es also, daß ich es nicht mehr bin. Wie sollt' ich's auch sein? Es sind zwanzig Jahre her, seit ich hier war."

Es waren dreiundzwanzig, aber Lilias wollte wenigstens drei Jahre vergessen. O, hätte sie alle die Jahre vergessen können, welche zwischen dem heutigen Tage und dem Tagen, wo sie Mecheln weinend verließ! — „Wer die Zeit auslöschen könnte!" seufzte sie. Eigentlich meinte sie damit die Zeichen, welche die Zeit auf das Antlitz schreibt.

Unten im Speisesaal, dem „Eßplatz," wie er auf

Vlaemisch heißt, wurde unterdessen nach ihr gefragt, und über sie hin- und hergerathen. Die Ankunft eines Fremden war stets eine Art Ereigniß im „Großen Storch," um so mehr die Ankunft einer Dame, einer Engländerin, wie man aus dem Namen und aus ihrem Französisch entnahm, die allein anlangte, einen wahren Berg von Gepäck bei sich führte und die Absicht zu erkennen gegeben hatte, sich für längere Zeit in Mecheln und im „Großen Storch" niederzulassen, indem sie nicht weniger als zwei Zimmer verlangt hatte, ein Schlafzimmer und einen Salon.

„Warum einen Salon, Roos?" fragte ein Engländer, der Oberaufseher in der großen Flachsfabrik am botanischen Garten.

„Das weiß ich nicht, Meinherr Crawford," antwortete Roos, welche mit dem Engländer vlaemisch sprach. „Ihr müßt es ja wissen, ob eine Engländerin für sich allein zwei Zimmer braucht?"

„Wer weiß, ob sie allein bleibt, Roos," meinte Herr Crawford.

„Wohl!" sagte Roos, und zuckte unter ihrem dicken, wollenen Tuch die etwas gekrümmten Schultern.

„Wenn sie schön ist, bleibt sie nicht allein," rief ein malitiöser Lütticher auf Französisch. „Rose, ist sie schön?"

„Wohl, häßlich ist sie nicht gerade," meinte Roos, die seinen Teller wechselte.

„Und jung, Rose, jung?"

„O nein, Monsieur Borgnet, jung nicht."

„Aelter als Ihr, Roos?" fragte der Engländer.

„Sicher, Meinherr Crawford. Sechs oder sieben Jahr älter. Ich bin noch jung, ich."

„Sicher, Roosje ist noch jung," entgegnete er Der Lütticher machte eine bedeutungsvolle Grimasse. Roosje zählte trotz ihres Frühlingsnamens ganz und gut ihre sechsundvierzig Jahre, und hatte alle Erfordernisse zu einer echten und rechten alten Jungfer: rothe Nase, thränende Augen, einen gekrümmten Rücken, schleppenden Gang. Und sie wollte jünger sein, als die Engländerin! Der Lütticher sah seine Tischgenossen mit einer Miene an, als wollte er sagen: nous sommes volés.

Arme Lilias — wenn sie gewußt hätte, mit wem sie eben verglichen wurde! Sie hätte den Muth ganz verloren. Viel hatte sie ohnedies nicht. Er reichte eben nur hin, um sie im „Großen Storch," in Mecheln überhaupt festzuhalten. Zehn Mal hatte sie sich seit ihrer Ankunft von Antwerpen schon gefragt: „ob es nicht besser ist, daß ich gleich wieder abreise und es nicht erst darauf ankommen lasse?" Jetzt that sie sich diese Frage nochmals. Roos hatte abgeräumt, Lilias war wieder allein, konnte hoffen, nun sicher vor Störung zu bleiben. Zum Ueberfluß riegelte sie zu, dann trat sie in einer tiefen dramatischen Bewegung, welche auf der Bühne von der größten Wirkung gewesen wäre, zögernd und doch entschlossen vor den Spiegel. Es war ein entsetzliches Glas, eines von denen, welche das hineinschauende Gesicht gleichsam meuchelmorden. Die Herbergen in kleinen Städten haben solche Spiegel, und obgleich der „Große Storch" ein Hôtel ersten Ranges und das allgemeine Absteigequartier des umwohnenden Adels, sowie der Geistlichkeit

war, wenn sie nach Mecheln kam, um dem Erzbischof ihre Ehrfurcht zu bezeigen, in Betreff des Spiegels war der Storch nicht besser, als die schlechteste Herberge in der kleinsten Stadt. Lilias erschrak förmlich vor sich selbst, als sie in diesem Glase, welches wie in allen belgischen Häusern über dem Kamin angebracht war, mit einer Art fieberhafter Tapferkeit ihre Züge prüfte.

Hatte sie sich denn so lange in keinem Spiegel gesehen, daß sie sich gleichsam eine Fremde geworden war? Nicht doch, sie that das täglich, so oft wie es bei einer vernünftigen Person geschieht, welche, ohne im Geringsten eitel zu sein, doch sehr gut weiß, daß die Gesellschaft an jedes Alter gewisse gerechte Forderungen in Bezug auf äußere Erscheinung zu machen hat. Aber so mit dem Bewußtsein, wie viel auf die äußere Erscheinung gerade in den wichtigsten Lebensmomenten ankomme, hatte Lilias sich lange nicht betrachtet. Sie war sich gewohnt, wie sie durch die langsame Wirkung der Jahre allmälig geworden war, jetzt wollte sie sich über dieses Andersgewordensein ein Mal wirklich Rechenschaft geben, indem sie sich mit dem Bilde verglich, welches ihr in dem Wohnort ihrer Jugend von sich selbst deutlich erschienen war.

Und so prüfte sie sich, Zug für Zug, Linie für Linie. Sie ließ sich nicht täuschen, weder zu ihren Gunsten, noch zu ihren Ungunsten, sie beurtheilte sich mit Unparteilichkeit.

Sie war noch nicht häßlich, hätte sie das von sich gedacht, sie hätte sich schweres Unrecht zugefügt. Ihr Profil, das echte englische, bestimmt gebogen, hatte sich

in seiner Reinheit erhalten. Ihre Züge waren streng regelmäßig, wie vor dreiundzwanzig Jahren, ihre Zähne noch weiß und fest. Aber die Farbe, der Glanz, der Schmelz der siebzehn Jahre, wo war das Alles hin? Das Gesicht hatte sich versteinert, war gleichsam ergraut. Man findet bei den Engländerinnen häufig solche Sandsteingesichter. Sie haben etwas Monumentales, aber sie machen frösteln; es ist, als müßte man sie eigentlich auf Grabmälern sehen. Die Form hat sich erhalten, aber sie ist erstarrt, und kommt noch schwarzes Haar dazu, so sieht ein solches Antlitz einer steinernen Maske unerquicklich gleich. So war Lilias Peyton. Auch ihre Gestalt, groß, fest und mit starken Knochen unter greiser Haut, erinnerte an Steinbilder, wie sie in Domen stehen. Lilias betrachtete sich, beurtheilte sich, entschied über sich. Als sie zur Entscheidung gelangt war, rollten zwei große Thränen über ihre farblosen Wangen. Das Mädchen von vierzig Jahren weinte über das siebzehnjährige, welches Lilias Peyton einst gewesen war.

II.

Mecheln.

Wunderliche alte Stadt, Mecheln! Weitläufig genug, sogar noch bewohnt genug, um eine respectabel große zu sein, und dabei nicht nur in der Meinung seiner eigenen Bewohner so gut wie von ganz Belgien, sondern auch in der That eine ganz kleine. Ja, in der

Meinung seiner Bewohner sogar nur ein Dorf. „Wir fahren in die Stadt," sagen sie ganz ernsthaft, wenn sie nach Brüssel fahren. Es hilft Nichts, daß der Primas von Belgien dort seinen Sitz hat, daß es eine Akademie der schönen Künste und den schönsten botanischen Garten im ganzen Lande besitzt, es ist doch nun einmal keine Stadt. Will man sich einen Hut wählen, will man ein Kleid gemacht haben, Haaröl oder Pomade kaufen, man fährt nach Brüssel. Will man ein frisches Cornet zum neuen Jahre, ein delikates Marzipanschiff zu Mittfasten, ein wirklich elegantes Osterei verschenken, man fährt nach Brüssel. In Mecheln kauft man höchstens einen Sanct Nikolas, Zeug zu einem Morgenrocke oder Spitzen, welche nebenbei der Fremde hier theurer bezahlt, als in der Hauptstadt. Wer in Mecheln lebt, der weiß, daß Austern und Salm von erster Qualität zu haben sind, daß man Spargel ißt wie nirgends sonst, im Frühjahr früher Hopfen und Erdbeeren, im Herbst früher Trauben und choux de Bruxelles als in Brüssel selbst, genug, alle primeurs feiner, zeitiger und auch billiger bekommt, als im übrigen Belgien. Mit diesem Vorzug hängt noch ein anderer zusammen, das mildeste Klima von allen belgischen Städten und zugleich das gesündeste. Es ist merkwürdig, wie Mecheln sich darin auszeichnet. Nach Antwerpen fährt man dreißig Minuten, nach Brüssel gar nur fünfundzwanzig, und während in Antwerpen den ganzen Sommer das Fieber herrscht, weiß man in Mecheln gar nichts davon, und kann noch oder schon im Sommerkleide gehen, während man in Brüssel schon oder noch die Wintermantille umthut. Dennoch wird jeder

Brüsseler oder Antwerpener entschieden sagen: „Mecheln ist ein Loch," oder auch: „wenn man drei Monate in Mecheln leben soll, so ist man todt." Die Antwerpener kommen höchstens zur Kirmeß herüber, um den Beijaerd, d. h. das Glockenspiel auf Sanct Rombaud zu hören, die Brüsseler, wenn sie etwas bei der erzbischöflichen Kanzlei zu thun haben, oder une bonne fortune douteuse verbergen wollen, was dann gewöhnlich in einem der dunklen Hofzimmer des „Großen Storches" geschieht. Bei solchen Gelegenheiten wird Burgunder getrunken und ein déjeuner de Malines verzehrt, d. h. ein Teller mit dem geräucherten Fleischwerk, wegen dessen Mecheln mit Recht bekannt ist. Eine wahre Sehnsucht kann auch bei einem Bierkenner „die Braune von Mecheln" zurücklassen, ebenso das Faro aus dem „Stamnet" „der Stern," dicht am Fischmarkt, welches Faro zu Austern und echt vlaemischen „Boterhammen," d. h. Butterbröten, auf denen wirklich Butter ist, gar nicht genug gerühmt werden kann. Aber trotz dem Allen ist Mecheln in seinem jetzigen Normalzustand ein Dorf und ein Loch. Obgleich einige alte und auch reiche adlige Familien dort leben, mehrere große industrielle Etablissements mit dem Räderwerk ihrer Maschinen Gold herbeiwälzen, der Wohlstand überhaupt nicht unbedeutend ist, so nimmt man doch, außer in den Toiletten der Frauen, nicht den mindesten Luxus wahr. Wenig Livreen, noch seltener Equipagen. Auch die Gesellschaft nur an einigen Orten und zu einigen Stunden. Im Winter des Vormittags auf dem „Brül," der Hauptstraße der eigentlichen Stadt; im Sommer gegen Abend im botanischen Garten, haupt-

sächlich Sonn- und Festtags, wenn Musik ist; Sommers und Winters Nachmittag auf dem Bahnhofe, wo sie, auf- und abgehend, die aus- und einsteigenden Fremden in Augenschein nimmt, welche mit einem der unzähligen Züge ankommen, um in einen andern zu stürzen und mit ihm nach Calais oder Ostende, Antwerpen oder Cöln zu sausen.

Außer auf diesen periodischen Wanderungen und in den Ausnahmsfällen, wo der Magistrat eine französische Truppe von Brüssel kommen läßt, um Mecheln wieder ein Mal zu beweisen, daß es noch immer ein Theatergebäude habe, wo Dilettanten zum Besten der Armen eine musikalische Matinée in den Hallen veranstalten, oder die Gartenbau-Gesellschaft in den Glashäusern des botanischen Gartens die Poesie ihrer Orchideen, Camellien und Begonien ausstellt, bleibt der Adel unsichtbar. Man weiß, daß er da ist, aber man merkt ihn nicht. Tanzt, dinirt und soupirt er, so thut er es für sich, ohne Geräusch nach Außen. Eben so wenig sieht und hört man die große Industrie. Selbst das Militär bewegt sich, ohne Lärm zu machen. Es verliert sich eben Alles in der weiten Ausdehnung der Stadt, die allmälig so leer geworden ist, daß man die geräumigsten Häuser mit großen einträglichen Gärten für fünfhundert Franken des Jahres haben kann, freilich nur, wenn man gleich auf neun Jahre miethet. In's Auge fallen ihrer Anzahl wegen nur die Priester, die schwarzen Kapuzenmäntel, die blauen Kittel, die Straßenjungen, welche die frechsten in ganz Belgien sind, und in wirklichen Massen die Arbeiter aus den Fabriken, sie mögen nun um Eins zum

Essen, oder Abends mit ihren Frauen und Mädchen, singend, oder lieber brüllend, von Wirthshaus zu Wirthshaus ziehen.

Fremde halten sich nie hier auf, so viele täglich und stündlich nominell über Mecheln kommen. Es ist, als hätte der Bahnhof Nichts mit der Stadt gemein, zu welcher er gehört. Er liegt mitten in dem modernen Reiseleben der heutigen Welt, die Stadt tief zurück in den Jahrhunderten. Sie weiß noch von Karl dem Kühnen, wie er in dem heutigen Akademiegebäude der ersten Sitzung des großen Rathes präsidirte. Sie weiß von Karl V., wie er als Knabe mit seiner Tante in der Kaiserstraße wohnte, von allen Königinnen, deren Namen durch die Geschichte Belgiens klingen, von Wundern des heiligen Rombauds und des Marienbildes von Hanswyck, von kleinen Nachbarsfehden und Belagerungen in den großen Kriegen der Niederlande, von glänzenden Schieß- und feierlichen Reimfesten — ihre Chronik kommt gegen keine von irgend einer anderen belgischen Stadt zu kurz. Nur das actuelle Leben hat sie sich von Antwerpen auf der einen, von Brüssel auf der andern Seite nehmen lassen, und Fremde können nicht in ihr wohnen, denn sie wissen absolut nicht, was sie anfangen sollen. Sie haben kein Theater, sie bekommen keine Bücher, denn es giebt in der ganzen Stadt keine einzige Leihbibliothek, sie gelangen in keine Familie, finden nicht die geringste Gastfreundschaft; Alles, was ihnen gestattet wird, ist, sich für fünf Franken die Erlaubniß zu erkaufen, alle Nachmittage in den Bahnhof zu dürfen, und andere zehn Franken für den freien Eintritt in den botanischen Garten bezahlen zu können.

Damit ist die Summe der Wohlthaten, Freiheiten und Vorrechte, welche die Stadt den Fremden gewährt, vollständig erschöpft, und man wird zugestehen, daß die Totalsumme für eine förmliche Niederlassung eine zu geringe ist.

Noch vor dreißig Jahren war es anders. Damals diente Mecheln einer Menge von englischen Familien zum Aufenthalt, welche hier thaten, was sie jetzt im Quartier Léopold in Brüssel thun: Masse bilden, Ersparnisse machen, und ihre Kinder zum Besten Europa's continental erziehen lassen. Auch Herr Peyton hatte mit seinen beiden Söhnen, die noch Knaben waren, und mit Lilias, die eben in die Blüthe der Jungfrauenjahre trat, in Mecheln gewohnt, und zwar in Unserer-Lieben-Frauen-Straße, wo der „Große Storch" liegt, nur nach der Dyle hinaus. Herr Peyton war Landarzt gewesen, hatte sich mit seiner Praxis ein hübsches Vermögen erworben, sie dann niedergelegt und sich nach Belgien zurückgezogen, wo er mit seinem Erworbenen eine Rolle spielen konnte. In England war es gerade genug, in Belgien, vorzüglich damals noch, bedeutend mehr als genug. Auch galt Herr Peyton in Mecheln für eine Personnage, um so mehr, da er von einem gewissen Sir William Peyton, als „seinem Cousin, dem Baronet," sprechen konnte. Belgien ist viel zu demokratisch, als daß Titel dort nicht helfen sollten. Sir William Peyton half Herrn John Peyton ungemein viel, besonders als er ein Mal seine wirkliche Existenz durch einen Besuch bei seinem Vetter bewies, und sich die Einladungen der Notabilitäten von Mecheln gefallen ließ; denn in jener glücklichen Zeit be-

haupteten die Notabilitäten der Stadt noch ihren Platz und ihren Rang durch Aufwand und Gastlichkeit. Es gab Soiréen und Matinéen, Bälle und Concerte, Ausstellungen und Vorlesungen, mit einem Worte Gesellschaft. Die Interessen und Begebenheiten des Ortes wurden in einer eigenen französischen Zeitung besprochen, welche ihr Feuilleton hatte und sich gelegentlich auch um die allgemeine Politik bekümmerte; in die des Landes redete sie natürlich bei jeder Gelegenheit mit hinein. Der erzbischöfliche Palast hatte einen Salon und einen Speisesaal, der Klerus nahm noch Theil an der Geselligkeit und hielt sich nicht, wie jetzt, auf der Defensive, weil man ihn nicht weniger als frocaille behandelte, wie im Jahre 1792. Genug, vor fünfundzwanzig Jahren konnte man in Mecheln, wo man jetzt nur noch gähnen und einschlafen kann, leben und sich amüsiren, und Lilias that Beides mit der Lust ihrer sechszehn Jahre. Sie war die Schönheit von Mecheln, die Königin der Bälle, der Gegenstand des Wetteifers und der Eifersucht zwischen den reichsten und elegantesten jungen Leuten. Es hätte damals nur von ihr abgehangen, entweder Rang oder Reichthum zu wählen; sie wählte keins von beiden, ihr Herz stahl sich aus dem Kreis ihrer Anbeter fort, und suchte — Wen?

III.

Vor dem Stamnet.

Woher nur der Haß der Magistrate gegen die architektonischen Reliquien ihrer Städte kommen mag? Nehmen sie die Philisterpflichten einer Stadtverwaltung in einem so umfassenden Sinn, daß sie darunter auch die Kultur des Alltäglichen um jeden Preis, die Nivellirungswuth und die Verfolgung aller poetischen und artistischen Elemente verstehen, welche aus dem industriellen, constitutionellen, rationellen, materiellen, kurz, universellen Wirrwarr unserer Tage sich etwa in jene alten Bauwerke geflüchtet haben könnten?

Welche Genesis dieser Haß auch immer haben möge, seine Existenz ist eine Thatsache, die sich unaufhörlich manifestirt. Auch in Belgien hat er es an Demonstrationen nicht mangeln lassen, und namentlich in Mecheln hat der Magistrat den Vandalismus förmlich systematisch betrieben.

„Es ist nicht zu glauben,“ sagte Vitalis Coninx, der davon erzählte, mit mächtiger Bewegung seiner am Marmor erstarkten Arme, „es ist nicht zu glauben, die alte Brüsselsche Pforte — ein prächtiger runder Thurm mit einem so schmalen schönen Durchgang — funfzehnhundert Franken haben sie dafür bekommen — funfzehnhundert Franken! Es ist eine Schande! Sie hatten ihn ja schon zum Pulvermagazin degradirt — war das nicht genug? Aber nein, sie mußten ihn für funfzehnhundert Franken demoliren lassen!“

„Er war zu eng als Passage — die Wagen konnten nicht hindurch,“ sagte der Apotheker.

„Giebt's nicht Thore genug?“ fragte Vitalis. „Und wenn nie mehr ein Wagen in die Stadt konnte, die alte Brüsselsche Pforte mußte stehen bleiben.“

„Sie sprechen als Künstler, Herr Coninx,“ nahm der Lütticher das Wort.

Der Lütticher, der Engländer, beides Bewohner des Storches, ein Deutscher, der eine Seidenfabrik hatte und Mittagsgast war, endlich der Apotheker, Nachbar und Stamnetgast, alle saßen auf den grünen Bänken vor den Fenstern des Stamnets im Hofe des Storches. Rechts war das eigentliche Haus mit dem Eßplatz, vor ihnen ein Schuppen, über den des Apothekers Schornsteine hereinsahen, links die Front des Hauses mit dem tiefen schattigen Thorweg, hinter ihnen das Stamnet. Und jetzt zuerst eine wallonische Erklärung, warum man Stamnet oder Estaminet sagt. Als 1469 die Lütticher in ihre von Karl dem Kühnen furchtbar zerstörte Stadt zurückkehrten, pflegten die Arbeiter, welche diese wieder aufbauen sollten, sich Abends bei einem besonders jovialen Schenkwirth, Namens Minet, zu versammeln, der sie durch seine Späße zu erheitern wußte. Nun herrschte in Lüttich schon damals die Gewohnheit, den Kaufmann im Laden oder am Comptoir â sta! anzurufen. Minet wurde eben so angerufen, und so bildete sich allmälig aus dem Anruf und dem Namen das Wort Estaminet, welches scherzhaft staminette und vlämisch Stamnet ausgesprochen wird.

Das Stamnetleben ist in ganz Belgien sehr ent-

wickelt, in Mecheln nimmt es bei vielen Männern die Hälfte, oder doch wenigstens ein Drittel des Tages in Anspruch. Sehr oft kommen sie ein Frühschlückchen nehmen, bevor sie in's Geschäft oder in's Büreau gehen. Vor Tische sind sie wieder da, um sich Appetit zu ihrem Ossefleesch met patates, d. h. Rindfleisch mit Salzkartoffeln, zu trinken, woraus die Grundlage jedes ächt vlämischen Diners bestehen muß. Im Stamnet des Storches tranken die eigentlichen Kunden auch den Kaffee, außerdem aber hatte es in den Nachmittagsstunden Ruhe, und erst gegen sechs begannen die Stammgäste herbeizuwandern, und dann bis elf, oft bis eins vor ihren Zinnkrügen mit Brauner zu sitzen. Bis dahin hatten sie in andern Stamnets, die mehr im Freien lagen, wohl gar auch „draußen" d. h. auf einem der nahen Dörfer Bier getrunken, Kegel geschoben und aus weißen Thonpfeifchen holländischen Taback gedampft, vielleicht selbst — es ist Alles möglich in der Welt und sogar in Mecheln — ein Mal ausnahmsweise etwas zu thun gehabt und wundershalber auch wirklich gethan. Aber der Abend, der gehörte ihnen ausschließlich und unbestritten, da ruhten sie sich aus und tranken „Braune," denn das Mechelnsche Bier ist weiblichen Geschlechts. Dabei spielten sie Domino oder Karten, lasen die Journale vom ersten bis zum letzten Buchstaben durch, und schwiegen dann befriedigt still. Während der Kirmeß kam bisweilen ein Taschenspieler oder eine kleine Musikbande, diese behagliche Einförmigkeit zu unterbrechen, im Carneval geschah das auch wohl durch eine der verkleideten Gesellschaften, welche von Stamnet zu Stamnet ziehen, Runden tanzen

und satyrische Couplets absingen, in denen der Stadtskandal des ganzen Jahres zusammengefaßt und so gleichsam abgethan wird. Die Musterungen der Communalgarden brachten ebenfalls gelegentlich mehr Bewegung hervor, doch war das nur des Morgens; Abends dagegen erschien, wenn in der Nähe ein musikalischer Concours oder in der Stadt ein Fest stattfand, die Musikgesellschaft der Eisenbahn, welche ihre Fahne im Hause hatte, brachte diese wieder zu dem Lütticher, dem Präsidenten der Gesellschaft, sang ein Nationallied, spielte eine Fanfare, löschte die Fackeln im Hofe aus, und ließ die Stamnetgäste geblendet und aufathmend an den Fenstern und Thüren zurück. Waren sehr bewegte Zeiten, so wurde politisirt. Achtundvierzig hatte sogar die Stamnetgesellschaft einen Proudhonnisten buchstäblich aus dem Hause geworfen. Das war aber auch ihre letzte eigentliche That gewesen, und sie ruhte sich noch immer davon aus, so daß man oft den ganzen Abend kein Wort weiter hörte, als: „Belleken, Bier!“ Belleken, Verkleinerung von Isabella, war das Schenkmädchen im Stamnet, ein bildhübsches, wachsblasses Kind mit großen spanisch schwarzen Augen, von ernsthaftem Temperament, höchst schweigsam. Im zierlichen, weißen Mützchen, welches immer erst Abends rein aufgesetzt wurde, saß Belleken hinter dem Schenktisch, strickte und sah, ohne je ein Wort zu reden, ihre „Caprice,“ d. h. einen jungen Mann an, der ihr schon seit einem Jahr den Hof machte. Belleken's Caprice ihrerseits sprach ebenfalls kein Wort, sondern trank nur Braune. Wenn das Pärchen überhaupt mit einander redete, so geschah es nicht im Stamnet.

In diesem Augenblicke lehnte Belleken in der offenen Thür des Stamnets, sah Vitalis an, und wunderte sich, daß er da wäre. Vitalis Coninx war an allen öffentlichen Orten eine höchst seltene Erscheinung, nur in einem Café am Brül sah man ihn, wie er Journale las, und dann in dem Auctionslocal an der „Eisernen Lehn", dem früheren Fischmarkt, wo jetzt die Bauerfrauen mit Gemüse und Geflügel sitzen. Das war ein großes altes Haus, in welchem sich eine immerwährende Ausstellung von bric-à-brac befand. Um die alten Bilder, Kupferstiche, Gobelins, Spiegel, Toiletten, Porzellanvasen und was sonst noch an den Wänden hing oder auf Gestellen und Dielen im Staube lag und stand, bekümmerte Vitalis sich freilich nicht, aber wenn eine Bücherversteigerung angekündigt ward, da war er bei der Hand. Vom ersten bis zum letzten Augenblick behauptete er seinen Platz neben dem Auctionair, und legte von Minute zu Minute seine Hand auf dessen Arm, um ihm anzudeuten, daß er das ausgerufene Werk nehme, denn auch hier war Vitalis sparsam mit Worten. Selten nur sprach er, noch seltener so lebhaft, wie diesen Abend. Aber auch wenig Gegenstände lagen ihm so am Herzen, wie die alte Architektur seiner Vaterstadt.

„Man braucht nicht Künstler zu sein, um solche Denkmäler zu lieben," antwortete er dem Lütticher auf dessen Bemerkung, „man braucht nur Sinn für das Malerische und Ehrfurcht vor der Geschichte zu haben. Sie ist so gut in alten Bauwerken wie in alten Pergamenten — warum hegt man diese und zerstört jene? Es ist dies ein förmlicher Raub, welchen man an den

künftigen Geschlechtern begeht. Wie sollen ihnen die früheren Zeiten anschaulich werden, wenn man Alles, was davon geblieben ist, wegräumt wie Schutthaufen?"

„Bah, man hat ja jetzt Photographien," meinte der Lütticher, der, wie die meisten Wallonen, wenig artistische Begriffe hatte. Vitalis wurde, diesem mangelnden Verständniß gegenüber, noch leidenschaftlicher.

„Photographien sind Schatten, die Gebäude sind Körper," rief er, „was ich mit meinen Händen fassen und prüfen kann, das fühl' ich, was mir in einer Nachzeichnung gezeigt wird, das seh' ich nur. Versuchen Sie es einmal mit einer Statue — sehen Sie die Photographie davon und dann die Statue selbst — welcher Unterschied! So ist es gerade mit den Gebäuden. Zu Stein gewordenes Fleisch und Blut der Vergangenheit, das ist die Architektur. Was wüßten wir vom alten Aegypten, wenn die Pyramiden nicht wären? Es hat doch noch Niemand daran gedacht, die Pyramiden fuderweise zu verkaufen, selbst der Türke nicht. Unser Magistrat ist schlimmer, als der Türke. So hat's noch nie einer gemacht, so kann's kein anderer machen —"

„Doch, der in Namür auch," warf der Lütticher ein.

„Ich glaub's nicht," widersprach der Bildhauer eigensinnig. „Unser Magistrat ist der barbarischste. Wer erinnert sich des Wasserthors?"

„Ich," antwortete der Apotheker.

„Wohl, das hat er für dreitausendfünfhundert Franken zugeschlagen, aber mit der ausdrücklichen Bedingung, es sobald wie möglich abzubrechen. Und der prachtvolle Thurm der Egmonts — der Egmonts!" wiederholte Vitalis emphatisch.

„Nun?“ fragte der Deutsche.

„Sie haben ihn nicht gesehen?“

„Nein.“

„Sie kamen erst später her — es ist wahr —“

„Vor sechs Jahren.“

„Und das Attentat auf den Egmontsthurm ist lange her, ich war noch jung, als es begangen wurde. Er stand an der Ecke des Egmontplatzes, hoch, schlank, mit einer italienischen Zinne gekrönt — ein Prachtstück. Auch bestand die Akademie darauf, er müßte erhalten werden. Gut, nun wollte die Stadt den Platz ebnen. Da ebnete man denn so lange, bis man dem armen Thurm das Erdreich unter dem Fuße weggeebnet hatte. Natürlich drohte er den Einsturz — ich möchte wissen, wie er ihn nicht hätte drohen sollen, wenn er keinen Grund mehr unter sich fühlte. Aber der weise Magistrat machte ihm ein Verbrechen daraus — Gericht gehalten, Urtheil gefällt, Sentenz vollzogen — Thurm weg. Da hatten wir's.“

„Herr Coninx spricht von dem Thurm wie von einem lebendigen Wesen,“ bemerkte der Lütticher lächelnd gegen den Deutschen.

„Für einen Künstler mag wohl Alles leben,“ antwortete der Deutsche.

„Werden sie denn die Halle in Frieden lassen?“ fragte der Apotheker den Bildhauer.

„Weiß ich's?“ antwortete der Bildhauer und zuckte grimmig ironisch die Achseln.

„Was wollten sie damit anfangen? auch einreißen?“ fragte der Lütticher.

„Das wäre Schade — es ist wirklich ein reizendes Gebäude," bemerkte der Deutsche.

„Sie wollten noch etwas Schlimmeres," antwortete Vitalis, „es in ein modernes Stadthaus umwandeln. Was sagen Sie dazu? Diese reinen Façaden, diese graziösen Schwalbennester an den Ecken — sie modernisiren! Ich hoffe, das ist Barbarei — nicht?"

„Hoffentlich kommt es nicht so weit," sprach der gemüthsruhige Deutsche. „Und Ihr Thurm — der ist doch hoffentlich auch sicher?"

„Nichts ist hier sicher, als die Dummheit des Magistrats," erwiderte der Bildhauer heftig. „Das Thor kann morgen eingerissen werden und ich auf dem Pflaster sein."

„Nun, Sie würden schon noch ein Unterkommen anderswo finden, und sogar, wie mir dünkt, ein bequemeres," sprach der Lütticher. „Ich gestehe Ihnen, ich möchte in Ihrem Thurm nicht wohnen."

„Und ich nirgends anders. Vertreibt man mich von dort, verbanne ich mich selbst."

„Aus Mecheln?"

„Aus Belgien."

Die Andern lachten, Vitalis aber war sehr ernsthaft. Der Apotheker fragte: „Ist denn die Rede davon gewesen?"

„Erst kürzlich wieder — sehr stark."

„Ah, darum seid Ihr auch so wild."

„Wer soll da nicht wild werden!"

„Still, da ist die Engländerin, die uns beobachtet!" rief der Lütticher.

„Wo?" fragte der Deutsche.

„Dort, am letzten Fenster des Corridors. Sehen Sie mit Vorsicht hinauf, daß sie nicht merkt, wir haben sie entdeckt. Nun?"

„Nun, ich finde, es lohnt sich nicht der Mühe, sie anzusehen."

„Warum nicht?" fragte der Lütticher, der immer bereit war, Feuer zu fangen. „Das Gesicht ist interessant, die Gestalt stattlich."

„Ein guter Kopf in Marmor," bemerkte Vitalis.

„Das ist ein Bildhauerurtheil," entgegnete der Deutsche. „Wie aber urtheilen Sie als Mann?"

„Anders," versetzte Vitalis lächelnd. „Wer ist sie?"

„So viel wir bis jetzt wissen, Engländerin und unverheirathet," antwortete der Lütticher.

„Was für ein Name war's doch?" fragte gleichgültig der Deutsche.

„Walsingham, Miß Walsingham," erwiederte der Lütticher.

In der That hatte Lilias sich unter dem Namen eingeschrieben, welchen sie auf den Wunsch einer Tante, deren Erbin sie geworden war, vor einem Jahre angenommen hatte.

IV.

Wie Belleken über Vitalis dachte.

„Madame, kann ich die Stube aufräumen?“ Mit dieser kläglich vorgebrachten Frage stand Belleken am nächsten Morgen vor Lilias, nachdem diese auf des kleinen Schenkmädchens bescheidenes Klopfen das vlaemische „komt binnen!“ gerufen hatte.

Belleken war nämlich nur von Mittag an Schenkmädchen, vor Tische mußte sie als Stubenmädchen arbeiten. Nur bei Fremden, die blos Französisch verstanden, bediente Roos, denn Belleken wußte nichts weiter, als Vlaemisch. Lilias, die es in ihrer Jugend gelernt und in den ganzen dreiundzwanzig Jahren nicht vergessen hatte, konnte ausnahmsweise mit Belleken reden und fragte jetzt: „Sind denn heute wieder Bauernmenschen da, Belleken?“ Das bezog sich auf den Sonnabend, wo Belleken dieselbe Frage in demselben kläglichen Ton gethan und als Entschuldigung hinzugefügt hatte: „es ist so viel zu thun — es sind so viel Bauernmenschen da.“

Belleken antwortete: „Doch nicht, Madame, aber Belleken hat doch sehr viel zu thun, denn der Baas ist schon wieder siech.“ Der Baas heißt der Wirth, der Hausherr, der Meister, genug, alles Männliche, was im Hause commandirt, ist Baas.

Lilias fragte, was dem Baas fehle?

Belleken machte ein Jammergesicht und antwortete: „Die Gicht.“

„Und was hat Belleken damit zu thun, daß der Baas die Gicht hat?“

„Da muß Belleken auch des Morgens in's Stamnet.“

„Gut,“ sagte Lilias, „da mag Belleken aufräumen, aber nicht zu viel Staub machen, denn wie Belleken sieht, kann ich jetzt nicht hinaus.“

„Das wird Belleken sicher nicht thun,“ antwortete die dankbare Kleine, und begann ihr Geschäft, während Lilias sich ihr langes Haar weiterkämmte.

„Wenn der Baas mir die Stube nebenan als Salon gegeben hätte,“ sprach sie dabei, „so brauchte ich jetzt Belleken nicht im Wege zu sein. Warum will es denn der Mann nicht?“

Belleken räumte auf und antwortete: „Sieht Madame, wir haben nur drei große Stuben mit zwei Betten, und wenn Madame zwei hätte, wo sollten wir denn da die Fremden hinlogiren?“

„Aber seit den fünf Tagen, daß ich hier bin, ist ja noch keine einzige Familie gekommen?“

„Nein, aber sie könnten doch kommen.“

„Logisch,“ murmelte Lilias lächelnd. Dann setzte sie halblaut auf Englisch hinzu: „wie soll ich es nur anfangen, sie auszufragen?“

„Was sagt Madame?“ fragte Belleken.

„Nichts,“ antwortete Lilias hastig, und fing an, ihr Haar in Rollen zusammenzuwinden. Belleken sah ihr einen Augenblick zu und sprach dann bewundernd: „Was Madame für schönes Haar hat!“

„Es ist lang,“ sagte Lilias, keineswegs unempfindlich gegen die kleine Schmeichelei.

Zum Unglück machte Belleken gleich wieder schlecht, was sie gut gemacht hatte, indem sie weiter bewundernd hinzusetzte: „Und noch gar nicht greis!“

„Aber Belleken,“ entgegnete Lilias und versuchte zu lächeln, „ich bin ja erst siebenunddreißig.“ Sie zögerte, bevor sie log, aber sie brachte die Vierzig nicht über die Lippen.

Belleken antwortete naiv: „O Madame, das thut nichts, da sind ihrer welche greis, die nicht älter sind, als Madame. Meinheer Borgnet z. B., von der Eisenbahn, aus Lüttich — er ist nur vierzig Jahr und hat den ganzen Kopf weiß — hat Madame ihn nicht heute gesehen?“

„Wie?“ fragte Lilias, „der alte Herr, der heute mit mehreren Andern im Hofe saß —“

„Aber er ist nicht alt,“ versicherte Belleken lächelnd. „Wie ich Madame sage, er ist erst Vierzig. Er tanzt noch. Wenn Bälle in Antwerpen sind, läßt er sich eine Locomotive heizen und fährt Abends hin, und Morgens um fünf kommt er wieder.“

Die eigenthümliche Art, auf welche der Ingenieur zum Ball fuhr, schien Lilias wenig zu interessiren, überhaupt der Lütticher nicht. Sie fragte nach den andern Herren, indem sie sich dabei so wandte, daß Belleken nicht ihr Gesicht sehen konnte.

Belleken dachte nicht daran, zu beobachten, sie wischte behutsam den Staub ab und berichtete: „Der Eine, der neben Meinheer Borgnet saß, das war ein Deutscher, Meinheer Liebrecht, ein höflicher Mann, reich, hat hier eine Seidenfabrik — Ihr wißt, Madame, wo so schöne

Kleider gemacht werden. Der Dritte ist der Apotheker hier nebenan, Van den Peereboom, ein Mechelner — der hat sieben Kinder und viel Bücher. Und dann war noch Meinheer Coninx da."

„Hat der — auch viele Kinder?" fragte Lilias, deren Hand zitterte, indem sie eine Nadel vom Kaminsims nahm, wo ein geharnischter Reiter aus grünem Gyps, welcher sich als Bronce geberden sollte, die Stelle der Stutzuhr vertrat.

Belleken lachte. „Er hat gar keine — er ist nicht verheirathet. O, aber ein guter Mann! Von Neckerspoel, wie ich." Neckerspoel, früher ein Weiler, ist jetzt eine Vorstadt von Mecheln und nebenbei ein ordinaires Nest wie eines, aber Belleken hielt darauf, aus Neckerspoel zu sein, für sie war es eine Localität, die Art hatte. Geschichtlichen Rang hat es, Lilias wußte das sehr gut, sie wußte auch, daß Vitalis Coninx dort herstammte, dennoch fragte sie, halb in Zerstreuung, halb aus Verstellung: „Aus Neckerspoel — so?"

„Ja," plauderte Belleken fort, „sein Vater und mein Großvater waren Nachbarskinder, aber mein Großvater blieb draußen; dagegen zog der alte Coninx in die Stadt und wurde Instrumentenbauer — Madame weiß, von Instrumenten, womit man Musik macht."

„Und was macht der Sohn?"

„Bildsäulen, Heilige in die Kirchen — Sanct Christoph, Sanct Peter und so — auch unsern Herrn und seine Mutter. Hat Madame noch keine gesehen?"

„Von Herrn Coninx?"

„Nein, so im Allgemeinen?"

„Ja, Belleken, oft.“

„Sind auch in England Heilige?“

„Nicht so viel wie hier.“

„Aber doch auch welche? Ist Madame katholisch?“

„Ja wohl, Belleken.“

„Madame muß ein Mal zu Herrn Coninx gehen, in seine Werkstatt, da macht er die Bilder.“

„Aber ich — ich kenne ihn ja nicht,“ sagte Lilias, und erröthete, als wäre sie noch siebzehn Jahr.

„O, es gehen oft Fremde hin, er sieht es so gerne. Er ist ein sehr guter Mann, kirchlich — unser Pastor sagt es. Weiß Madame, wo er wohnt?“

„Wie sollt' ich's wissen?“

„In der Brüssel'schen Pforte wohnt er, in einem alten, grauen Thurm. Ganz allein mit einem Jungen. Er hat Niemand mehr — Vater und Brüder — alle sind ihm gestorben.“ Belleken sah mitleidig aus, nahm ihr Staubtuch und ihren grünen Blecheimer, sagte: „Tag, Madame!“ und ging. Lilias öffnete, als sie fort war, hastig beide Fenster, um die Mailuft und den Gartenduft hereinzulassen. Ihr wogte die Brust hoch. „Allein — allein!“ sagte sie leise. „Wartet er auf mich? O Vitalis, darf ich kommen?“

V.

Eine Gartenidylle an der Dyle.

Die Dyle, dieser reizende, lebendige Strom, welcher nach seiner Vereinigung mit der Nethe den Rüpel bildet, als solcher in die Schelde geht, und von dieser als Aequivalent für seinen schönen Wasserbeitrag die vornehme Eigenschaft der Ebbe und Fluth empfängt, die Dyle scheint in ihrem Vorübereilen durch Mecheln dazu bestimmt zu sein, die Liebesgeheimnisse der erzbischöflichen Stadt mit anzuhören. Kaum eine Intrigue, die nicht wenigstens ein Mal in dem Garten der Pitzenburg, neben welchem die Dyle rauschende Musik macht, sich ein Stelldichein gegeben hätte. Sehr oft sogar ist der kleine Strom, an dessen hohem Ufer die schattigsten Partien des Gartens liegen, der einzige Vertraute der Verhältnisse, welche nicht vor die Oeffentlichkeit und in's Sonnenlicht gehören. Auch Lilias und Vitalis hatten keinen andern Vertrauten gehabt, als die Dyle. Von dem botanischen Garten war damals zwar schon die Rede, aber angelegt wurde er erst zwei Jahre später, unter seinen Bäumen konnte sich also die Idylle nicht verbergen, welche sich zwischen der Tochter des englischen Gentleman — denn die Profession des Arztes ist die eines Gentlemans — und dem Sohn des mechelnschen Kunstarbeiters entsponnen hatte. Aber das Haus, welches Herr Peyton bewohnte, ging mit einem langen, schmalen Garten bis an die Dyle, und in dem Garten war es, wo Vitalis

und Lilias die Gelübde ausgetauscht hatten, durch welche Lilias sich noch jetzt mit ihrer ganzen Seele gebunden fühlte.

Vitalis war zwei Jahr älter, als Lilias, damals also achtzehn, und ein Lehrling der Akademie von Mecheln. Ursprünglich war er dazu bestimmt gewesen, das Gewerbe oder die Kunst des Großvaters und des Vaters fortzusetzen. Leider nahm eine Taubheit, welche sich bei ihm schon in der Kindheit gezeigt hatte, mit seinem Eintritt in's Jünglingsalter bedenklich zu, und ohne gutes Gehör kann man kein Instrumentenbauer werden. Was thun? Vitalis fühlte große Neigung zum Priesterstand, er war eine scheue, contemplative Natur, der es in der Abgeschlossenheit der Kirche wohl gewesen wäre, aber auch der Priester muß fein hören können. So entschloß er sich denn, gleichsam gezwungen dazu, sein Talent für bildende Kunst zu seinem Lebenszwecke zu machen. Seit zwei Jahren war er auf der Akademie und berechtigte zu Hoffnungen. Seine Lehrer wollten ihm wohl, und als Herr Peyton den Direktor der Akademie ersuchte, ihm einen Zeichenlehrer für seine Kinder zu besorgen, schlug der Professor den jungen Coninx vor. „Er ist von allen meinen jungen Leuten der bescheidenste," sagte er, „seine Sitten sind rein wie die eines jungen Mädchens, und darauf muß auch gesehen werden, wo es sich um den Unterricht einer Demoiselle handelt. Ueberdies hat er viel Talent und ist weit genug, um die Anfangsgründe zu lehren. Ist Ihre Demoiselle erst über die hinaus, erbiete ich selbst mich." Die Hauptsache war, daß der Direktor dem Jüngling, der keineswegs reich

war, den Verdienst der Stunden bei den Peytons zuwenden wollte.

Und so wurde nun gezeichnet, meistens, denn es war im Frühling, in der Laube, welche am Ende des Gartens über der Dyle lag. Wilder Wein und Rosen rankten sich um ihre Holzgitter, vom rauschenden Strom athmete es kühl herauf, über die Stadt herüber kam von dem Thurm von St. Rombaud alle Viertelstunden die Melodie des Glockenspiels. Ueber die Brücke rechts ging das Geklapper der Holzschuhe, auch ein vlaemischer Volkston, so gut wie das Glockengedusel des Beijaerd; unter der Brücke durch und dann dicht unter der Laube vorüber fuhren die schwerbeladenen Frachtkähne mit den Schiffern in rothen Wollenwämmsern in die Schelde und dann weiter.

„Ich möchte auch fahren," sagte dann Vitalis, der, um so zu sagen, eine tiefe ethnographische Sehnsucht in sich fühlte; „ich möchte alle Länder bereisen und alle Sprachen lernen."

„Englisch auch?" fragte Lilias.

„Englisch vor Allem," antwortete er, mit Verlangen und Licht in seinen großen schwarzen Augen. Diese ernsten schwarzen Augen waren das Schönste an Vitalis; sein Gesicht war noch nicht recht ausgebildet, seine Gestalt sehr ungelenk und eckig, und sein dickes schwarzes Haar völlig unkultivirt. Aber die Augen machten Alles gut, und thaten es allmälig der jungen Engländerin an, ohne daß weder sie, noch Vitalis etwas davon wußte. Sie sagte nur, wenn von Vitalis die Rede war, mit einer eigenen Betonung: poor boy! und that, was sie konnte, für den „armen Knaben," um so mehr, da ihr

Vater ihn gänzlich als ein untergeordnetes Wesen behandelte und ihre „Knabenbrüder" ihn nun gar für ein Lastthier anzusehen schienen, welches dazu bestimmt sei, alle ihre Ungezogenheiten geduldig zu ertragen. Vitalis war meistens so im Traum, daß er es nicht recht fühlte, wenn man ihn schlecht behandelte oder gar mißhandelte. Dagegen wurde er Güte, die man ihm widerfahren ließ, sehr lebhaft gewahr, und seine Dankbarkeit hatte etwas Kindlich-strahlendes, was ihn ungemein verschönte und das Bedürfniß erregte, ihn bald wieder so glücklich zu machen. Lilias überließ sich diesem Bedürfniß mehr und mehr. Sie arbeitete nicht nur mit unermüdlichem Fleiß, um ihrem jungen Lehrer recht viel Ehre zu machen, sie wurde auch ihrerseits seine Lehrerin im Englischen und wiederum im Vlaemischen zum zweiten Male seine Schülerin. Weiter tauschten sie Bücher aus: Vitalis brachte Hoofd, Vondel, Cats und Tollens, Lilias gab ihm Wordsworth, Southey, Rogers, Scott. Herr Peyton hatte gegen diesen geistigen Tauschhandel Nichts, er betrachtete ihn als eine Wohlthat, welche seine Tochter dem armen Kunstlehrling erwies. Auch Früchte und Wein vom Nachtisch durfte Lilias für ihn aufheben — er hatte es ja nicht zu Hause, der arme Bursche! Vitalis nahm von ihrer Hand Alles wie ein erkenntliches Kind; ein Mal ergriff die Dankbarkeit ihn so, daß er einen Pfirsich, den Lilias ihm reichte, andächtig küßte. Lilias flammte in Purpur auf, der Jüngling ward sich bewußt, was er gethan und in welchem Gefühl er es gethan; er wurde unter seinen dunklen Haaren todtenbleich und stammelte: „Vergebt mir!" Lilias sah sich scheu nach der alten Cou-

sine um, welche ihr als Ehrendame diente, denn ihre Mutter hatte Lilias längst nicht mehr. Die alte Miß Peyton schlief einen sanften Nachmittagschlaf. Herr Peyton war mit den beiden Jungen auf die Bamiß gegangen, wie in Mecheln die Herbstmesse heißt, die am Sonntag nach dem ersten October beginnt. Lilias und Vitalis waren allein, an der Laube leuchtete der rothe Wein, in der Luft zitterte das reine weiße Licht der Herbstsonne, aus dem Garten kam der Duft der Reseda. Und die Dyle rauschte unten. Lilias sah Vitalis an: Geständniß, Gelöbniß, Alles war in dem Blicke ihrer Augen, welche in dieser Stunde so schön waren, wie die seinigen. Vitalis konnte es nicht glauben, zweifelte, zitterte, dann überkam ihn die Gewißheit, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen. „Was seid Ihr gut!“ schluchzte er in seiner Muttersprache, „ich möchte gern für Euch sterben.“

„Besser leben,“ erwiederte Lilias in der ihrigen.

„Werd' ich's dürfen? Euer Vater —“

„Ihr müßt ein großer Künstler werden, Herr Coninx, und dann —“

„Sagt Vitalis, Miß Peyton!“

„Dann müßt auch Ihr Lilias sagen.“

„Lilias!“ sprach er, die Hände faltend, wie vor einem heiligen Bilde.

„Vitalis!“ hauchte sie, und in ihrer Stimme vibrirte die Leidenschaft.

Sich zu küssen wagten sie in dieser Stunde noch nicht. Sie hatten noch Ehrfurcht vor ihrem neuen Glücke, behandelten es noch wie einen überirdischen Fremdling.

Allmälig wurden sie mit ihm vertrauter. Der Garten sah in den nebeligen Nächten des Herbstes, welche in Belgien auch während des Winters oft ihres Gleichen finden, heimliche Viertelstunden verstohlenen Liebesgekoses. Aus dem Hause schlich Lilias sich, unsichtbar im Nebel klimmte Vitalis vom Ufer aus zum Garten empor. Die Mauer, welche diesen abschloß, hatte einige gefällige Unebenheiten, die dem starken und kühnen Jüngling halfen. Er hatte sie bei Tage so gut studirt, daß er sie auswendig wußte und im Finstern blindlings fand. Gewiß ist es, daß er sich nie ein Glied brach, nie fiel und sich den Kopf zerschlug. Lilias wurde bisweilen wegen ihrer Sucht, Abendspaziergänge zu machen, geneckt oder wohl auch gescholten, damit aber war es abgethan. Bisweilen lauschte sie umsonst, bisweilen klimmte Vitalis fruchtlos empor, doch verrathen wurde diese Gartenliebe nicht — sie dauerte bis wieder zum Frühling.

Im Anfang hatte Vitalis Gewissensscrupel: er war zu ernstlich fromm, als daß er es nicht für eine Sünde hätte halten sollen, einen Mann zu hintergehen, der ihm doch immer in einem gewissen Sinne vertrauend sein Haus geöffnet hatte. Lilias jedoch riß ihn mit sich fort in das Geheimniß; wenn Vitalis poetischer liebte, so liebte sie heftiger; sie konnte und wollte sich nicht in die Entbehrung schicken, ihn nie ungestört zu sehen, zu küssen — reden konnten sie nicht mit einander, Vitalis hätte ja nicht zu hören vermocht, was die Geliebte ihm leise gesagt hätte. So nahmen die Zusammenkünfte unvermeidlich einen leidenschaftlichen Charakter an, und wäre Vitalis nicht mitten in seinem Rausch immer Gottes

eingedenk geblieben, Lilias hätte ihre Unvorsichtigkeit schwer büßen können. Aber der Jüngling hielt sie und sich selbst aufrecht. Dieser Widerstand, welchen er seiner eigenen Glut und der Hingebung des Mädchens entgegensetzen mußte, dünkte ihm eine gerechte Buße für das Vergehen, dessen er sich schuldig machte, indem er von der Tochter eine Liebe annahm, welche der Vater noch nicht gesegnet hatte und, wie Vitalis oft mit tiefer Niedergeschlagenheit fürchtete, nie segnen würde.

Lilias wollte das nicht fürchten. In den Briefen, welche die jungen Leute von Hand zu Hand wechselten, um dadurch die unmögliche mündliche Unterhaltung zu ersetzen, sprach sie begeistert von der Zukunft, wo Vitalis einen großen Namen haben und ihn mit Lilias theilen würde; durch hundert Mädchensophismen suchte sie dem Geliebten zu beweisen, daß sie ihre kindliche Pflicht gegen den Vater nicht verletze. Was gab sie Vitalis, ohne den Vater zu fragen? Was ihr eigen war, einzig und allein ihr gehörte: ihr Herz, ihr inneres Leben. Ueber ihr Schicksal, über ihre Hand wollte sie ja den Vater entscheiden lassen. Nur fragte sie, warum sollten sie ihn jetzt schon aufstören, bedrängen, erzürnen, wo es noch nicht Zeit war? Wenn er Vitalis erst berühmt sähe, würde er mit Freuden einwilligen, das wußte Lilias; ein großer Künstler, der für seine Schöpfungen viel Geld bekam, war ein Gentleman. Bis dahin mußten sie vorsichtig sein und ohne wider des Vaters Willen zu handeln — er hatte ja noch keinen ausgesprochen — sich in Acht nehmen, um nicht erst ein Verbot hervorzurufen, welchem dann gehorcht werden

müsse, setzte Lilias heuchlerisch hinzu, denn innerlich war sie fest entschlossen, keinem Verbot zu gehorchen, welches sie von Vitalis schiede.

So phantasirte Lilias, und Vitalis versuchte, ihr zu glauben. Diese Phantasieen, das ganze Glück währte bis zu einem Tage im April, wo die Liebe des jungen Paares, ein Mal zu mächtig vom Frühling des Jahres und des Daseins ergriffen, vergaß, daß es für sie nicht den Tag, sondern nur den Abend gäbe, wo Vitalis zum ersten Male in Gefahr war, Lilias anders als mit Andacht zu lieben, ihr Kopf an seiner Schulter lag, seine Lippe auf die ihre gepreßt war, und wo plötzlich in diesen Taumel hinein des Vaters Stimme: „Lilias!" rief, und gleich darauf Vitalis den verächtlichen Befehl empfing, das Haus auf immer zu verlassen.

Herr Peyton war ein vernünftiger ruhiger Mann. Er packte Lilias nicht am Arme, sondern schickte sie gelassen hinauf in ihr Zimmer. Dann ging er im Garten auf und ab und überlegte. Er hatte kurz zuvor Briefe erhalten, einer davon mußte als Vorwand dienen. Die Schwester seiner verstorbenen Frau, Miß Walsingham, war krank und wünschte Lilias bei sich zu haben; der Vater mußte mit dieser am nächsten Tage nach England. Miß Maria Peyton blieb unterdessen mit den beiden Knaben in Mecheln zurück.

Sie erfuhr Nichts, Niemand erfuhr etwas. Miß Walsingham allein, zu welcher er Lilias wirklich bringen wollte, wurde von der Sachlage unterrichtet; auf ihre Discretion konnte Herr Peyton sich verlassen. Vitalis empfing einen Brief mit dem Honorar für das letzte

Vierteljahr und zugleich mit der Weisung, in den nächsten Tagen wegen vorgeblichen Zeitmangels seine Stunden schriftlich aufzukündigen.

Alles geschah genau nach diesem Programm des beleidigten Vaters. Lilias und Vitalis sahen sich nicht wieder, konnten kein letztes Gelübde, keine Verabredung für die Zukunft miteinander austauschen. Allem Anschein nach waren sie für einander verloren. Als Herr Peyton ohne seine Tochter zurückkehrte, hörte er, daß Vitalis auf die Akademie nach Antwerpen gegangen sei. Auch Herr Peyton verließ nach einem halben Jahre Mecheln und den Continent. Er glaubte, seiner Kinder in England doch sicherer zu sein.

VI.

Vitalis als Künstler.

Der Franzose sagt: „Wollen ist können.“ Ein glänzendes, und was noch mehr ist, ein treffendes Wort, nur, leider, nicht in jedem Falle wahr. Der allein, der da wirklich zu wollen versteht, hat die Macht und die Möglichkeit des Könnens in sich, aber nicht Jeder, der da will, kann auch. Es giebt selbst für den stärksten, ehrlichsten, bewußtesten Willen eine Grenze, wenn sich mit ihm nicht das Glück oder die Begabung verbindet. Dem armen Vitalis fehlte entschieden die letztere, wenigstens

in dem Grade, wo sie zum Genie wird. Er hatte nichts weiter, als ein logisches, solides Talent; er konnte ein tüchtiger Künstler werden, aber niemals ein großer. Die erste Erfahrung dieser schmerzlichen, aber unleugbaren Wahrheit machte er gleich in Antwerpen. Er arbeitete mit dem redlichsten, rührendsten Eifer, die Professoren waren ungemein zufrieden mit ihm, allgemein war das Wohlwollen, welches man an der Akademie für Vitalis hegte, und doch konnte ihm kein Preis zuerkannt werden. Die Arbeit, die er geliefert hatte, war ebenso correct, wie charakterlos; ein Fehler wäre gerügt und dann übergangen worden, aber was sollte man sagen, wo es weder etwas zu tadeln, noch zu loben gab? Man sagte also Nichts, und Vitalis stand mit seiner ersten getäuschten Hoffnung auf Künstlergröße sich selbst und der abwesenden Geliebten gegenüber.

Lilias war nämlich für ihn nach wie vor sein eigen, seine Geliebte, seine Braut, die er sich durch große Schöpfungen zur Frau erringen sollte. Was das der Welt unkundige Mädchen in ihren Liebesträumen phantasirt, das hatte er, der ebenfalls unwissende Knabe, als Glaubensartikel angenommen. Wenn er in Belgien ein berühmter Künstler geworden war, dann ging er nach England, und warb bei dem stolzen Britten als ebenbürtig und berechtigt um die Hand seiner Tochter. Vitalis hielt mehr als ein Mal schon in Gedanken die Feuerrede seiner Werbung. Er wollte dem Engländer allerdings bescheiden, wie es sich für einen Bittenden ziemte, aber zugleich mit dem würdevollen Selbstbewußtsein, welches ein echter Künstler haben darf, gegenüber-

treten. Zuerst aber wollte er die nöthigen großen Werke schaffen, allenfalls auch nur das nöthige große Werk. Aber wie das anfangen? Vitalis besah sich seine unprämiirte Studie und rieb sich mit seinen großen Händen die starke Stirn unter den vollen schwarzen Haaren. Man sage nicht, er habe aus seiner Unsicherheit über das Wie des Schaffens schon jetzt errathen müssen, ihm sei das eigentliche Schaffen nicht gegeben. Es ist schon mancher große Künstler Jahre lang vor dem unfaßbaren Wie verzweifelt, der es dann auf einmal mit gewaltiger Kraft ergriff und seinem triumphirenden Willen unterwarf. Vitalis durfte, trotz seiner jetzigen Niederlage als Schüler immerhin noch auf einen späteren Triumph als Meister hoffen. Nur wußte er, wie gesagt, noch nicht recht, auf welchem Wege er dazu gelangen sollte.

„Kommt mit mir,“ sagte ein junger Antwerpener, ein „erster Preis,“ der nach Paris ging. „Wir wollen miteinander wohnen und gemeinschaftlich studiren. Hier bekommt Ihr nimmer einen Preis. Sie mögen Euch in Antwerpen nicht, weil Ihr ein Mechelner seid.“

Damals, wie heute, war die Jugend rasch bei der Hand, die Vorgesetzten und Obern der Ungerechtigkeit und Parteilichkeit zu beschuldigen. Vitalis hätte das nicht aus eigenem Antrieb gethan, dazu war er zu bescheiden und in seinem Innersten aller Autorität zu demüthig unterwürfig. Aber als der kecke Antwerpener es so frisch und ohne Umstände heraussagte, da wurde es dem guten Vitalis doch bedenklich. Die Städte in Belgien tragen sämmtlich nicht gar zu große Liebe zu einander, zwischen Mecheln und Antwerpen aber herrscht

geradezu eine Spannung, die albern sein würde, wenn sie nicht historisch alt wäre. So muß man sie denn zu allen den andern Merkwürdigkeiten, wovon beide Städte voll sind, mit in den Kauf nehmen und ernsthaft bleiben, wenn die Mechelner die Antwerpener als „Signori", d. h. als anmaßend und hochmüthig bezeichnen, und die Antwerpener dagegen durch den Spottnamen „Mondlöscher" daran erinnern, daß die Mechelner einst, als der Mond besonders hell auf Sanct Rombaud schien, die Kathedrale in Brand glaubten und mit sämmtlichen Eimern der Stadt herbeistürzten, um durch Löschen des Feuers ihr architektonisches Heiligthum zu retten.

So lange es bei diesen gegenseitigen Neckereien bleibt, hat die Sache nicht eigentlich etwas auf sich, selbst wenn daraus bei der oder jener Kirmeß eine kleine Keilerei entstehen sollte. Aber wenn nun das Schicksal eines Antwerpeners von Mecheln oder umgekehrt das eines Mechelners von Antwerpen abhängt, und der alte Groll mischt sich unwillkürlich in die Entscheidung, da wird es Ernst. Vitalis wenigstens meinte, daß es Ernst würde, als sein Antwerpener Kunstfreund ihm bestimmt versicherte: „Ihr seid ein Mondlöscher, und einem Mondlöscher geben unsere Signori im Leben keinen Preis."

„Wenn dem so ist," meinte der betroffene Vitalis, „da kann ich Jahre hier arbeiten und keinen Schritt weiter kommen."

„Es ist so," bestätigte sein Freund. „Wollt Ihr mit mir?"

„Ich will," antwortete Vitalis entschlossen.

Nach Paris war es damals noch nicht eine bloße

Fahrt, sondern eine ordentliche Reise. Vitalis machte sie mit tausend Hoffnungen in seinem starken, liebenden Herzen. Für ihn ging es über Paris nach England.

Die beiden jungen Belgier führten ein freudiges und drolliges Künstlerleben in Paris. Ein frugales und enthaltsames mußte es sein, denn was der Antwerpener hatte, sollte für ihn und Vitalis ausreichen. Ihre Wirthschaft war ein Muster von ordentlicher Unordnung. Eine große Dachstube wurde durch einen Vorhang in ein Atelier und in ein inneres Gemach getheilt. In diesem wurde geschlafen und gekocht; der Antwerpener hatte ein Bett, Vitalis schlief — wie, wußte er später selbst nicht recht — auf dem breiten niedrigen Fensterbrette. Das Kochgeschirr stand auf dem Fußboden um den kleinen Ofen her, und Vitalis war Koch, zeichnete sich jedoch bei diesem Amte leider nicht durch Reinlichkeit aus, denn die Töpfe wurden niemals gescheuert, sondern immer nur ausgewaschen.

Dabei bekam er in Paris, was er in Antwerpen nicht bekommen hatte, einen Preis. Das gab ihm hohen Muth, und er arbeitete mit verdoppeltem Eifer. Die erste Arbeit, mit welcher er selbst so recht zufrieden war, die Büste eines berühmten Mechelnschen Botanikers, schickte er der Stadt als Geschenk für den eben angelegten botanischen Garten. Der Vater schrieb ihm: er möchte zurückkommen, die Stadt würde jetzt wohl etwas für ihn thun. Die Aufforderung traf zu rechter Zeit ein, denn der Antwerpener wollte nach Rom, und ohne ihn hätte Vitalis nicht gewußt, wo er Wohnung und Nahrung finden sollte. Arbeiten nährt nicht, wenn die Arbeiten

nicht bezahlt werden, und was hätte Vitalis in Paris schon jetzt Bezahlenswerthes liefern können? Dagegen fand er in einer ostvlandrischen Stadt, wo er auf dem Heimwege einen Großonkel besuchte, der dort Priester war, ganz unvermuthet eine hübsche Anzahl Portraits, jedes zu fünfunddreißig Francs, zu zeichnen. Die Taschen voll, kam er in Mecheln an, und wurde mit der Ankündigung überrascht, die Stadt wolle dazu beitragen, daß er nach Rom gehen könne. Mecheln sah in ihm einen möglichen großen Bildhauer, auf welchen es später, als auf das Werk der Stadt, vielleicht stolz sein könnte. Vitalis glaubte gerade zu dieser Zeit so naiv an sich selbst, daß er auch Andere zum Glauben an seine Zukunft bewog. Reich ausgestattet, wenigstens reich im Verhältniß zu seinen Ansprüchen, ging er nach Rom. Dieses Mal sollte ihn der Weg nach England über die ewige Stadt führen. Die alte bischöfliche Stadt drunten an der Dyle wollte für ihn noch ein Uebriges thun und ihm eine lokalhistorische Statuë anvertrauen, welche auf einen der Hauptplätze Mechelns kommen sollte. Es handelte sich nur darum, ob sein Modell der Akademie gefiel. Nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte in Rom sandte er es ein. Es fand Beifall, und die Bestellung erfolgte. Vitalis arbeitete die Statue ebenfalls in Rom. Sie gelang, und doch — als Vitalis vor seinem vollendeten Werke stand, da sagte er sich zum ersten Male ohne Schonung gegen sich selbst: er werde nie um Lilias werben dürfen. Schon länger hatte er es geahnt, wie weit oder vielmehr wie eng die Grenzen seines Könnens gezogen wären, aber noch immer hatte ihm der Muth

zur Anerkennung der Wahrheit und zu der daraus nothwendig folgenden Selbstverurtheilung gefehlt. Jetzt, gegenüber seiner Statue, hatte er diesen Muth. Sie stellte eine der Königinnen vor, welche die Niederlande verwaltet haben; sie war verständig aufgefaßt, richtig behandelt, sorgfältig gearbeitet, ein gutes Werk, aber kein lebendig gewordener Stein. „Seele hab' ich nicht zu geben, Leben kann ich nicht einhauchen," sprach Vitalis; „fahrt wohl, Lilias! Liebe meiner Jugend, Traum meines Lebens, fahrt wohl! Meine Geliebte, ich werde Euch nicht wiedersehen. Der arme Vitalis wird kein großer Künstler. Der arme Vitalis wird Euch nicht vergessen, aber es war zu viel für ihn, nach Euch zu streben. Fahrt wohl!"

Vitalis war keine leidenschaftliche, nur eine treue und zärtliche Natur. Er hatte keinen schweren Kampf zu kämpfen, als er seinen Hoffnungen entsagen mußte, er resignirte, nicht ohne Wehmuth, aber ohne Verzweiflung. Die Jahre, welche seit seinen Romeonächten am Ufer der Dyle hingegangen, waren nicht umsonst verflossen; nicht die Liebe, aber das heiße Weh derselben hatten sie in ihren Wogen dahingetragen. Vitalis konnte sich das Leben ohne Lilias nicht glücklich denken, aber er konnte sich ein Dasein ohne sie vorstellen und sich nicht unglücklich fühlen. Die Erde war nach wie vor schön, nur die Sonne schien nicht ganz so hell, wie sonst. Wohl, Vitalis mußte Gott eben für den sanften Schatten loben, welchen der Herr über seine Zukunft gelegt hatte.

Der Sohn Mechelns überbrachte selbst seiner Mutterstadt das Werk, welches sie ihm anvertraut. Es fehlte,

wie in Belgien bei allen solchen Gelegenheiten, bei der Enthüllung der Statue weder an Reden, noch an Hochs und Toasten, und Vitalis bekam seinen Theil davon ab. Er nahm Alles dankbar an, ebenso Aufträge, die ihm zahlreich ertheilt wurden und ihm für die nächsten Jahre eine sorgenfreie Existenz sicherten. Um sie auszuführen, mußte er allerdings in Belgien bleiben, und das war ihm damals auch ganz recht. Sogar gegen Mecheln selbst hatte er nichts. Sein Vater, dem inzwischen der älteste Sohn gestorben war, wünschte den zweiten in seiner Nähe zu haben, und Vitalis gab liebevoll nach. Ob er in Mecheln oder anderswo arbeitete, was verschlug es ihm? Nur an einem Atelier mangelte es, und er war im Suchen danach begriffen, als sein Freund, der Antwerpener, welcher mit einem beginnenden europäischen Rufe gleichfalls aus Rom heimgekehrt war und zum Besuch bei Vitalis sich befand, ihn auf die neue Brüsselsche Pforte aufmerksam machte, welche in ihren Thürmen große Räume barg.

„Wenn ich an Eurer Stelle wäre, würde ich mich dort oben einrichten,“ sprach er scherzend.

„Freund, Ihr habt Recht!“ rief Vitalis lebhaft, „in ganz Mecheln giebt es kein solches Künstlerquartier, wie dort oben. Der Magistrat muß es mir herrichten lassen, und ich bezieh' es.“

Gesagt, gethan! Vitalis war gerade der Mensch dazu, mit einer prosaischen Geschäftsmiene eine artistische Extravaganz zu begehen. Wie er es anfing, um von dem Magistrat die Herstellung der Treppe zu erlangen — mehr begehrte er nicht, aber auch nur das vom Mechelner

Magistrat zu begehren, hätte sich gewiß kein Anderer als Vitalis getraut — wie er es anfing, den Magistrat zu dieser unnützesten aller Ausgaben zu bewegen, das blieb sein Geheimniß. Genug, geglückt war es, eine Treppe, auf der man nicht nothwendigerweise den Hals brechen mußte, führte zu dem Doppelthurm der Brüsselschen Pforte hinauf, und in dem letzten alten Thore, welches die Stadt noch verschont hatte, hauste von nun an der Bildhauer von Mecheln.

VII.

Die Treue eines Mädchens.

Es ist schon viel und feierlich über weibliche Treue gesprochen worden, es wird noch immer viel und feierlich darüber gesprochen, und doch ist sie ebenso selten, wie die männliche. Sehr oft liegt das Verdienst einer Treue lediglich in der Unmöglichkeit, sie zu brechen. Ein Mädchen faßt nach dem Verlust seiner ersten Liebe in den meisten Fällen nur darum keine zweite, weil ihm zu dieser keine Gelegenheit geboten wird; und so und so viele Wittwen würden den verlorenen Gatten nicht lebenslänglich betrauern, wenn — ihnen nicht der Tröster fehlte.

Damit soll dem weiblichen Herzen aber keineswegs ein besonderer Vorwurf von Wankelmuth gemacht wer=

den. Die Treue ist nur deshalb selten, weil die eigentliche Liebe selten ist, die nämlich, welche eben nur einem Menschen zu gehören vermag, weil er allein im Stande war, sie einzuflößen. Hunderttausende von Gatten, welche warm an einander hängen, würden ebenso glücklich sein und ebenso zärtlich lieben, hätten sie durch Zufall oder Umstände andere Gefährten für die Lebensreise gefunden oder gewählt. Es ist, kurz gesagt, in den meisten Fällen zum Glück einer Ehe durchaus nicht nothwendig, daß es eben dieser Mann oder diese Frau, sondern nur, daß es überhaupt ein Mann oder eine Frau sei. Das ist die Liebe, welche sich aus dem allgemeinen Liebesbedürfniß der Menschheit ergiebt, und sie kann von einem Individuum auf das andere übertragen werden. Die dagegen, welche durch eine besondere Individualität erweckt wird, bleibt dieser Individualität ein für alle Mal ausschließlich eigen, und dieses beständige Eigensein wird eben Treue genannt.

So hatte Lilias den jungen Bildhauer geliebt, weil er Vitalis war, und so liebte sie ihn unverändert fort durch alle die Jahre der Trennung. Es war dabei keine Sentimentalität im Spiel, ebensowenig die Romantik, welche die Engländerinnen in verschiedenen Gegenden verrufen und gefürchtet macht. Nicht daß Lilias nicht auch etwas romantisch gewesen wäre — ihr Gartenroman mit Vitalis hat es bewiesen — aber sie war es nur im poetischen, nicht im abenteuerlichen Sinne. Sie würde, als Mutter von neun Kindern, nie eloped sein. Sie würde nie, weder den Kutscher, noch den Jäger ihres Vaters geheirathet haben, wenn dieser sich nämlich des

Besitzes solcher würdiger Leute erfreut hätte. Sie würde als Wittwe und Mutter eines zweiundzwanzigjährigen Sohnes diesem nie erklärt haben, daß ein armer einundzwanzigjähriger Student, welcher ihren jüngeren Kindern deutsche Stunden gab, sie verführt habe und ihre Ehre durch eine Heirath wiederherstellen müsse. Diese Art britischer Romantik war Lilias gänzlich fremd. Aber nicht die, welche das Bild des Geliebten mit immergrünen Ranken umgiebt und bei der stetig fortbrennenden Flamme des einen starken Gefühles nicht empfindet, daß die Spätzeit des Lebens eintritt und der Reif auf die Blumen fallen muß, welche der Sommer noch übrig ließ. In dem Hause der Tante, welches Lilias, seit der Vater es ihr ein Mal zur Wohnung gegeben, nie wieder verließ, so lange Miß Walsingham lebte, in der rosenumblühten Cottage, wo das echte englische Landleben Stunde für Stunde, Jahr für Jahr mit seinen gleichmäßigen Beschäftigungen, Pflichten und Vergnügungen dahinging, wie ein langsam fließender Strom, fühlte Lilias kaum, wie lange es schon her war, seit sie von Vitalis getrennt worden. Anfangs zählte sie die Tage, die Monden und — wie widerstrebend! — die Jahre. Allmälig wurden dieser Grenzsteine der Zeit zu viele, und sie verschwanden in der nebelhaften Unbestimmtheit, in welcher die ganze Vergangenheit zerfloß. Die Gegenwart war ebenfalls nebel- und schattenhaft; mehr und mehr kam es Lilias vor, als führe sie nur ein Scheindasein, und ihr wahres Leben bestehe ganz allein in dem unverminderten starken Gefühl ihrer Liebe, welches nicht nur selbst eine ewige Jugend besitze, sondern auch ihr diese mittheile.

Der äußerlichen Veranlassungen, welche sie an den wirklichen Verlauf der Zeit und den wirklichen Zustand der Dinge hätten erinnern müssen, wurden immer weniger. Lilias hatte in den ersten Jahren nach ihrer Heimkehr trotz der Zurückgezogenheit, welche Miß Walsingham von ihrer Nichte heischte, einige gute Anträge gehabt, denn ein Mädchen braucht nicht immer auf den Heirathsmarkt geführt zu werden, um Abnehmer zu finden. Nach und nach indessen war es bekannt geworden, daß Miß Peyton sich nicht zu verheirathen wünsche, indem sie entweder ein early disappointment gehabt, oder noch immer ein romantic attachment habe, und die Bewerber, großmüthig oder beleidigt, ließen sie in Ruhe. Die Tante, welcher die Gesellschaft der Nichte lieb, ja, nothwendig geworden war, redete ihr keineswegs zur Annahme irgend einer Bewerbung zu, im Gegentheil, sie rühmte dem Mädchen die Vorzüge der ehelosen Unabhängigkeit an, welche Lilias während ihres Lebens mit ihr theilen, nach ihrem Tode als ihre Erbin allein weiter genießen sollte. Mit der Versicherung, Lilias solle ihre Erbin werden, beruhigte sie auch Herrn Peyton, wenn er sich, was übrigens nur selten geschah, mit der Zukunft der Tochter beschäftigte. Er war um so zufriedener, Lilias aufgehoben und versorgt zu wissen, als die Söhne ihm viel Noth machten, und nur durch große Opfer an Geld in einigermaßen einträgliche Stellungen gebracht werden konnten. Ungefähr vor fünf Jahren war er gestorben, und damit hatten die Beziehungen, die Lilias noch mit der übrigen Welt verbunden, gänzlich aufgehört; denn die Brüder bekümmerten sich nicht um die „alte Jungfer,“ Jugendfreun-

dinnen hatte sie bei ihrer continentalen Erziehung nicht gehabt, die Verwandten von Vaters Seite waren ihr völlig fremd geworden, und von Mutters Seite bestand ihre ganze Familie eben nur in Miß Walsingham. Man kann sich also ungefähr eine Vorstellung von der Eintönigkeit und Abgeschlossenheit machen, in welcher Lilias an der Seite der fast achtzigjährigen Tante das verhängnißvolle vierzigste Jahr erreichte.

Wird man es ihr zu einem gar zu schweren Vorwurf machen, daß sie, als die Tante etwa drei Wochen später starb, mit einer unsäglich bittern Empfindung fragte: „warum nicht zehn Jahre früher?" Da wäre sie noch jung gewesen, hätte dem Geliebten noch ein frisches, blüthenfähiges Glück zubringen können! Doch sie war auch jetzt noch nicht alt. Wenn Vitalis ihr nur treu geblieben war, dann lagen noch schöne Jahre vor ihr. Aber war er treu geblieben? Darum handelte es sich jetzt. Lilias, die so lange Jahre still ausgehalten, war plötzlich wie in einem Fieber von Ungeduld. Es schien ihr unmöglich, so lange zu warten, bis auf Erkundigungen, die sie allenfalls hätte in Belgien anstellen können, Antwort eintreffen konnte. Nein, selbst wollte sie nachforschen, an Ort und Stelle ihr Schicksal erfahren. Sie konnte ja nun reisen. War sie nicht endlich unabhängig? Das Beerben der Tante hatte sich von selbst verstanden und keinerlei Schwierigkeiten verursacht, legte ihr also auch keinen Aufschub in den Weg. Nach ihren Brüdern fragte sie nicht, weil sie früher nicht nach ihr gefragt hatten. Sie war zum ersten Male in ihrem Leben dem vollen Sinne des Wortes nach gänzlich frei,

und sie benutzte ihre Freiheit, um nach Mecheln zu kommen. Was sie zu erfahren gehofft, sie hatte es erfahren: Vitalis war noch unverheirathet. Daß er aus Treue gegen sie keine andere Verbindung gesucht, Lilias zweifelte nicht daran, doch was half das sowohl ihr, wie ihm, wenn er nicht seinerseits erfuhr, daß die frühere Geliebte ihm wieder nah und daß sie nun reich und unumschränkte Herrin über ihre Hand sei? O, wenn doch Roos und Belleken nicht so naiv grausam gesagt hätten: „da Madame noch jung war!"

VIII.

Im botanischen Garten.

Sie wollte und wollte nicht, jeden Tag sagte sie sich: „es muß heute gewagt werden!" und ein Tag nach dem andern kam zu Ende, ohne daß sie es gewagt hätte. Alle Welt fragte sich: „was thut die Engländerin im Storch?" und Niemand konnte Antwort geben. Sie wohnte nun schon über zwei Monate in ihrem engen und niedrigen Gartenstübchen.

Wenn sie ausging, so war sie stets dicht verschleiert. Aber sie ging wenig aus, höchstens in die Kirchen und in den botanischen Garten, wo sie sich auf den Rath des Portiers den Eintritt erkauft hatte.

An einem Morgen nach Mitte Mai ging sie auch

dort spazieren. Des Morgens ist, das Wetter möge noch so schön sein, der Garten fast immer leer, Lilias fand also die Einsamkeit, deren sie bedurfte. Der Tag versprach ausnahmsweise warm und still zu bleiben, und der Garten entfaltete gleichsam mit Eitelkeit seinen vollen Blumenstaat. Auf den Rasenplätzen, um welche die Wege sich bogen, prangten theils einzeln, theils in Massen, sämmtlich aber in voller Blüthe, goldgelbe Azaleen, rothe Kastanien, Daphnen und Rhododendrons, Berberitze und Glycinia, Akeley und die ersten Rosen. Auf den Bassins, durch deren grünliches Wasser die Goldfische schossen, glänzten die Wasserlilien. Lilias hatte in dem offenen Theile des Gartens alle diese Maipracht melancholisch bewundert, jetzt schlug sie den Weg nach den Schattenpartieen ein, die sich an der Dyle hinaufziehen, schritt über die Brücke und kam endlich in die große Querallee, welche den Garten abschließt. Auch dieser Spaziergang war eben jetzt so reizend, wie er nur sein kann: zu beiden Seiten schattig durch frisches Kastaniengrün, oben bedeckt durch eine Wölbung aus dem goldig bräunlichen Laub hochstämmiger deutscher Pappeln, dessen Bewegung mit schillernden Lichtern auf dem Boden spielte. Nur still war es nicht. An dem einen Ende wetteiferte eine malerisch-häßliche Wassermühle mit der Dyle an Geräusch und Unruhe, am andern erhob sich dicht jenseits des Grenzgrabens eine große Fabrik, eines von den ziegelsteinernen, hochschlotigen, stampfenden und klappernden Bauungeheuern, welche in dem Industrieland Belgien jede Landschaft modernisiren und verderben. Nimmt man noch dazu, daß der alte Rauchfang von

St. Rombaud — denn anders als ein solcher sieht der Thurmstummel der Kathedrale nicht aus — jede Viertelstunde sein „Bim — bim" über die Stadt zwischen die grünen Bäume herabklingelte, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung von dem Morgenconcerte machen, welches Lilias auf ihrem Spaziergange genossen haben würde, wäre sie nicht eben zu sehr in sich vertieft gewesen, um überhaupt etwas zu hören.

Ihr Auge dagegen, minder gedankenberaubt, als ihr Ohr, wurde plötzlich durch eine Gestalt getroffen, welche ihr, die eben an der Dyle wieder umgekehrt war, am andern Ende der Allee, d. h. von der Seite der Stadt und der Fabrik her, entgegenkam. Lilias erkannte die Gestalt. Es war die eines Mannes, der hastig, etwas nach vorwärts gebogen, mit langen Schritten dahereilte. Einen Augenblick schwankte sie, ob sie nicht umdrehen, einen der Seitenpfade einschlagen und so diese Begegnung, die erste mit Vitalis, vermeiden sollte. Aber sie faßte sich und schritt weiter, ihm entgegen. Ein Mal mußten sie einander ja doch begegnen, wenn sie nicht auf ewig getrennt bleiben sollten. So ging sie mit qualvoll schlagendem Herzen und zitternden Gliedern langsam auf den Geliebten zu. Sie hatte, allein, wie sie im Garten gewesen, ihren schwarzen Schleier zurückgeschlagen, um die Luft ungehindert athmen zu können. Vitalis hatte folglich, wenn er an ihr vorüberkam, Gelegenheit, ihr Gesicht zu sehen, und — sich zu erinnern.

Der Bildhauer war gegen Frauen ebenso scheu, wie höflich. Als er in Lilias die Engländerin erkannte, mit der Mecheln sich eben so viel beschäftigte, und sie ganz

allein sah, grüßte er beim Vorüberstreifen mit einer Art unbeholfener Ehrfurcht. Aber er grüßte sie nur wie ein Einheimischer eine Fremde grüßt. Keine Miene in seinem Gesichte verrieth eine Erinnerung, geschweige denn eine Erkennung. Sein Blick war über das Antlitz der frühern Geliebten hingeglitten, als hätte er noch nie darauf geruht. Und doch, wie oft hatte es sich an seiner Schulter versteckt, wie oft hatte er sich herabgebeugt, um es mit heißen, bebenden Küssen zu bedecken! Lilias war wie vernichtet.

Aber sie hatte eine große Seele und einen klaren Verstand. Sie gab keiner kleinlichen Empfindlichkeit Raum, ebensowenig einer voreiligen Verzweiflung. Als sie nach der Betäubung dieser herben Enttäuschung erst wieder aufzuathmen vermochte, ermahnte sie sich selbst energisch zur Ruhe. „Wo es sich um das letzte Glück des ganzen Lebens handelt," sprach sie zu sich selbst, „da darf nicht eine Sekunde entscheiden. Er hat mich nicht erkannt, und kein Wunder. Er konnte nicht einmal davon träumen, daß ich ihm heute hier in dieser Allee begegnen würde. Und dann — es sind dreiundzwanzig Jahre, seit wir einander nicht gesehen haben."

In dieser Stunde versuchte Lilias nicht, etwas von der vergangenen Zeit weg zu leugnen. Je länger es her war, daß Vitalis sie nicht gesehen, je erklärlicher war es, daß er sie bei einer solchen zufälligen Begegnung nicht erkannt hatte. Aber ob er sie überhaupt nicht wieder erkennen sollte, auch wenn er sie länger und genauer sah, diese Probe mußte gemacht werden, und zwar wollte Lilias sie so rasch wie möglich machen. Die Ungewißheit, welche

sie bisher wie eine Zuflucht gesucht hatte, dünkte ihr plötzlich unerträglich.

Ging es, wollte sie Vitalis noch vor dem Abend sehen und über ihr ferneres Schicksal im Reinen sein. Sie schritt noch zwei Mal die Allee auf und ab, dann war ihr Plan gefaßt, und mit fester Entschlossenheit verließ sie den Garten.

IX.

Die Probe.

Der Apotheker stand wie gewöhnlich in seinem langen blau und grün carrirten Schlafrock an der offenen Thür seines Ladens, welche auch die des Hauses war. Was aus diesem auf die Straße oder von der Straße in's Haus wollte, mußte am Ladentische vorüber. In diesem Augenblicke jedoch war eben keine Passage, sondern der Apotheker stand allein da, und, wie gesagt, im Schlafrock. Der Schlafrock ist ein bei den Belgiern ungemein beliebtes Kleidungsstück. So wenig man jemals eine Belgierin im Morgenkleide sieht, so unfehlbar findet man einen Belgier zu Hause auch am späten Nachmittag im Schlafrock, ja, eigentlich legt er ihn erst dann ab, wenn er in's Estaminet oder in das Café geht. Die offene Ladenthür nun war für den Apotheker so gut wie das Innere des „Bei sich," und so stand er denn blau und grün carrirt auf der obersten Stufe und guckte bald links,

bald rechts die Straße hinunter. Da erblickte er, als er sich wieder ein Mal rechts wandte, die Engländerin aus dem Storch, wie sie mit ihrem festen Schritt von der Brücke heraufkam, immer geradeaus vor sich hinschauend. Der Apotheker fragte sich etwa zum dreißigsten Male, was wohl diese große Person in Trauer hier in Mecheln zu thun habe, und überlegte nebenbei, ob man nicht endlich ein Mal ihr Gesicht unverschleiert in der Nähe zu sehen bekommen könnte, als sie zu seiner Ueberraschung, fast zu seinem Schrecken, ihren Gang hemmte und mit einem artigen Gruß auf Französisch sagte: „mein Herr, ich wünschte etwas Melissenwasser zu haben.“

Der Apotheker lüftete seine Mütze. Sie abzunehmen, daran dachte er nicht. Die Belgier haben das mit den Granden von Spanien gemein: sie bleiben bedeckt, der Apotheker wenigstens blieb es. Wo er bekannt war, kam er sogar mit der schwarzen Mütze auf dem Kopf in's Zimmer herein gerannt, ohne selbst an das leichteste Lüften zu denken. Gerieth er dann beim Gespräch in Eifer oder in irgend eine Verlegenheit, so schob er die Mütze zurück, kratzte sich hastig in seinem starken Haare, und zog darauf die Mütze am Schirm tief über die Stirn herab. Trotz dieser wunderlichen Manieren war der Apotheker ein braver und freundlicher Mann und so gefällig wie möglich. Auch jetzt machte er für Lilias mit größter Höflichkeit Platz und sein: „treten Sie ein, wenn es Ihnen gefällig ist, Madame!“ klang wahrhaft gastfreundschaftlich und sagte so deutlich wie eine hergebrachte Phrase nur sagen kann: „wenn ich Ihnen irgendwie dienen

kann, sprechen Sie, ich bin bereit.“ Lilias, welche diese Dienstfertigkeit von dem Manne erwartet hatte, sah mit Befriedigung, daß sie sich nicht getäuscht.

Auch zögerte sie nicht mit der Bitte, die sie an ihn thun wollte. „So viel ich aus den Reden des kleinen Dienstmädchens im Hôtel entnommen, sind Sie mit Herrn Coninx bekannt,“ sprach sie, nachdem sie beim Bezahlen des Melissenwassers ihren Schleier zurückgeschlagen. „Ich wünschte, bei ihm eine kleine Statue der Jungfrau zu bestellen, wenn er nicht vielleicht eine vorräthig hat, die mir zusagte. Wollten Sie vielleicht so gütig sein, mir als Vermittler bei ihm zu dienen?“

Der Apotheker hatte sie mit einer Neugierde gemustert, die etwas allzunaiv gewesen wäre, hätte sie nicht zur Noth für Aufmerksamkeit auf die Worte der Fremden gelten können. Als Lilias schwieg, besann er sich kurze Zeit, dann entgegnete er: „Vorräthig hat Herr Coninx selten etwas, besonders an Gegenständen für die Kirchen; die arbeitet er fast immer nur auf Bestellung. Madame würde also schon die Güte haben müssen, ihm ihren Wunsch mitzutheilen und zu bestimmen, wie er ausgeführt werden soll.“

„Da müßte ich folglich selbst mit Herrn Coninx sprechen,“ meinte Lilias, deren Stimme unwillkürlich etwas zitterte.

„Es wäre in jedem Fall das Beste. Madame wäre dann ganz sicher, daß die Arbeit nach ihrem Wunsche ausfiele.“

„Ganz recht; sehr wahr. Aber, mein Herr, wo könnte ich Herrn Coninx sprechen?“

„Nichts einfacher. Herr Coninx wird, sobald er durch mich erfährt, daß Madame ihm einen Auftrag ertheilen will, sich die Ehre geben, Madame seinen Besuch zu machen.“

Lilias machte unwillkürlich eine Bewegung des Verneinens.

„Oder wenn Madame das nicht wünscht,“ fuhr der Apotheker fort, „so erbiete ich mich, Sie in sein Atelier zu führen. Es ist noch überdies eine der größten Curiositäten der Stadt und wirklich des Sehens werth.“

„Und — es wird von Damen besucht?“

„Oh, sehr häufig. Von den fremden Damen immer.“

„Nun wohl,“ sagte Lilias langsam, „wenn ich Ihre Güte nicht mißbrauche, mein Herr —“

„Keineswegs; es wird mir ein Vergnügen sein. Wann wünscht Madame, daß wir gehen?“

„Am liebsten ging' ich gleich diesen Nachmittag,“ antwortete Lilias. Noch lieber wäre sie in derselben Minute gegangen.

Der Apotheker erklärte sich bereit. Um vier Uhr erwartete er sie wieder an der Hausthür. Er hatte, wie immer, seine Mütze auf, aber statt des Schlafrocks seinen Rock an. Lilias war in ihrer Alltagstrauer, aber so ungewöhnlich blaß, selbst für sie, daß es Belleken auffiel, die ihr mit einem grünen Eimer auf der Treppe begegnete. „Was Madame doch bleich sieht!“ sagte das gutmüthige, aber rücksichtslose Geschöpf. „Es wird Madame recht gut thun, wenn sie was wandeln geht; sie wird dann doch vielleicht etwas mehr Couleur bekommen.“

Lilias lächelte schmerzlich. Würde ihr das „Wandeln," wie auf Vlaemisch das Spazierengehen heißt, dieses Mal gut oder schlecht thun? Von dem Erfolg dieses Ganges hing ihre Zukunft ab, so viel eine Frau mit vierzig Jahren noch Zukunft haben kann. Auch hatte Lilias, ehe sie sich zum Ausgehen ankleidete, lange und innig gebetet. Jetzt war sie ruhig. Während sie mit dem Apotheker den Boulevard hinaufging, nicht ohne daß Jedermann, der ihnen begegnete, sich erstaunt fragte, wie wohl Van den Peereboom mit der räthselhaften Engländerin zusammenkomme, während sie den breiten, dammartig hohen und, trotz seiner beiden Reihen deutscher Pappeln, schattenlosen Spazierweg hinaufging, unterhielt sie sich so unbefangen mit ihrem Begleiter, als wollte sie Vitalis wirklich nur besuchen, um ein Muttergottesbild bei ihm zu bestellen. Das Gespräch drehte sich um Mecheln, ein Gegenstand, den der Apotheker, antiquarisch beflissen wie er war, mit lobenswerthem Lokalpatriotismus studirt hatte.

Er theilte seiner Gefährtin mit: man habe früher Brügge „das Alte," Gent „das Große," Brüssel „das Edle," Löwen „das Weise," Antwerpen „das Reiche," Mecheln endlich „das Schöne" genannt. „Jetzt würde man es nicht mehr so nennen," fügte er hinzu, mit dem deutlichen Wunsche, einen Widerspruch zu hören. Lilias ließ ihn nicht umsonst darauf hoffen, sie lobte Mecheln und versicherte, sie habe es immer schön gefunden.

„Madame kannte es also schon von früherher?" fragte Van den Peereboom, so recht von Herzen neugierig.

„Als ich ein junges Mädchen war, reiste ich mit

meinen Eltern in Belgien, und bin auch in Mecheln einige Tage gewesen," antwortete Lilias.

„Daher kommt es, daß ich mich des Namens von Madame nicht entsinne," entgegnete der Apotheker, „denn sonst kenne ich alle die englischen Familien, die in unserer Stadt gewesen sind, wenigstens dem Namen nach. In unserer Straße wohnte auch eine sehr reiche, Peyton, glaube ich — kennt Madame die?"

„Der Name kommt häufig in England vor," versetzte ausweichend Lilias.

„Die Tochter war sehr schön," fügte der Apotheker hinzu; „wir jungen Leute waren alle in sie verliebt."

Lilias erbleichte noch tiefer: da war schon Einer, der sie vergessen hatte. Allerdings fing auch sie erst jetzt an, sich des Apothekers als zwanzigjährigen Menschen zu erinnern, aber das war erklärlich: sie hatte nie eigentlich auf ihn geachtet. Er dagegen, welcher sich ihre jugendliche Schönheit so deutlich zurückrief und in dem Antlitz an seiner Seite auch nicht eine Spur davon erkannte — wohl, sie mußte es ja nun binnen wenigen Minuten in den Augen des Geliebten lesen, bis zu welchem Grade sie sich verändert habe.

Der Apotheker fing wieder an: „Hat Madame sich jemals mit der alten Institution der Rhetoryk-Kammern beschäftigt?"

Lilias bejahte.

„Nun wohl, wir hatten in Mecheln auch welche: die „Päonie" und die „Iris," und in Neckerspoel die „kleine Bohnenblüthe," und die Päonie oder eigentlich die „St. Jans-Gilde" ist in diesem Frühjahr wieder in's Leben ge-

treten und wird nächstens im „Einhorn" ihre Eröffnungssitzung halten."

„Nicht möglich!" sagte Lilias.

„Wir haben auch noch eine Armbrustschützengilde, von der ich Mitglied bin," fuhr der Apotheker fort. „Sie heißt der „edle alte Kreuzbogen." Unser Lokal ist die „Plaisance." Wenn Madame es vielleicht sehen will —"

„Einen andern Tag mit Vergnügen."

„Früher hatte die Gilde auf dem Fischmarkt ihren Garten. Der Fischmarkt war damals, wo jetzt die „Eiserne Lehn" ist."

„Der Gemüsemarkt?"

„Ganz recht, da war der Garten. Die Chroniken sagen, man habe nie seines Gleichen gesehen, so voll war er von Blumen, Früchten und Fischen."

„Auch von Fischen?"

„Gewiß, in Wasserbecken — Madame versteht. Und später — wann war's doch — ja 1512, baute die Gilde in dem Garten eine Gallerie, die auf achtundsechszig Säulen von blauem Stein ruhete; in der wurde immer von Ostern bis St. Bavo geschossen. St. Bavo ist am 1. October."

„Vor der Bamesse," hätte Lilias beinah gesagt, aber sie hielt bei Zeiten inne, denn eine Bekanntschaft mit der „Bamiß" hätte unfehlbar einen längeren Aufenthalt in Mecheln verrathen, als sie angegeben.

Der Apotheker, überzeugt, daß er die Engländerin höchst angenehm und belehrend unterhalte, redete weiter über die Preisschießen, welche die Gilde in ihrem Garten

gegeben, über die Belagerungen, bei denen sie sich ausgezeichnet, über die Obliegenheiten und Strafbestimmungen, welche in ihren Statuten enthalten gewesen. Seltsam genug, Lilias hörte und behielt jedes Wort dieses für sie völlig bedeutungslosen Geredes. Vielleicht waren alle ihre Sinne so gespannt, daß sie jeden Eindruck doppelt scharf aufnahmen, denn auch der Boulevarddamm mit den rothen Häusern der Stadt zur rechten und der grünen Einförmigkeit der Ebenenlandschaft zur linken Seite blieb unauslöschlich in ihrem Gedächtniß. Noch lebendiger aber behielt sie in sich das Bild der „Brüsselschen Pforte," wie sie dicht vor der Brücke, welche über den Stadtgraben führt, ihren Thurm erhob und die schweren Lastkarren unter ihrem feuchten dunklen Bogen hindurchrasseln ließ. Jenseits des Grabens lag die Plaisance, die der Apotheker Lilias zu zeigen nicht verfehlte. „Dort ist Herr Coninx oft am Nachmittage," setzte Van den Peereboom hinzu, „aber heute werden wir ihn oben treffen, denn ich habe ihm den Besuch von Madame ankündigen lassen."

So stiegen sie demnach die hohe schmale Wendeltreppe hinauf. Lilias mußte von Zeit zu Zeit anhalten, um Athem zu schöpfen — so nahe dem Ziel, schlug ihr das Herz bis zum Zerspringen. Oben angelangt, kamen sie durch eine roh gezimmerte Thür in ein großes kahles Vorgemach. Es hatte nichts als seine grauen Mauern und seine engen Thurmfenster. Ein eiserner Ofen stand an einer Seite, daneben lag ein großer Vorrath Holz und Reisig. Einige Wandbretter trugen die möglichst einfachen Kochgeschirre. Ein Haufen Thon verrieth das

Gewerbe. An einem halbfertigen Heiligenbilde schabte der „Rapin" des Bildhauers, welcher zugleich Lehrling und Laufbursche und das einzige lebende Wesen war, welches mit Vitalis die Einsamkeit des Thurmes theilte. Diesen Jungen, der „ruppig" und vergnügt aussah, fragte der Apotheker, ob Meinheer Coninx d'rinnen sei. „D'rinnen" war in dem zweiten großen Gemach des Thurmes. Van den Peereboom klopfte an die Thür, die ein mehr civilisirtes Aussehen hatte, als die, durch welche man in das Reich des Rapins gelangte. Keine Antwort erfolgte auf das Klopfen des Apothekers. „Er wird es nicht gehört haben," sprach er zu Lilias und machte ihr ohne weitere Umstände die Thür auf. Vitalis, welcher sich an einem Tisch beschäftigte, der seitwärts von einem der Fenster stand und mit Bildhauergeräth bedeckt war, wandte sich beim Knarren der Thür um und eilte, seine Besucherin freundlich zu begrüßen. Lilias dankte auf seine Anrede nur mit einem stummen Neigen des Kopfes; zu sprechen vermochte sie nicht, die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Vitalis glaubte, sie sei außer Athem vom Steigen; er bat sie, Platz zu nehmen und sich zu erholen. Sie nahm den Stuhl ein, den er ihr hinschob, schlug langsam ihren Schleier zurück und richtete ihre dunklen Augen fragend auf Vitalis. Aus den seinigen antwortete ihr ein freundlicher, guter, aber gänzlich verständnißloser Blick: Vitalis erkannte Lilias nicht.

Sie hielt den Schlag aus, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken, ja, sie athmete auf, als er endlich gefallen war. Sie wußte nun ihr Schicksal, das war wenigstens eine augenblickliche Erleichterung. Klar und

bestimmt machte sie ihre Bestellung. Die Statue der Jungfrau sollte für das Haus der schwarzen Schwestern.

„Ich will dort eintreten," fügte Lilias erläuternd hinzu.

„Ah, deshalb ist Madame nach Mecheln gekommen?" äußerte der Apotheker.

„Ja, deswegen," bestätigte Lilias.

Dann erhob sie sich und sagte freundlich zu Vitalis: „Darf ich mir Ihr Atelier etwas genauer ansehen?"

„Es ist nicht eigentlich mein Atelier," antwortete er, „sondern meine Bibliothek, mein Eßplatz, mein Schlafzimmer. Meine ganze Wohnung ist in diesem einen Gemache enthalten."

Offenbar war er sehr stolz auf sein Gemach oder seine Wohnung, wie man es nun nennen wollte. Originell war die Einrichtung jedenfalls. Aus dem großen alterthümlichen Raume war durch lauter Schirme ein wahres Labyrinth von kleinen Abtheilungen gebildet worden. In der einen stand das Bett, ein echtes Anachoretenlager, vom Rapin gemacht. In einer andern hing an der grauen Mauer des Bildhauers Garderobe, und ein Becken, ein Krug und ein kleiner Spiegel bezeichneten seinen Toilettentisch. Ein Schrank diente als Buffet und Keller zugleich und enthielt außerdem noch die bescheidenen Utensilien, mit denen Vitalis seinen Tisch deckte. Dieser stand nebst einem Lehnsessel aus Rohr und einigen Holzstühlen vor dem großen schwarzen Kamin. Es war ein Bauerntisch, auf Kreuzbalken ruhend, das Holz wie es gezimmert worden, nur durch die Zeit gebeizt und gebräunt.

„Hier ist mein Salon,“ sagte Vitalis lächelnd, „und mein Eßplatz auch. Im Winter sitz' ich mit dem Jungen des Abends hier und lese.“

„Und der Junge?“ fragte Lilias.

„Der muß auch lesen,“ antwortete Vitalis. „Er will ja ebenfalls Künstler werden, da muß er sich doch unterrichten.“

In den Fenstern befanden sich die Sopha's, das will sagen: die gemauerten Sitze in den Nischen waren mit Schaffellen bedeckt.

„Es sitzt sich nicht schlecht hier,“ sagte Vitalis naiv, „die Felle sind weich.“

An dem einen Fenster arbeitete er. Gerade jetzt hatte er eine Büste der blinden holländischen Dichterin Petronilla Moens vor.

„Ich habe sie nach einem Kupferstich gemacht,“ sagte er; „gefällt Ihnen der Kopf?“

„Es ist ein etwas förmlicher,“ antwortete Lilias.

„Gewiß, der von Madame würde sich besser machen,“ erwiederte Vitalis und betrachtete sie aufmerksam. Als er sah, daß sie unter seinen Blicken heimlich erröthete, beeilte er sich, sie weiter zu führen, und ihr seine Schränke aufzuschließen. In dem einen waren die Sammlungen seines ältesten Bruders, der Arzt gewesen war; die Conchylien waren vorzüglich schön und theilweise selten. Lilias konnte als Kennerin darüber sprechen; sie that es: wollte sie Vitalis wenigstens als Fremde einen günstigen Eindruck hinterlassen, da sie als Geliebte keine Erinnerung bei ihm fand? Wenn sie es darauf anlegte, ihm zu gefallen, so erreichte sie ihren Zweck: Vitalis war ganz

entzückt von ihren Kenntnissen und ihrer ganzen Erscheinung. In seiner Bibliothek, die hauptsächlich reich an Dichtern, Historikern und Ascetikern war, kannte sie fast die meisten Bücher, obgleich sie in fünf oder sechs Sprachen waren. Vitalis war besonders erfreut, daß sie auch Niederdeutsch verstehe.

„Wo hat Madame es gelernt?" fragte er.

Lilias antwortete: „In Gent, wo ich als junges Mädchen einige Zeit lebte." Vitalis wollte nun vlaemisch mit ihr sprechen, aber das wies sie ab; er könnte mich nachträglich an meinem Accent erkennen, dachte sie, und da sie das nicht wollte, so gab sie vor: sie habe das Sprechen zu sehr verlernt, um sich vor „beschabten" d. h. gebildeten Menschen hören lassen zu können.

Nachdem sie nun noch einen ganzen Schrank voll Flöten und Clarinetten, sämmtlich von Coninx, Großvater, Vater und Sohn, verfertigt, so wie verschiedene antiquarische, artistische und bibliographische Merkwürdigkeiten besichtigt, blieb sie in der Mitte des düstern, wunderlichen Raumes stehen und sah sich lange um. Sie wollte die Einzelheiten dieser Wohnung, die weder comfortabel, noch heimlich, wohl aber künstlerisch-phantastisch und jedenfalls einzig in ihrer Art war, für die Zukunft in sich aufnehmen. Als sie es gethan, wandte sie sich an den Eigenthümer derselben und fragte: „Werden Sie immer hier wohnen bleiben?"

„So lange der Magistrat mir nicht das Dach über dem Kopfe abbricht," antwortete Vitalis.

„Und wenn das geschieht?"

„Dann muß ich auf die Erde hinunterkriechen."

„Das würde Ihnen schwer fallen? Sie wohnen gern hier oben?“

„Da ich einmal in Belgien bleiben muß — am liebsten.“

„Wo möchten Sie noch lieber leben?“

„In Italien. Dort zu leben und zu arbeiten, ist jetzt noch mein einziger Wunsch.“

„Was hindert da seine Erfüllung?“

Vitalis machte die Geberde des Geldzählens. „Der Mangel an fünfzigtausend Francs,“ antwortete er lächelnd. „Die Kunst braucht Brod, wenigstens braucht es der Künstler. In Italien fänd' ich es nicht, in Belgien hab' ich's. So eß' ich's denn in Belgien.“

„Und mit fünfzigtausend Francs würden Sie dort auskommen?“

„Auskommen? Wie ein König leben!“ rief Vitalis. „Aber will Madame nicht noch in mein Belvedere hinaufsteigen? Es ist nicht mehr gar zu hoch hinauf, und man sieht ganz unermeßlich weit.“ Vitalis sah bittend aus: war er schon stolz auf sein Gemach, so war er auf sein Belvedere, wo sich überdies sein eigentliches Atelier befand, noch viel stolzer. Lilias dankte jedoch für ferneres Steigen.

„Ich habe genug gesehen,“ sagte sie mit schmerzlicher Doppelbeziehung und beendete ihren Besuch.

Vitalis begleitete sie mit der größten Ehrfurcht bis an die Thür des Vorgemaches und versprach ernstlich, Miß Walsingham's Bestellung solle vor allen anderen ausgeführt werden. Als sie auf der Wendeltreppe ver-

schwunden war, kehrte er nachdenklich in sein Gemach zurück. „Schade, daß sie schwarze Schwester werden will,“ sprach er halblaut.

X.

Die schwarze Schwester.

Die schwarzen Schwestern dürfen in Mecheln ebensowenig fehlen, wie die Priester, die Kapuzenmäntel und die Blousen. Sie gehören zu dem ächt niederländischen Gemälde der Stadt, sie sind die Schatten darin. Wohlthätige Schatten, unter deren Schutz die Kranken schlummern und die Todten ruhen. Oft mag ein Haus, das solches Schattens einmal gewöhnt ist, seiner gar nicht mehr entbehren. Man nimmt eine schwarze Schwester in die Familie auf, wie eine sichtbare Vorsehung, die unermüdlich sorgt und wacht. Auch im Hause des Apothekers waltete eine. Sie hatte die Mutter der Frau in ihrer letzten Krankheit gepflegt, und Madame Van den Peereboom, die nur zwei Wesen auf der Welt leidenschaftlich zu lieben vermochte: ihre Mutter und ihren zweiten Sohn, einen heillosen Buben, der durchaus weder etwas lernen, noch etwas werden wollte, Madame Van den Peereboom hatte, nachdem die Mutter gestorben war, um den einzigen Trost gebeten: die schwarze Schwester in ihr Haus nehmen und ganz dort behalten zu dürfen. Eigentlich hätte sie gar nicht so dringend dieses „einzigen

Trostes" nöthig gehabt, denn außer dem Verlust der Mutter hatte sie seit ihrer Jugend nichts Schmerzliches erfahren, und alle ihre Verhältnisse waren die günstigsten: die zahlreichen Kinder gesund, die Vermögensumstände nicht nur ausreichend, sondern beinahe glänzend. Der Apotheker war gerade kein schwärmerisch zärtlicher, aber ein guter und gefälliger Ehemann, der sich dem Willen seiner Frau fügte, auch wo dieser ihn in seinen beiden größten Genüssen: Gastfreiheit und Bücherkaufen, despotisch hinderte. Madame war dagegen in Nichts gehindert, konnte Kirchen und Klöster besuchen, so oft sie wollte, so viel neue Kleider und Coiffüren kaufen, wie es ihr beliebte, und ihre Crinolinen so übergroß tragen, wie die enge Treppe des Hauses es ihr immer gestattete. Ja, sogar daß sie die Mutter verloren, war nur eine sehr natürliche Folge des Alters; die Verstorbene war stark über siebenzig gewesen, die Tochter selbst nicht mehr allzuweit von den Vierzigen, obwohl sie trotz ihres sechzehnjährigen Sohnes noch immer als Frau von achtundzwanzig Jahren fungirte. Aber sie war, wie eine energische Schwägerin von ihr geringschätzig entschuldigend sagte: un caractère triste, d. h. sie hatte die düstersten Ansichten von der ganzen Welt und hauptsächlich von ihrer eignen Constitution. Wenn sie sechs Lieues zu Fuß gemacht hatte, und sie liebte solche kleinen Spaziergänge und unternahm sie häufig, so empfand sie einen Schmerz im Genick, und das war, wie der Arzt zugab, ein Zeichen bedenklicher Schwäche. Sie that zwar das Möglichste, um sich zu stärken, aß täglich zum Frühstück Beefsteaks, trank Hopfenabsud und nahm Eisentinctur. Doch das

Alles wirkte nicht hinreichend, um sie zu stärken und dadurch zu ermuthigen, und folglich bedurfte die arme schwache Frau der Stütze einer schwarzen Schwester. Was dieser Trost kostete — und das Haus gab seine Schwestern nicht billig her — das mußte der Mann an Büchern, die er nicht kaufte, und an Freunden, die er nicht einlud, ersparen.

Mit diesem ihren Hausgeist nun saß die interessante Leidende an einem Frühlingstage des Jahres 1860 zusammen, und zwar in dem großen kalten Salon voll altmodischer Sessel mit weißen Baumwollenüberzügen. Wenn man durch die Apotheke gegangen war, so kam man in einen Handteller von Flur und von diesem links in das winzige Arbeitszimmerchen des Apothekers, rechts auf die Treppe und geradeaus in den Salon, aus dessen drei Fenstern man die Vorübergehenden passiren sehen konnte. Das that jedoch Madame Van den Peereboom in diesem Augenblicke nicht, denn es gab keine Vorübergehenden. Es war Sonnabend, der Tag, an welchem nach Tische alle Straßen von Mecheln in dem Wasser schwimmen, das aus allen Hausthüren auf sie hinausströmt. Die Apotheke schwamm auch, die Treppe gleichfalls, der Salon dampfte feucht, trocken war im ganzen Hause bis jetzt nur noch das Cabinet des Hausherrn, obwohl auch ihm demnächst die Ueberschwemmung drohte. Der Apotheker schrieb in aller Hast noch einen nöthigen Brief, seine Frau saß mit einer Brille da, und that, als ob sie nähte. Die schwächliche Frau war von ungewöhnlicher Größe und entsprechender Breite, mit starken Knochen, mit einem großen massiven brünetten Kopf,

den sie stets schief hielt. Hätte ihr Gesicht Physiognomie gehabt, es wäre hübsch gewesen, denn es war alltäglich regelmäßig und trotz aller Leiden der Frau voll und frisch. Ebenso wären die großen schwarzen Augen angenehm zu sehen gewesen, hätten sie etwas Anderes ausgedrückt, als die langweilige Melancholie des sich bejammernden Egoismus. Aber so wie die Frau im Ganzen war, machte sie einen unheimlichen Eindruck, den eines lügenden Lebens, wie ein nach der Natur colorirter Automat ihn macht. Ihr Gespräch war ihrer Erscheinung angemessen. „Wenn man sieben Kinder hat, nicht wahr, meine Schwester, so hat man Sorgen?" fragte sie jetzt eben. Die Schwester hatte, gleich allen Bekannten von Madame Van den Peereboom, diese Frage, „wenn man sieben Kinder hat, nicht wahr?" bereits zum sechszigsten oder achtzigsten Male gehört, aber sie antwortete mit derselben Resignation, wie sie jedes Mal geantwortet: „gewiß, Madame." Die Schwester war Lilias Peyton. Seit einem Jahre trug sie das schwarze Habit und den weißen Schleier der hülfreichen Schwesterschaft. Sie war als schwarze Schwester wieder seltsam schön, so daß jeder Fremde, welcher ihr begegnete, sie betroffen anblickte. Die strenge, einfache Tracht harmonirte ganz mit ihrem Statuenantlitz, indem sie zugleich, was in dessen Umrissen zu hart geworden, verhüllte und so milderte. Genug, Lilias war neuerdings eine poetische Gestalt geworden, und zwar auf die Art poetisch, daß auch Profane es fühlten. „Prächtiges Weib, die Engländerin!" sagte öfter der Lütticher zum Apotheker. — „Ja, sie sieht sehr gut aus," bestätigte dieser, und man bemerkte,

daß er jetzt lieber zu Hause war, als sonst. Madame Van den Peereboom allein hatte keine Ahnung davon, daß sie durch ihre schwarze Schwester verdunkelt werden dürfte; ihrer Meinung nach konnte eine Frau nur dann für schön gelten, wenn sie Farbe und oft neue Kleider hatte, sehr fest geschnürt war und eine große Crinoline trug. Worüber sie weniger mit sich einig werden konnte, das war die wünschenswertheste Todesart. „Welchen Tod würden Sie vorziehen, meine Schwester?“ fragte sie, unmittelbar nachdem sie gefragt: „wenn man sieben Kinder u. s. w.“ — „einen plötzlichen, oder einen mit Vorbereitung?“ — „Wir müssen den Tod nehmen, wie Gott ihn schickt, Madame,“ entgegnete Lilias.

In diesem Augenblicke gab es bei dem armen Apotheker eine zwiefache Invasion: die Magd kam mit dem Blecheimer und erwartete, der Herr werde ihr Platz machen, und Vitalis Coninx stürzte mit langen Schritten in die Apotheke, um seinem Freunde Lebewohl zu sagen. Dieser wußte nicht, wohin mit ihm, und kam endlich in halber Verzweiflung, unter der Mütze kratzend und dem Schlafrock seine innere Bewegung mittheilend, in den Salon gerannt. Vitalis folgte ihm, ohne irgend daran zu denken, daß er Madame Van den Peereboom stören könne. Auch begrüßte sie ihn gnädig genug. Erstens hatte sie im Allgemeinen Nichts gegen ihn: er hatte die sämmtlichen Van den Peerebooms, Herr, Madame und alle sieben Kinder, aus Freundschaft, d. h. umsonst gezeichnet und doch nicht ein einziges Mal verlangt, zu Mittag eingeladen zu werden. Das wußte die Frau des Apothekers zu schätzen, denn die übrigen Freunde ihres

Mannes waren für die Gegenseitigkeit, und erwarteten, wenn sie ihn so und so oft bei sich gesehen, auch gelegentlich eine Wiedereinladung von ihm. Die Bescheidenheit des Bildhauers war also sein erstes Verdienst in den Augen der leidenden Frau, sein zweites bestand in der Neugierde, die er ihr eben einflößte, denn er wollte fort, ganz fort, nicht nur aus Mecheln, sondern aus Belgien, und zwar wollte er nach Italien. „Wie kann denn Herr Coninx das?" hatte Madame Van den Peereboom ihren Mann gefragt; „er ist doch nicht reich, nicht wahr?" Madame Van den Peeereboom war darin die echte Vollblutbelgierin, daß sie nicht drei Worte aussprechen konnte, ohne das unvermeidliche „n'est-ce-pas?" anzuhängen.

Der Apotheker, welcher seiner Frau nie weder ein eigenes, noch ein fremdes Geheimniß anvertraute, vielleicht weil ihr für Alles, was nicht im allerengsten Sinne sie selbst betraf, absolut jedes Verständniß fehlte, der Apotheker hatte ausweichend geantwortet: „wohl, was weiß ich davon! Er muß es doch wohl können." Mit unbefriedigter Neugierde also und deswegen ungewöhnlich gnädig begrüßte Madame Van den Peereboom jetzt den Bildhauer, nahm die Brille ab, hielt den Kopf schief, lächelte auf ihre stereotype Weise und fragte: „Und wie geht es mit Ihrer Gesundheit, Herr Coninx?"

Vitalis war aufgeregt und daher mittheilsam. „Gut, Madame, gut," antwortete er mit Gesticulationen seiner mächtigen Arme. „Wenn man Künstler und doch reich geworden ist, und auf immer nach Rom geht —"

„Sind Sie reich geworden, Herr Coninx?“ unterbrach ihn Madame Van den Peereboom.

„Ja, Madame, Dank Gott und einem seiner Engel!“ antwortete Vitalis energisch. „O, ich bin ein bevorzugter Mensch! Haben Sie das schon je gehört, Madame, daß eine schöne und edle Frau auf ihrem Todtenbette an einen armen Künstler denkt, der sie als junges Mädchen zu lieben gewagt hatte, und ihm als Erinnerung Gold genug schickt, daß er seiner letzten einzigen Sehnsucht folgen und in das gelobte Land der Kunst ziehen kann? Haben Sie das schon erlebt?“

„Nein,“ antwortete Madame Van den Peereboom. „Das ist sehr schön von dieser Dame, nicht wahr?“

„Schön? Eines Engels würdig ist es!“ rief Vitalis. „Ein Engel allein konnte so an einen armen, alten Künstler denken, wie ich bin! Und wie sie es nur errathen hat, was mir fehlte? Freilich, sie konnte wissen, daß ich arm sein mußte, sonst —“ — er brach ab und fragte plötzlich: „Aber wie kommt es, daß Sie von meinem Glücksfall noch Nichts gehört haben, Madame, es ist doch schon ein Jahr her, daß ich aus England die Nachricht dieses Vermächtnisses erhalten habe?“

„Ich habe Sie auch seit einem Jahre nicht gesehen, Herr Coninx, nicht wahr?“

„Ganz recht; wenn ich zu Ihrem Manne kam, waren Sie nie da.“

„Wenn man sieben Kinder hat, nicht wahr, Herr Coninx?“

„Gewiß, Madame, gewiß. Aber kannten Sie denn meine Wohlthäterin nicht? Miß Peyton, die vor fünfundzwanzig Jahren neben Ihrer Mutter wohnte?“

„O, da war ich ja noch ein ganz kleines Kind, nicht wahr?"

Vitalis blickte die „junge Frau" zweifelhaft an. Seiner Erinnerung nach war sie damals schon recht gut dreizehn oder vierzehn Jahre alt gewesen. Der Apotheker sah den Augenblick kommen, wo sein argloser Freund mit dieser Zahl herausfahren würde, und da die arme Frau jedes Mal, wenn sie an ihr Alter erinnert wurde, sich noch trauriger und entkräfteter fühlte, als für gewöhnlich, so suchte der besorgte Mann der Gefahr zuvor zu kommen, und fragte mitten in das Gespräch hinein, wann Vitalis denn abreise.

„Diesen Abend! In einer Stunde. Alles ist gepackt, fort, es fehlt nur, daß ich mich auch fortschaffe," antwortete Vitalis. Dann wurde er etwas ruhiger, sah sich im Salon um und sprach: „Ich bin gekommen, um Ihnen Beiden Adieu zu sagen. Adieu also, Madame."

„Ich wünsche Ihnen eine gute Reise, Herr Coninx," sagte Madame Van den Peereboom.

„Danke, Madame," antwortete Vitalis, der kein wärmeres Abschiedswort erwartet zu haben schien. Zum Apotheker dagegen sprach er mit einiger Rührung und auf Vlaemisch: „Und Ihr —"

„Ich komme mit Euch," unterbrach ihn der Apotheker, dem es beim Scheiden von dem alten Freunde doch einigermaßen warm um's Herz werden mochte. „Wartet nur noch einen Augenblick, bis ich mir meinen Rock angezogen habe."

Diesen Augenblick benutzte Vitalis, um zu Lilias hinzusteigen, die er schon während des Gespräches mit

der Hausherrin unaufhörlich verstohlen angesehen. „Meine Schwester,“ sprach er, „erlauben Sie, daß ich Ihnen auch Adieu sage. Seien Sie recht glücklich. Ich habe Sie wenig gekannt, aber ich werde Sie nie vergessen.“

Er bot ihr die Hand, Lilias gab ihm die ihrige, und sagte mit leiser, aber fester Stimme: „Der Herr sei mit Ihnen!“

„Dank!“ antwortete Vitalis und eilte hinaus. So war das Scheiden der ehemaligen Liebenden.

Die Crinoline der Frau Van den Peereboom war dem Bildhauer rauschend gefolgt, Lilias Peyton hatte einen Augenblick für sich, in welchem sie die Hände gefaltet in den Schooß legen und an ihr Schicksal denken konnte. Vitalis zog einem hellen Lebensabend entgegen, mit der Kunst als Freundin und Trösterin, mit dem Andenken an die Geliebte als schmerzliches, unvergängliches Glück im Herzen — um ihn durfte sie nicht mehr weinen, sorgen und nicht mehr trauern. Alles, was Lilias mit der frommen Lüge von ihrem Tode und einem letzten Vermächtnisse beabsichtigt, war erreicht worden: Vitalis glaubte, daß sie verheirathet gewesen, glücklich gelebt und seiner nur noch wie eines theuren Jugendfreundes gedacht, und er nahm die viertausend Pfund, welche sie ihm durch den zuverlässigen Familienanwalt zukommen ließ, als eine Wohlthat an, deren er sich von der sterbenden Geliebten nicht zu schämen brauchte. Sein Leben hatte folglich einen befriedigenden Abschluß gefunden, wenn es gleich nicht mit der höchsten Seligkeit und mit dem eigentlichen Erfolg gekrönt worden war.

Aber Lilias? Herr und Madame Van den Peereboom

waren so ungefähr die Typen von den Menschen, unter denen sie fortan wohnen und wirken sollte. Mehr durfte sie vernünftiger Weise von Niemand in der guten Stadt Mecheln verlangen. Nicht schlimm, nicht gut, nicht geradezu stupid, aber ohne alle höhere Ideen, so war etwa ihre künftige Umgebung, in welcher sie noch überdies nicht als Persönlichkeit, sondern nur als schwarze Schwester betrachtet werden würde.

Einen Augenblick empfand sie eine Hoffnungslosigkeit zum Sterben, bald aber richtete ihre Seele sich wieder stolz und kräftig auf. Was vor ihr lag, sie hatte es erwogen, überlegt und gewählt. Wohl wußte sie, Vitalis wäre, hätte sie zu ihm gesagt: „ich bin Lilias," ihr eigen geworden, wie früher, aber er hätte in ihr ein neues Wesen geliebt. Jene Lilias, deren Bild er mit so frischer Treue im Gedächtniß trug, daß es ihn verhinderte, die veränderte Geliebte zu erkennen, jene Lilias konnte die jetzige, mochte er immerhin sie lieben lernen, ihm niemals ersetzen. Um ihm die Vergangenheit in unsterblicher Jugend zu lassen, gab Lilias ihre Zukunft hin. Das Weib, wie es jetzt war, opferte sich dem jungen Mädchen, wie es einst gewesen war.

Wer?

Das dritte Zusammentreffen.

Auf der Terrasse vor dem zweiten Stockwerke des Gasthofes „zur Eisenbahn" in Bruck saß an einem der wenigen schönen Sommertage des Jahres 1851 ein junger Mann von etwa fünf- bis sechsundzwanzig Jahren.

Er kam aus Italien, war den Abend vorher angelangt und einen Tag hier geblieben, weil die Lage des Gasthofes ihm so ungemein gefallen hatte.

In der That liegt der Gasthof „zur Eisenbahn" in Bruck so reizend, wie es einem Gasthofe selten glückt. Wären die Leute etwas gastlicher, so würde dort ein ganz einziger Ausruhort sein. Aber sie haben die Kühle der Steyrer, und die Steyrer haben die Kühle aller cisalpinischen Alpenvölker.

Unsern jungen Reisenden kümmerte das wenig. Er war umhergestreift und — umhergestreift. Er schien seine Gedanken zu haben und ganz in und für sich zu sein. Er war in tiefer Trauer.

Jetzt saß er und blickte gedankenvoll oder gedankenlos — man konnte nicht sagen wie — hinüber nach dem

Eisenbahnhofe, wo eben der Zug aus Wien ankam, denn es war fünf Uhr nach Tische.

Die Bewegung drüben war sichtbarer, als das Geräusch hörbar. Einige Wagen standen bereit für Diejenigen, die anders wohin wollten, als nach Gratz.

Ein hochgewachsener, brünetter Mann in einer hellen Tracht kam aus dem Eisenbahngebäude heraus, sah die Wagen, sprach einige Augenblicke mit dem Kutscher des einen und näherte sich dann dem Gasthof.

Der junge Mann, welcher auf der Terrasse saß, richtete sich aufmerksam in die Höhe und heftete das Auge mit Spannung auf den Fremden. Er schien ihn zu erkennen und doch seiner Sache nicht recht sicher zu sein.

Der Fremde stand einen Augenblick still, um nach dem Fürstenhofe, dem alten Schloß von Bruck, hinauf zu sehen.

„Er ist es doch wohl," murmelte erregt der junge Mann, wollte sich erheben und blieb dennoch sitzen, bis der Fremde ganz nahe gekommen war. Da sprang er mit einem Ausruf auf.

Der Fremde bemerkte ihn erst jetzt. Ein freundliches Lächeln zog über sein dunkles, feingezeichnetes Gesicht. „Ach, Sie sind es," sagte er einfach, als verstände es sich von selbst, daß er den jungen Mann hier fände.

Dieser eilte ihm die Hand zu bieten. Der Fremde schüttelte sie herzlich und nahm dann neben dem jungen Mann Platz auf der Bank.

„Welch ein Zufall!" sagte dieser lebhaft.

„Der natürlichste von der Welt heutzutage," erwiederte der Fremde im reinsten Deutsch, obwohl er ganz aussah wie ein Südländer.

„Es ist heute zum dritten Male, daß wir so zusammentreffen, ohne —“

„Ohne es weder zu wissen noch zu wollen. Das ist das eigentliche Treffen. Man muß aneinanderschlagen wie zwei Steine, die von zwei verschiedenen Punkten in die Luft geworfen worden sind. Auf dem Rigi war das wirklich der Fall.“

„Ja,“ bemerkte der junge Mann, „wir rannten absolut aneinander.“

„Noch dazu mit den Köpfen,“ setzte lachend der Fremde hinzu.

„In solchem Nebel ist das möglich.“

„Wir haben es erlebt, daß es möglich ist.“

„Und dann —“ nahm der junge Mann nach einem augenblicklichen Zögern mit bewegter Stimme wieder das Wort —

„Hatte ich das große Vergnügen, Ihnen in Frankfurt einen kleinen Dienst zu erweisen,“ unterbrach der Fremde die Gefühlsverlegenheit, in welcher der junge Mann nach dem rechten Ausdruck suchte.

„Das heißt, Sie retteten mir das Leben.“

„Deswegen sagte ich eben: einen kleinen Dienst.“

„Ich danke Ihnen dennoch,“ sprach der junge Mann und bot dem Fremden abermals die Hand.

„Dünkt Ihnen das, was wir Leben nennen, eines Dankes werth, so nehme ich ihn gern an,“ erwiederte der Fremde.

„Ich hatte eine Mutter,“ sagte der junge Mann erläuternd.

„Und jetzt?“ fragte der Fremde mit einem Blick auf die Trauerkleidung seines Gefährten.

„Sie starb dieses Frühjahr in Rom.“

„Und Sie betrauern sie?“

Der junge Mann sah den Frager überrascht an.

„Verzeihung!“ sprach dieser. „Ich wollte damit nur sagen, daß Ihre Mutter wahrscheinlich nicht zu spät gestorben ist.“

„Kann eine gute Mutter zu spät sterben?“

„Es kann Alles zu früh und zu spät geschehen.“

„Sie sind scharf.“

„Wie ein Dolch mit zwei Schneiden. Die geschickte Fabrik des Lebens hat mich so geschliffen.“

„Sagen Sie mir, wenn ich nicht indiscret bin,“ frug nach einem minutenlangen Schweigen der junge Mann, „wie kamen Sie damals nach Frankfurt?“

„Wie kamen Sie hin?“ frug lächelnd der Fremde zurück.

„Ich? Ich war da.“

„Und sahen zu? Dasselbe that ich auch.“

„Verzeihung,“ sagte jetzt der junge Mann.

„Ich fürchte keineswegs, mich nachträglich zu compromittiren,“ sprach höflich der Fremde. „Meine Familie ist aus Frankfurt. Es war unser Haus, in welches ich Sie führte.“

„In welches Sie mich mit eigener Gefahr hineinrissen,“ verbesserte der junge Mann.

„Die Gefahr bestand darin, daß ich die Thür aufmachte — gewiß ein ungeheurer Heldenmuth. Ich will mich dafür auch bewundern lassen, so viel es Ihnen nöthig scheint, aber nur — ein für alle Mal. Wenn ich es gethan habe, so — begraben wir meine große That — nicht wahr?“

Der junge Mann machte eine leichte, zustimmende Verbeugung und fragte dann im Ton einer gewöhnlichen Unterhaltung: „Wohin wollen Sie, wenn ich fragen darf?"

„Nach Ischl, wo eine Tante von mir ist. Nehmen Sie den Wagen mit mir und kommen Sie auch hin."

„Ich würde es gern, aber ich werde zu Hause erwartet."

„Sie haben also doch noch ein Zuhause?"

„Das meiner Braut," sagte der junge Mann mit einem Erröthen.

„Meinen Glückwunsch," sagte der Fremde artig. „Das ist freilich ein angenehmeres Ziel als das meine — eine alte Tante."

„Ich reise auch zu meiner Tante," sprach lächelnd der junge Mann, „meine Braut ist meine Cousine."

Der Fremde runzelte nachdenklich die Augenbrauen. „Meinen Sie, das sei gut?"

„Wie so?"

„Der Race wegen."

„Wer denkt denn an die Race, wenn er heirathet?" fragte lachend der junge Mann.

„Man sollte aber daran denken," erwiederte eifrig der Fremde. „Die Ehe ist ein Geschäft, jedes Geschäft hat einen Zweck, dieser Zweck ist bei der Ehe die daraus entstehende Race — finden Sie nicht?"

„Nein, denn ich heirathe aus Liebe," versetzte der junge Mann.

„Aus Liebe? O Sie Armer!" sagte der Fremde mit solcher aufrichtigen Theilnahme, daß der beklagte Bräutigam in ein kindliches wohllautendes Lachen ausbrach.

„Mein Gott, wie Sie noch lachen können!“ sprach sein Gefährte, ihn noch immer mit wahrem Antheil betrachtend. „Es ist wahrhaftig Schade, sehr Schade um Sie.“

„Schade, daß ich ein liebes, gutes, schönes Mädchen heirathe? Das ist wenigstens neu.“

„Schade, daß Sie aus Liebe heirathen,“ erwiederte ernsthaft der Fremde. „Wenn Sie es aus Langeweile thäten, oder aus Ehrgeiz —“

„Ich habe keinen Ehrgeiz.“

„Recht; wer hat jetzt noch Ehrgeiz?“ sprach der Fremde sinnend.

„Das will ich nicht sagen. Auch ich hätte wohl welchen, wenn ich fühlte, daß ich ihn auf eine mir genügende Art befriedigen könnte. Aber das würde ich nicht können — ich werde mich nie auszeichnen — ich bin ein guter, aber alltäglicher Mensch.“

Der Fremde lächelte. „Lachen Sie nicht,“ sagte der junge Mann mit einem Anflug von Verdruß, „es ist eben nicht so angenehm, das von sich selbst zu wissen. Ich habe schon oft gewünscht, meine Braut zu sein, das heißt, wie meine Braut.“

„Ist die etwa ausgezeichnet?“

„Sie würde sich auszeichnen, wenn sie ein Mann wäre.“

„Um so schlimmer für Sie, wenn Sie ein solches Wesen aus Liebe heirathen,“ sagte der Fremde mit einer seltsamen Offenheit, zu welcher er sich indessen vollkommen berechtigt zu glauben schien.

„Immer doch besser, als wenn ich aus Langeweile

die erste beste langweilige Person heirathete," meinte der junge Mann humoristisch.

„Sie irren, das wäre unendlich besser."

„Aber was kann daraus entstehen, wenn ich meine Braut heirathe?"

„Sie werden sich selbst verlieren."

„Das wäre gerade kein großer Verlust."

„Entschuldigen Sie, der größte. Wenn man sich verliert, so —"

„Nun — so? —"

„So hat man sich nicht mehr."

„Das ist unbestreitbar," rief der junge Mann lachend. „Aber was wollen Sie denn ohne sich selbst anfangen?"

„Ohne mich selbst?"

„Ja."

„Ich glaube, ich werde recht zufrieden sein, wenn ich mich los bin. Meine Frau mag sehen, was sie mit mir anfangen kann."

„Was soll eine Frau mit einem Manne anfangen — ich bitte Sie?"

„Sie sind — originell," sagte der junge Mann, schwankend zwischen Belustigung und Empfindlichkeit.

„Das will sagen, ich bin unhöflich," rief der Fremde lebhaft. „Sie haben ganz Recht, und ich erbitte mir Ihre Verzeihung. Das kommt davon her, wenn man so viel allein lebt, wie ich. Man monologisirt immer — auch mit Andern. Indessen haben Sie mich bereits bestraft, indem Sie mich originell nannten. Dieses Wort gehört unter die, vor denen ich mich mehr fürchte, als

vor der Cholera — es folgt für mich gleich auf „nobel und gentil“ — die gräßlichsten Worte, die man hören kann. Daß man sie noch hören kann, ist unglaublich.“

„Gut,“ sagte der junge Mann, jetzt entschieden belustigt, „so sind Sie also alltäglich — wie ich.“

„Ich danke Ihnen,“ sprach der Fremde herzlich.

„Wissen Sie was,“ warf der junge Mann hin, „da ich nicht mit Ihnen kommen kann, kommen Sie mit mir, lernen Sie meine Braut kennen und stellen Sie dann meiner Ehe ein specielles Horoskop, kein so allgemeines, wie das jetzige.“

„Natürlich ein gutes?“

„Natürlich.“

„Gut, ich nehme mit Dank an, das heißt meine Tante muß ich besuchen, aber dann komme ich zu Ihnen. Nur,“ setzte der Fremde lächelnd hinzu, „muß ich wissen, zu wem ich kommen soll.“

Der junge Mann nahm seine Karte heraus, der Fremde that dasselbe. Sie tauschten die Karten aus: „Guido von Nostiz“ stand auf der des jungen Mannes, „Emanuel Strozzi“ auf der des Fremden.

„Ja, wir sind aus Florenz,“ sprach er, als er Guido's Auge sich auf den historischen Namen heften sah. „Ein Strozzi kam nach Frankfurt — als Kaufmann,“ setzte er mit leicht aufgeworfener Lippe hinzu. „Mein Großvater trieb noch Handel — mein Vater war Lebemann — ich bin —“

„Alltäglich,“ schaltete Guido trocken ein.

„Nein, das denn doch nicht so ganz,“ sprach Emanuel lachend, „aber seltsam, verkehrt, verdreht, wenn Sie wollen —“

„Gut, verdreht also —“

„Und ich treibe mich herum und thue — Nichts, vielleicht das Gescheidteste, was wenigstens ich thun kann.“

„Meinen Sie?“

„Gewiß, denn ich habe die innerste Ueberzeugung: wenn ich Etwas thäte, so würde es etwas Dummes sein. Und so — haben Sie meine Geschichte. Wo wohnen Sie?“

„In der Lausitz, zwischen Bischofswerda und Dresden. Ich werde Ihnen den Namen meines Gutes aufschreiben.“

Guido that es auf seiner Karte.

„Und dahin soll ich kommen?“ fragte Emanuel.

„Dahin, oder bin ich nicht dort, nach Ravenau, eine Stunde weiter. Da wohnt meine Tante, Frau von Bünau.“

„Und — Fräulein von Bünau?“

„Ja — Edith.“

„Wie kommt sie zu dem Namen?“

„Nach dem Talisman von Walter Scott.“

Emanuel machte ein Gesicht.

„Mögen Sie Walter Scott nicht?“ fragte Nostiz lächelnd.

„O ja, aber nicht die Frauen, welche ihre Töchter nach seinen Romanen nennen.“

„Meine arme Tante schwärmt sehr.“

Emanuel machte ein zweites Gesicht.

„Am Ende kommen Sie nun nicht?“

„Doch, aber nicht zu Ihrer Tante.“

„Sie ist eine gute Frau. Wenn sie nur erst mit dem Entzücken über Ihren Namen fertig sein wird, so

werden Sie ganz natürlich mit ihr sein und leben können."

„Hören Sie, Herr von Nostitz, können Sie nicht machen, daß dieses Entzücken schon vor meiner Ankunft vorüber sei?"

„Indem ich Sie ankündige?"

„Das mein' ich."

„Ob nicht ein neuer Anfall eintreten sollte, wenn Sie wirklich da sind, will ich nicht versprechen, indessen wird er doch kürzer sein, als wenn er der erste wäre, besonders wenn Sie mir erlauben —"

„Wohl?"

„Sie romantisch zu schildern."

„Romantisch ist auch so ein Wort, welches wie Sand zwischen den Zähnen knirscht, indessen wenn es sein muß — ich komme dann ganz alltäglich an, und da giebt es eine Enttäuschung und kein Entzücken. Das wäre also abgemacht, aber was noch nicht abgemacht ist — mein Nachtquartier. Kann ich ein Zimmer bekommen?" fragte er den Kellner, welcher mit angenehmer Gleichgültigkeit in der Thür des Eßsaales lehnte.

Der Kellner bewegte sanft verneinend den Kopf.

„Ist denn keines mehr leer?"

„Nein," erwiederte der Kellner.

„Aber wo sind die vielen Fremden? Ich sehe sie nicht," rief Guido ungeduldig.

„Mehrere Zimmer sind gewaschen," sagte der Kellner.

„Genug, ich bekomme keines," sprach Emanuel mit der Gelassenheit eines erfahrenen Reisenden. Er rief nach seinem Gepäck, welches vorläufig in den Saal ge-

bracht worden war und sagte zu Guido: „ich gehe in die Stadt, aber ich komme wieder heraus, um mit Ihnen hier zu essen.“

„Theilen Sie mein Zimmer,“ schlug Guido vor. „Es hat zwei Betten.“

Emanuel zögerte.

„Sie geniren mich gewiß nicht,“ versicherte Guido.

„Das weiß ich,“ sagte Emanuel, „aber seit fünfzehn Jahren habe ich nie mehr mit irgend Jemand in einem Zimmer geschlafen.“

„Dann“ — Guido machte eine Bewegung des Aufgebens.

„Ich möchte doch Ihr freundliches Anerbieten annehmen,“ sprach Emanuel schwankend, „aber —“

„Warum wollen Sie sich quälen?“ fragte Guido.

Emanuel setzte sich wieder und sagte zum Kellner: „Ich schlafe mit dem Herrn — bringen Sie uns die Speisekarte.“ Dann zu Guido gewendet fuhr er fort: „Ich will mich überwinden — es ist eine Albernheit. Sie flößen mir Zutrauen ein — unsere Wege berühren sich gar zu sonderbar — wir müssen in irgend einer Gemeinschaft mit einander sein. Sehen Sie — ich mache Lärm in der Nacht.“

„Schnarchen Sie?“ fragte Guido arglos.

„Nein, ich spreche,“ antwortete Emanuel mit gerunzelter Stirn, „und schwatze dann mein einziges Geheimniß aus — mich selbst. Aber bei Ihnen —“

„Ich höre in der Nacht nicht.“

„Das denk' ich.“

Am Fürstenhof.

Sie waren nach dem Abendessen noch zum Fürstenhof hinaufgegangen. Es war neun Uhr, vielleicht auch noch später. Die Nacht war klar, mit einem halben Monde und Sternen — wie vielen! Aus den Eisenhämmern, wo es klang und brannte, stiegen Funkensäulen in die Höhe, bald eine, bald zwei. Die Mur rauschte — wie geisterhaft klingt in der Nacht das Rauschen des Wassers! Und der Thau duftete vom Grase, auf das er eben gefallen war.

Oben an der verschlossenen Ringmauer des zerstörten Schlosses standen die beiden jungen Männer, denn auch Emanuel war noch jung. Er war höher geklimmt als Guido, er hatte, unbekümmert um das Harz, das an seinen Kleidern kleben bleiben konnte, den linken Arm um eine der schönen, frischen Tannen geschlungen, die hier wachsen, und so schaute er auf Guido herab und sprach mit ihm.

„Alles mit dem Willen," sagte er.

„Das Natürliche, nicht das Uebernatürliche," entgegnete Guido.

„Was nennen Sie übernatürlich?" frug Emanuel.

Guido glaubte die Definition so leicht, daß er sie überflüssig meinte, er wollte sie dennoch geben, suchte Worte und — fand keine.

„Es giebt nichts Uebernatürliches," sagte Emanuel in seiner bestimmten Art. „Was die Leute übernatürlich

nennen, ist höchstens ungewöhnlich, und auch das noch nicht ein Mal."

Guido wollte einreden. Emanuel sagte: „Ich bitte Sie — wenn man Alles wüßte, was geschieht —"

„Ist Ihnen denn schon etwas dergleichen geschehen?" fragte Guido mit dem natürlichen Zögern, mit welchem man eine solche Frage stellt.

Emanuel antwortete nicht gleich. Dann sagte er: „Ich wiederhole es Ihnen — was ich will — sehen Sie, soll ich diese Nacht Ihren Traum schaffen?"

„Mesmerism?" fragte Guido lachend, indem er den nationalbritischen Accent annahm.

„Ach — Mesmerism! Sie haben Recht, es ist merkwürdig, was Charlatanerie jeder Art über die sonst so kaltvernünftigen Engländer vermag. Aber was wollen Sie diese Nacht träumen?"

„Wollen Sie mich es wirklich träumen machen?"

„Ganz gewiß."

„Und blos durch Ihren Willen?"

„Blos durch meinen Willen."

„Sie scheinen seltsam überzeugt."

„Weil ich es bin."

„Sie scherzen nicht?"

„Ich gebe mir nie diese Mühe," sprach Emanuel kühl.

„In der That, Sie machen den Eindruck, als fänden Sie den Zeitvertreib des Scherzes zu klein."

„Nicht nur zu klein, sondern geradezu thöricht. Das Leben ist eine zu ernsthafte Sache für den Scherz."

„Wie leben Sie aber mit dieser Anschauung, d. h. wie halten Sie es aus?"

„Ich denke und fühle.“

„Was?“

„Alles, was Andere fühlen und — noch mehr, als Andere fühlen.“

„Das glaub' ich,“ sagte Guido naiv bewundernd.

„Nun, was wollen Sie träumen?“ fragte Emanuel mit dem Eigensinn einer festgewurzelten Ueberzeugung.

„Nichts,“ erwiederte Guido, der unruhig wurde. Ihm war's, als stände da oben sein Schicksal, schauerlich übermächtig.

„Sie haben vielleicht Recht,“ sprach Emanuel, dessen Blick sich starr in die Nacht verlor.

„Sehen Sie, wenn Sie diese Gewalt im Traum über mich hätten,“ fing Guido nach einer Pause wieder an, „so könnten Sie mich ja auch im Wachen thun lassen, was Sie wollten. Nicht?“

„Wie?“ fragte Emanuel zerstreut.

„Ich meine, Sie könnten eine ähnliche Gewalt über mich ausüben, während ich wachte?“

„Gewiß,“ antwortete Emanuel, der jetzt wieder beim Gespräch war.

„Das will ich eben nicht.“

„Sie haben Recht, sag' ich Ihnen. Indessen könnten Sie diesen Einfluß leicht neutralisiren.“

„In wie fern?“

„Indem Sie meinem Willen einen noch stärkeren entgegensetzten.“

„Das dürfte bei Ihnen nicht leicht sein.“

„Nicht ganz. Ich habe den Willen ausgebildet. Er ist das einzige Talent, welches ich besitze.“

„Und Sie wenden es häufig an?“

„Zu philosophischen Zwecken. Ich halte gewissermaßen eine Wage, in welcher ich die Kräfte der verschiedenartigsten Naturen prüfe, an und für sich sowohl, wie im Vergleich zu einander.“

„Und das Ergebniß dieser Untersuchungen war bis jetzt —“

„Daß auf eine starke Natur eine Million schwache kommen.“

„O, bitte!“

„Gewiß, und es ist gut so. Wenn mehr solche Willenskräfte, wie ich sie meine, sich in der Welt regten, was sollte aus der Welt werden? Sie würde zersprengt wie ein Ei, oder wie ein Dampfkessel.“

„Es liegt ein guter Ring um die Welt,“ sagte Guido etwas spottend.

„Der doch spränge, wenn wir es wollten.“

„Nein.“

„Sind Sie dessen ganz gewiß?“

„Ja,“ antwortete Guido fest.

„Verzeihung für die kleine Prüfung,“ sprach Emanuel, indem er den umfaßten Baum los ließ und mit einem Sprung unten bei Guido war. „Ich achte nur die, welche demüthig vor Gott sind. Der größte Theil der modernen Literatur, hauptsächlich der deutschen, flößt mir ein verachtendes Mitleid ein. Ich bitte Sie, wenn Gott nicht mehr da sein soll, wie sollen wir denn da sein?“

„Und wozu?“

„Und wozu?“ Emanuel nahm Guido's Arm —

Guido hatte eine unangenehme Empfindung bei dieser Berührung, wie einen Frost in der Seele. Emanuel bemerkte es nicht, oder achtete nicht darauf — er fuhr fort: „Sie sehen also, gegen Gott weiß ich, daß ich Nichts kann, aber gegen die Menschen kann ich Alles."

„Alles, wirklich Alles?"

„Wirklich Alles."

„Dann beklage ich Sie," sprach Guido ernst.

„Ja, ich habe mein Können oft gemißbraucht," sagte Emanuel, der ihn augenblicklich verstand, mit einer schmerzlichen Düsterheit. Seine Stimme klang wie aus Abgründen der Erinnerung.

„Vielleicht thun Sie aber auch sich selbst zu viel," sprach nun Guido, dem es plötzlich vorkam, als sei Emanuel eigentlich ein Narr, behaftet mit der Manie, sich für gefährlich zu halten.

Emanuel sagte ruhig: „Was Sie jetzt denken, ist sehr natürlich, aber leider ganz und gar nicht wahr."

Guido fuhr zusammen, als er sich so errathen sah. Wenn Emanuel nun kein Charlatan war, wenn er wirklich Gewalt über die Seelen hatte, wer stand Guido dafür, daß er sie nicht auch bei Edith anwandte?

Emanuel drückte ihm den Arm und sagte: „Fürchten Sie Nichts — ich kann loyal sein. Ich war's nicht immer, aber da waren meine Leidenschaften stärker, als ich. Jetzt — glaube ich stärker zu sein, als meine Leidenschaften."

„Und wenn Sie es nicht wären?"

„Soll ich nicht kommen?" fragte Emanuel so einfach, daß die Anmaßung, welche in seinen Worten lag, ganz verschwand.

Guido zögerte.

„Sagen Sie es frei,“ fuhr Emanuel fort. „Vielleicht ist es Ihr guter Geist, der Sie warnt. Vielleicht brächte ich Ihnen Unheil. Gewöhnlich werden unsere gegenseitigen Beziehungen nicht sein, wenn wir uns einander nähern. Unsere Schicksale haben irgend einen geheimnißvollen Berührungspunkt, dessen bin ich sicher.“

„Den könnten wir dann ja doch nicht verrücken,“ sprach Guido sinnend.

„Fatalist?“ frug Emanuel.

„Wer an die Vorsehung glaubt —“

„Wir sind frei,“ sprach Emanuel mit einem aufblitzenden Stolz. „Allerdings nur in gewissen Grenzen, aber diese Grenzen sind fast bis an die Unendlichkeit gesteckt. Will ich das Böse, wird das Böse; will ich das Gute, wird das Gute.“

„Und wie stimmt Ihr Wollen oder Nichtwollen mit dem allgemeinen Schicksal zusammen?“

„Aus dem tausend- und tausendfachen individuellen Wollen wird das allgemeine Schicksal, wie aus unzähligen Fäden ein Gewebe.“

„Gott ist aber der Webemeister.“

„Glauben Sie, daß Gott nach einem Muster wirkt?“

„Also Vorherbestimmung —“

„Langweilig! Wenn wir bestimmt wüßten, so und nicht anders wird's morgen, hätten wir da noch irgend Lust zu morgen? Sollte Gott sich nicht langweilen? Er ist geistreicher, als wir.“

„Also —“

„Er improvisirt die Welt, oder vielmehr die Welt

improvisirt sich selbst, unter seinem Auge, mit seinem Willen."

„Sie denken allerdings die Grenzen unseres Wollenkönnens weit."

„Nicht weiter, als sie sind."

Sie standen jetzt auf der Brücke. „Rausche, rausche!" sagte Emanuel zur stahlschillernden Mur. Es war, als flösse sie auf sein Wort hastiger und klingender. Guido wenigstens hätte darauf schwören mögen. Ihm kroch wieder ein Schauer durch die Seele, wie eine Schlange, kalt und schnell aus dem Dunkel in das Dunkel gleitend. Emanuel, der seinen Arm noch hielt, fühlte das Nervenbeben in ihm.

„Sagen Sie mir's, ob ich kommen soll," sprach er sanft. „Flöße ich Ihnen mehr Furcht als Vertrauen ein, so sagen Sie's. Fürchten Sie sich um des Himmels willen nicht davor, sich zu fürchten. Das thun nur Prahler oder Thoren — Sie sind keines von Beiden, Sie haben das Recht zur Furcht."

Guido wollte sagen: „Und ich fürchte Sie," und er sagte: „Ich fürchte wenigstens Sie nicht — kommen Sie."

Warum sprach er so, entgegen seinem innersten Antrieb? Er wußte es nicht.

Emanuel frug noch ein Mal: „Also soll ich?" Und als Guido abermals bejahend antwortete, sprach er: „Gut."

Dann ging er so unbefangen nach dem Gasthofe zurück, als hätte er mit Guido von den alltäglichsten Dingen geredet. Etwas nachdenklicher als vorher sah er aus; Guido blickte ihn an und begriff weder ihn, noch sich.

Und Nichts, nicht das seltsame Zusammentreffen, nicht das eben geführte Gespräch, nicht die Verbindung, die er gewissermaßen mit diesem Fremden eingegangen, nicht die Zusage, die er gefordert und empfangen. In einer Art von Betäubung kam er auf das Zimmer, wollte sich rasch entkleiden und mußte sich setzen, um nicht zu fallen.

„Sie haben Schwindel," sagte Emanuel theilnehmend und brachte ihm ein Glas Wasser, das er eben für sich selbst eingegossen hatte.

Guido wollte davor zurückschaudern, wie vor Gift, er überwand sich, nahm es und trank etwas. Sein Kopf wurde freier. Er lachte sich selbst aus. Emanuel sagte ruhig: „Ich glaube, daß ich schwindlich machen kann — es ist nicht das erste Mal, daß es geschieht."

„Aber Sie wollten es nicht?" frug Guido, halb ernsthaft.

„Lieber Himmel, warum hätte ich etwas so Dummes wollen sollen?" frug Emanuel gutmüthig zurück. „Sie müssen wirkich nicht glauben, daß ich immerfort Kunststückchen mache."

„Ich muß Ihnen furchtbar albern vorkommen," sprach Guido, indem er anfing, sich auszukleiden; „aber, was wollen Sie — ich bin in meiner nüchternen Lausitz nicht an Phantastik gewöhnt. Und phantastisch sind Sie."

„Lassen Sie mich phantastisch sein," sagte Emanuel, der ihm behülflich war, „legen Sie sich nur jetzt zu Bette und schlafen Sie recht fest — das will ich," setzte er lächelnd hinzu.

Guido legte sich gehorsam nieder.

„Gute Nacht,“ sagte Emanuel, nach der andern Seite gehend.

Noch war er nicht bis an sein Bett gekommen, da schlief Guido schon. Wenn Guido später dieses Einschlafen beschrieb, so sagte er: „Es war, als ob eine sanfte, duftende Finsterniß sich wie eine Sammetdecke über mich legte.“

Sommernachmittag.

„Wie schwül es heute ist!“ Diese Bemerkung kam von Frau von Bünau, der Tante und baldigen Schwiegermutter Guido's.

Sie saßen alle im Gartensalon von Ravenau: Frau von Bünau, Edith, eine Freundin von dieser und Guido.

Er war schon wieder ganz eingerichtet in Ravenau. Allerdings hatte das nicht schwer gehalten. So lange er lebte, also etwas über fünfundzwanzig Jahr, war er immer mehr in Ravenau zu Hause gewesen, als in Sophienthal, dem Gute seiner Eltern, jetzt dem seinigen. Nie hatte er an eine andere Braut gedacht, als an Edith, nie Edith an einen andern Geliebten, als an Guido. Ihr Einanderangehören war für beide eine schöne stille Nothwendigkeit.

Guido saß neben seiner Braut und schnitzelte Stäbe für einige Lieblingspflanzen von ihr. Edith arbeitete an einem Kissen für ihn. Sie hatte schon eine ganze Menge von allen nur denkbaren Kissen in ihre künftige Ein=

richtung gestickt. Dieses aber war ganz besonders für Guido bestimmt. „Wenn er ein Mal reisen sollte, um seinen armen Kopf daran zu lehnen,“ meinte sie; „die Wagen sind immer so hart!“ Edith fand für Guido stets Alles zu hart, oder zu kalt, oder nicht schön, oder nicht bequem genug, darum stickte sie ihm vorsorglich dieses Reisekissen. „Aber Du darfst nicht zu oft fortreisen, Guido!“ sagte sie.

„Ich werde nie ohne Dich reisen,“ antwortete er zärtlich.

„Ach, das kennt man!“ sprach sie schnippisch.

Der Gartensalon hatte natürlich Glasthüren und zwar auf eine Freitreppe, welche zu beiden Seiten reich mit Orangerie und andern Topfgewächsen besetzt war. Ein Luftzug führte der Gesellschaft, die im Halbkreis nächst den offenen Thüren saß, eben einen recht wahrnehmbaren Orangenduft zu.

„Das muß Dich an Italien erinnern, lieber Guido,“ sagte Frau von Bünau. Sie sagte das bei jedem Sonnenunter- und jedem Mondaufgang, bei jedem Bischen blauen Himmel und jedem noch so geringen Blüthendüftchen. Nur beim Regen sagte sie: „Du bist jetzt nicht in Italien, lieber Guido.“

Guido antwortete, wie immer, freundlich, aber ohne daran zu denken, was er beantwortete: „Ja, liebe Tante!“

Die Freundin, ein Fräulein Jettchen von Zehm, etwas älter, als Edith, nahm jetzt das Wort und sagte, sprudelnd wie es ihre Art war: „Ich bin aber schrecklich neugierig, ganz ungeheuer neugierig!“

„Ich bin agitirt," sagte Frau von Bünau, indem sie mit Anstrengung tief athmete. „Alles, was Guido uns von diesem Manne erzählt hat, ist so wunderbar, daß es mich auf's Höchste spannt. Ich bin darin noch nicht alt, obwohl ich schon eine große Tochter habe. Meine Phantasie ist jung geblieben. Alles Ungewöhnliche ergreift sie mächtig. Nicht wahr, Edith?"

„Ja, liebe Mama," antwortete Edith und stickte weiter.

„Bist Du denn gar nicht neugierig, Edith?" fragte Fräulein Jettchen.

„O ja, recht sehr. Aber nicht bis zur Aufregung."

„Dich regt Nichts so leicht auf," sagte Frau von Bünau geringschätzig.

„So leicht nicht," antwortete Edith. Sie dachte: „Ich vergeß' es aber auch nicht im nächsten Augenblicke, wenn ich aufgeregt gewesen bin."

Edith war ebenso ruhig, wie ihre Mutter beweglich. Ein seichtes Wasser wallt vor dem Winde leichter, als eine tiefe Quelle. Frau von Bünau hielt Edith für phlegmatisch und äußerte öfter: „Ich begreife nicht, wie gerade ich zu solcher Tochter gekommen bin!" Guido's Mutter pflegte dann immer zu erwiedern: „Ich begreife es auch nicht."

„Ob er denn nicht bald kommen wird?" fing Frau von Bünau nach dem Schweigen von einer Viertelminute wieder an. „Ich kann es kaum erwarten, ihn eintreten zu sehen."

„Liebe Tante," sagte Guido, von seinem Schnitzeln aufsehend, „ich bitte Dich nochmals, zeige ihm diese Er=

regung nicht. Er liebt es nicht, Eindruck zu machen. Er will als ein ganz alltäglicher Mensch angesehen und behandelt werden."

„Wie wunderbar!" sprach Frau von Bünau, und ließ ihre Häkelarbeit in den Schooß sinken. „Bei seinen Gaben! Wie merkwürdig!"

Guido gerieth in eine wirkliche Angst. „Wenn sie ihn so empfängt, macht sie sich ja durch und durch lächerlich," dachte er. Was war zu thun? Emanuel konnte jeden Augenblick eintreffen. „Komm ein bischen vorne hin, Edith," sagte Guido.

„Ja, seht, ob er nicht kommt!" sprach Frau von Bünau dringend. Das Brautpaar ging Arm in Arm durch den Vorsaal nach der Freitreppe an der Front des Hauses. Hier befand sich an jeder Seite eine Anhäufung von Felsstücken, zwischen denen seltene Alpenpflanzen gezogen wurden. Es war dieses eine Erinnerung an Herrn von Bünau, der Botanik getrieben und die Treppe so eingerichtet hatte. Jetzt hatte Niemand ein besonderes Interesse an ihr, denn Edith kümmerte sich nicht um Botanik, und Frau von Bünau wußte von keiner Wissenschaft etwas. Aber die Felsstücke blieben liegen, ein alter Gärtner pflegte die Pflanzen, und Frau von Bünau führte jeden neuen Gast sorgfältig zwischen den Steinen umher und sagte: „Sehen Sie dies und das und das — ist es nicht merkwürdig? Mein guter seliger Mann hat es so arrangirt — er war ein höchst bedeutender Botaniker." Und dann nahm sie ihr feines Schnupftuch, welches stets nach Rosen duftete, und trocknete sich die noch immer schönen Augen.

„Höre, Edith," sagte Guido, sobald sie auf der botanischen Treppe waren, „mit der Mama geht das nicht."

„Ja, was soll ich machen?" antwortete Edith. „Es ist Deine Schuld. Du mußtest nichts von Deinem Strozzi erzählen. Aber Du hast geplappert wie ein alter Pfarrer."

„Es macht mich ganz unruhig," fuhr Guido verdrießlich fort.

„Ich glaub' es," antwortete Edith scheinbar theilnehmend.

„Und du lachst mich noch aus, wie immer, wenn ich eine Dummheit gemacht habe."

„Soll ich etwa weinen?" frug Edith scheinheilig.

Guido sah sie an, und vergaß sowohl Emanuel, wie seinen Aerger über die Tante.

„Komm' ein bischen herunter," sagte jetzt Edith. Guido umfaßte sie fester, und sie gingen über den grünen Platz, der vor der Treppe lag. In der Mitte war ein großes Bosquet von Georginen, welches dazu diente, die Hundehütte zu verbergen. Der Hund kam wedelnd hervor und begrüßte seine junge Herrin. Edith streichelte ihn und sagte: „Hörst du, Boreas, brülle mir nicht gar zu sehr, wenn der extraordinäre Mensch ankommt!"

„Du denkst doch auch an ihn," sagte Guido, indem er das Gitterthor öffnete. Dieses war in der lebendigen Hecke angebracht, welche den ganzen Platz einschloß, und führte auf einen Feldweg zwischen Ebereschen und Fichten. Edith brach im Vorübergehen einen kleinen Fichtenzweig und antwortete: „Warum soll ich allein nicht an

ihn denken? denkt doch das ganze Haus an ihn, sogar die Guste.“ Die Guste war die Waschmagd.

„Wie kommt denn die Guste dazu?“ fragte Guido.

„Nun, durch die Pine.“ Die Pine, eine abgekürzte Philippine, war die Kammerjungfer.

„Daß die Tante doch auch Alles der dummen Pine sagt!“ murrte Guido. Wenn er recht verdrießlich auf seine künftige Schwiegermutter war, so sagte er: „die Tante.“

Edith bröckelte, umfaßt von Guido, ruhig ihren Zweig entzwei und antwortete: „ja, siehst Du, das ist nun schon nicht anders.“

„Strozzi wird gewiß nicht denken, daß sogar die Pine ihn erwartet.“

„Sogar die Guste,“ verbesserte Edith.

„Sogar die Guste. Es ist zum Verzweifeln. Wenn er nur einmal käme, damit Alles erst vorüber wäre!“

„Weißt Du,“ sagte Edith, den Verlobten mit ihren großen klaren Augen ansehend, „ich möchte am liebsten, daß er gar nicht erst käme.“

„Fürchtest Du am Ende doch, er könnte Dir gefährlich werden?“ fragte Guido argwöhnisch.

Edith gab ihrem Bräutigam höchst gelassen eine ziemlich derbe Ohrfeige, dann sagte sie: „Verstehst Du denn nicht, was ich meine? Dir wird er gefährlich werden, Du mein dummer Alter. Hast den Schwindel bekommen, weil er Dir, Gott weiß was, vorgeschwatzt hat, bist dann Deiner Meinung nach magnetisch eingeschlafen — wenn das wieder anfängt, wo's aufgehört hat, was soll ich denn da anfangen? Ich werde einen ganz andern Guido haben, und — den mag ich nicht.“

„Bist Du mit Deinem alten Guido zufrieden, so dumm wie er ist?“ frug Guido zärtlich. „Gott lohne Dir's, Du mein Engel! Ich denke manchmal, ich sei Deiner nicht werth. Aber da Du mich so behalten willst, wie ich bin, so sollst Du mich behalten. Fürchte Dich nicht, mich zu verlieren, Du sollst mich noch satt bekommen!“

„Bis das geschieht, bleib' wie Du bist,“ sprach sie sanft. „Ich hab' Dich lieb so.“

„Aber wie kannst Du nur denken, Edith, Strozzi könnte irgend einen Einfluß auf mich gewinnen?“

„Ich weiß nicht warum, aber ich fürchte mich vor ihm. Wo das Alte gut ist, taugt nichts Neues. Er muß Deiner Schilderung nach entschieden die Macht des Ausgezeichneten haben, denn von Alltäglichem wirst Du nicht ergriffen, dazu hat Deine Phantasie zu guten Geschmack. Also ungewöhnlich ist er, und nun sage mir, was soll Ungewöhnliches in unserer schlichten und geordneten Lebenslage. Entweder, es paßt nicht hinein, oder — es stört sie.“

„Glaubst Du wirklich, ich würde mein Glück mir stören lassen?“

„Es ist das Glück selbst, das sich stören läßt, Guido.“

„Nicht, wenn es sich so eingewohnt hat, wie bei uns.“

„Sei nicht vermessen, Guido!“ sagte Edith mit lieblichem Ernst. Dann setzte sie weicher hinzu: „ich hab' mir in Deinem Herzen mein Nest gebaut, und ich mag mir auch nicht einen Flaum daraus entführen lassen; sonst — fröre mich am Ende.“

„Du sollst nicht frieren, Edith! Ich will Dich so

warm an meiner Brust halten, als wärest Du ein armes kleines Kind, dem die Luft nicht ankommen dürfte. Du bist ja auch mein Kind," schloß er schmeichelnd und liebkosend.

„Ja, Du bist ein schöner Papa," sagte sie lachend unter seinem Kusse; „ein weiser Vater, ungeheuer weise!"

„Lache mich immerhin aus," erwiederte Guido; „wenn Du nur lachst, bin ich zufrieden. Aber wenn Du ernsthaft bist, wird mir bange. Du scheinst mir dann immer so über mir zu schweben, so überirdisch."

„Warte, ich werde gleich stolpern," sagte Edith, „damit Du siehst, daß ich irdisch bin." Sie that es mit graziöser Ungeschicklichkeit. Sie that Alles mit Grazie, selbst was sie, wie jetzt, im Uebermuth that.

Guido sah sie an; in seinem Blick war Anbetung. Edith erröthete. Das geschah selten. Fand es statt, berauschte es ihn. Er rief inbrünstig: „Edith, Edith, wenn Du doch erst ganz mein wärest!"

„Laß, es wird ja auch kommen," sprach sie beschwichtigend. „Und jetzt wollen wir wieder zurück." Sie kehrte um. Guido wagte nicht, sie zurück zu halten. Edith wich immer gern aus, wenn seine Liebe ein Mal höher aufflammte, als gewöhnlich.

Eben stiegen sie die botanische Treppe wieder hinan, da hörten sie in geringer Entfernung einen Wagen, und Guido sagte: „Da ist Strozzi. Geh', sag' es der Tante, und — ist's möglich, beruhige sie einigermaßen."

Edith mußte so gut wie sich selbst, auch ihre Mutter bis zu einem gewissen Punkt beherrschen, denn als Guido dem sehnlich erwarteten Gast die Thür des Garten-

salons öffnete, that Frau von Bünau weder einen Ausruf, noch stellte sie sich erschüttert, sondern sie begnügte sich, Emanuel als Lebensretter ihres Neffen, oder lieber ihres Sohnes mit einigen Worten zu viel zu begrüßen. Emanuel antwortete artig, aber leichthin, dann wandte er sich zu Edith. Sie grüßte ihn gemessen. Emanuel blickte sie einige Sekunden fest und prüfend an, darauf gab er Guido's Mahnung Gehör und ließ sich Fräulein Jettchen vorstellen.

Er ist da.

„Er ist da!" so ging es durch das ganze Haus von Ravenau.

Er war da. „In einem ganz gewöhnlichen Wagen vorgefahren, und wie ein ganz gewöhnlicher Mensch ausgestiegen!" sagte Pine zum Bedienten, als dieser, nachdem er den Angekommenen im Salon angemeldet, zurückeilte, um die Sachen des Gastes in das bestimmte Zimmer schaffen zu helfen.

Als Pine ihn aufhielt, um ihre Bemerkung ihm mitzutheilen, lächelte er und fragte witzig: „kann denn ein Mensch anders aus dem Wagen steigen, als der andere?"

„Ach, gehen Sie," sagte Pine, „Sie sind ein Barbar!" Und sie verfügte sich in die Küche und äußerte sich gegen Guste beleidigt über den Bedienten und getäuscht über den Ankömmling. Um Pinens Erwartungen

zu entsprechen, hätte Emanuel „finster" aus dem Wagen auf die Erde „treten" müssen, gerade als käme er, um in Ravenau etwas Schreckliches zu thun.

Im Salon dagegen hatte es keine Enttäuschung gegeben. Frau von Bünau und Fräulein Jettchen fanden Emanuel ganz wie sie ihn sich vorgestellt, so gewandt, so verbindlich und dabei zugleich so wunderbar, so — unbeschreiblich, „daß es einem den Athem versetzt, wenn er einen ansieht," sagte Fräulein Jettchen, natürlich erst, als Guido um elf Uhr den Gast auf dessen Zimmer begleitet hatte.

Edith saß still in einem kleinen Lehnsessel und ließ ihre Mutter und ihre Freundin schwatzen und schwärmen.

„Edith!" sagte plötzlich Frau von Bünau, indem sie etwas mehr die Stimme erhob.

„Mama?" antwortete Edith.

„Du sagst kein Wort?"

„Nein, Mama."

„Dich interessirt also unser Gast nicht?"

„Noch nicht," antwortete Edith gelassen.

„Edith, ist das möglich?" rief Fräulein Jettchen.

„Das ist Affektation, Edith!" sprach Frau von Bünau mit Schärfe.

„Warum sollte ich es denn nicht sagen, wenn er mich interessirte?" fragte Edith einfach.

„Um Dich als überlegen zu zeigen, um Dich auszuzeichnen."

Guido kam wieder herein. In seiner Gegenwart wagte Frau von Bünau nicht recht, auf diese Weise gegen die Tochter fortzufahren, sondern fragte mit süßer Stimme:

„nun lieber Guido, ist unser Gast zufrieden mit seinem Zimmer?“

„Ich denke wohl,“ antwortete Guido; „wenigstens war er sehr heiter.“

„Bedarf er noch irgend etwas?“

„Was sollte er denn noch bedürfen?“

„Ja, man kann doch nicht wissen. Hast Du ihn nicht gefragt?“

„Nein,“ antwortete der ehrliche Guido.

„Nicht? Du hast ihn nicht gefragt?“ seufzte Frau von Bünau. „O, wenn ihm nun etwas mangelte?“

„Aber, Tante, was soll ihm denn mangeln?“

Frau von Bünau sah aus, als empfände sie es tief, nicht verstanden zu werden. Sie zündete schwermüthig ihren Wachsstock an. „Kommen Sie, Jettchen?“ fragte sie das Fräulein, welches ihr so treulich im Enthusiasmus für den interessanten Gast half. „Die Beiden haben einander doch noch Geheimnisse anzuvertrauen. Gute Nacht, meine Tochter!“ sagte sie mit vieler Erhabenheit zu Edith, welche ihr die Hand küssen kam. „Gute Nacht, lieber Guido!“ setzte sie sanfter hinzu, und auf Fräulein Jettchen gestützt, verließ sie den Saal.

Edith blickte Guido mit einem gutmüthigen Lachen in die verwunderten Augen. „Merkst Du's? Ich bin der Mama ein Mal wieder nicht warm genug.“

„Edith, Du warst auch sehr kalt gegen Strozzi, fast unfreundlich,“ sagte Guido, indem er den Arm um die schlanke Taille der Braut legte.

„Fängst Du auch an?“ fragte sie mit allerliebstem Humor.

„Es scheint fast," erwiederte Guido erstaunt. „Du machst Dich über etwas lustig. Vielleicht gar über Strozzi?"

„Und wenn's wäre?" antwortete sie etwas übermüthig. „Ist's etwa von der Polizei verboten?"

„Es sollte Dir von Deinem Herzen verboten sein," antwortete Guido vorwurfsvoll. „Du weißt, was ich Strozzi schuldig bin, mein Leben vielleicht; und kaum daß er kommt, lachst Du über ihn. Und warum?"

„Weil ich vergnügt bin," sagte sie und zupfte ihn schmeichelnd wechselsweise an beiden Ohren. „Du weißt, wie feierlich die Erwartung des „extraordinären" Gastes mich gestimmt hatte. Ich bildete mir wirklich ein, es käme in ihm irgend ein dunkles Schicksal angefahren. Nun, siehst Du, das war albern. Und weil ich's nun weiß, daß es das war, bin ich vergnügt."

„Warum weißt Du, daß es dumm war?"

„Weil ich Deinen Emanuel nun — gesehen habe."

„Und was hast Du an ihm bemerkt, daß Du auf einmal so klug aus ihm geworden?"

„Daß er — kokettirt!" sagte Edith lachend.

„O Edith!"

„O Guido! Ja, Dein geheimnißvoller Strozzi kokettirt, nicht anders als eine schöne Frau. Will verhängnißvoll aussehen. Sieht für gute, liebe, harmlose Seelen auch so aus, aber für mich ganz und gar nicht." Und sie lachte wieder.

Guido wollte einreden, aber Edith hielt den Finger in die Höhe und sagte: „Du, sei still! Im Grunde bist Du ganz unglaublich zufrieden, daß ich ihn nicht verhäng=

nißvoll finde. Du hast auch ganz Recht. Es ist mit wirklich verhängnißvollen Leuten nicht zu spaßen. Aber wie gesagt, Dein Lebensretter ist's nicht. Wär' er's gewesen, hätt' er wirklich Schauer als seine Atmosphäre mit sich in's Haus gebracht, so — hätte ich schon gewußt, wie ich ihn wieder hinausgebracht hätte. Aber jetzt, da es ein artiger, geistvoller Mann ist, der keinen Fehler hat, als ein Bischen Koketterie, der die Mama beschäftigen und bei Laune erhalten wird, in den — Jettchen sich verlieben kann," setzte sie heimlicher hinzu, während ihre Augen vor Muthwillen tanzten, „da mag er bleiben, so lang er will," schloß sie sehr gnädig.

„Und Du wirst auch versuchen, ihm gut zu werden?" fragte Guido, indem er den Kopf etwas neigte, um ihr treuherzig bittend in das schöne Gesicht zu sehen.

„Liegt Dir so gar viel daran?" entgegnete sie sanft. „Nun, da will ich's versuchen. Aber versprechen kann ich's nicht; er müßte denn alle Koketterie lassen und einfach werden. Du weißt, ich kann nur der Wahrheit gut sein."

„Und doch ist die Poser Dein Ideal."

„Die Poser ist wahr," sagte Edith mit Bestimmtheit.

„Das ist unser alter Streit," erwiederte Guido; „unser einziger zum Glück!" setzte er zärtlich hinzu.

Edith sah ihn dankbar an. Frau von Poser, früh verwittwet, Thüringerin von Geburt, Berlinerin durch Erziehung, war in der That der einzige Gegenstand, über den das Brautpaar nicht gleich dachte und empfand. Fünfzehn Jahr älter als Edith, dadurch zwischen Mutter und Tochter stehend, von Beiden gleich bewundert und

geliebt, brachte sie jedes Jahr mehrere Monate in Ravenau zu, wo sie, außer von Guido, von Allen mit Jubel bewillkommnet wurde. Guido wußte eigentlich nicht, was er gegen sie hatte. Ihr Ruf war vortrefflich, ihr ganzes Benehmen untadelhaft. Dennoch traute er ihr nicht. Er konnte sich nicht des Gedankens erwehren, es fehle ihr nur eine Gelegenheit, um anders zu werden, als sie sich bisher gegeben habe. Sie war ihm also für seine Braut so eigentlich nicht recht; dennoch ließ er Edith die Gesellschaft, welche ihr nun einmal gefiel, ohne mehr dagegen zu thun, als gelegentlich kleine Einwendungen zu machen. Dafür war Edith ihm dankbar, denn sie wußte, daß es ihm schwer wurde. Auch jetzt bekam er nach einigen Augenblicken der Ueberlegung einen freiwilligen herzlichen Kuß, und dann ging das junge Paar Arm in Arm in den obern Stock hinauf, wo es nach einem letzten Händedruck in zwei Richtungen auseinander wanderte, natürlich nicht, ohne sich noch einige Male umzusehen und gegenseitig zuzunicken.

Emanuel in Ravenau.

Es war acht Tage, daß Emanuel in Ravenau war, und es schien, als wäre er von jeher da gewesen und als müßte er von nun an immer da bleiben. Vorläufig wenigstens wurde noch nicht von seiner Abreise gesprochen. Im Gegentheil, Frau von Bünau ließ nicht ab, ihm

einen recht langen Aufenthalt in der „gesunden" Luft von Ravenau dringend anzuempfehlen. Sie hatte entdeckt, daß Emanuel an den Nerven litte, und gerade für die Nerven war diese etwas kalte, aber ungemein stärkende Luft ganz unvergleichlich. Emanuel gab zu, daß er leidend sei und der Stärkung bedürfe, fand den stärkenden Einfluß von Ravenau ganz merkwürdig, und entwickelte ein unglaubliches Talent zum Hausthierspielen. Er störte nie und war stets zur Hand, er that scheinbar Alles nur zufälliger Weise, und doch war es immer dasjenige, was gerade in dem Augenblicke passend war. Er befriedigte alle Welt und Jeden einzeln.

Wenn er Frau von Bünau hochtrabende Schmeicheleien sagte, wenn er Albernheiten mit Fräulein Jettchen schwatzte, so sprach er über Theologie mit dem Pastor und über Landwirthschaft mit den Gutsbesitzern aus der Nachbarschaft, die er bei ihren Besuchen in Ravenau kennen lernte. Zugleich bewunderte er die Kinder der nachbarlichen Damen, las und philosophirte mit Guido, grüßte die Bauern, neckte die Mädchen, streichelte den Boreas, fütterte die Pfauen, lockte die Tauben, gewann sogar die Gunst der schwarzen Katze, half dem alten Gärtner, der sonst nicht weniger widerhaarig war, als Mietz, die Blumen begießen, und saß, wenn Edith arbeitete, neben ihr, um ihr von seinen Reisen zu erzählen und sie anzusehen.

Edith arbeitete viel. War sie nicht im Hause oder im Garten beschäftigt, so saß sie im Gartensalon bei irgend einer Arbeit. Talente übte sie nicht. „Große hab' ich nicht, kleine mag ich nicht haben," pflegte sie

zu sagen. „Warum soll ich mich selbst schlecht singen und stümperhaft spielen hören, da ich Andere gut singen und meisterhaft spielen hören kann? Warum soll ich das Papier mit meinem Kritzeln verderben? Lieber sehe ich zu, wie Andere darauf zeichnen. Was ich kann, das thu' ich gern; was ich nie ordentlich können werde, dafür rühre ich von jetzt an keinen Finger mehr," hatte sie mit Entschiedenheit ihrer Mama an dem Tage erklärt, wo sie sechszehn Jahr und zugleich öffentlich Guido's Braut geworden war. Im Stillen war sie das bereits mit vierzehn Jahren gewesen. Frau von Bünau hatte damals auf diesen bestimmten Vortrag erwiedert: „Wenn Dein Bräutigam damit zufrieden ist, mir kann es gleich sein." Aber es war ihr keinesweges gleich. Sie hatte es Edith nie recht verzeihen können, daß diese nicht singen und malen wollte.

Auch zu Emanuel sagte sie schon zu Ende der ersten Woche: „Sehen Sie meine Edith. Ich habe in ihrer Kindheit Nichts gespart, um sie ausbilden zu lassen, und was ist aus ihr geworden? Ein alltägliches Mädchen, welches talentlos sein will, während es voller Talente sein könnte. O, es ist traurig für mich, die ich alles Ausgezeichnete so liebe!"

„Gnädige Frau," antwortete Emanuel, „Fräulein Edith ist so ausgezeichnet, wie sie nur je werden konnte, denn sie ist — sie selbst."

„Aber was ist an ihrem Selbst?" fragte Frau von Bünau, mitleidig die Achseln zuckend.

„Viel!"

„Sie urtheilen zu nachsichtig, Herr Strozzi. Ein Mädchen, das nichts lieber handhabt, als die Nadel!"

„Vielleicht hält Fräulein Edith an den Fäden, die sie vernäht, zugleich ihre Seele im Zügel.“

„Ach, eine Seele wie die von Edith braucht nicht im Zügel gehalten zu werden,“ sprach die Mutter wegwerfend. „Ja, wenn sie meine Natur hätte!“

„Sie haben eine Feuernatur, gnädige Frau; wer fühlt das nicht? Aber Fräulein Edith hat die Natur des unterirdischen Wassers: lange still, lange verborgen, und dann auf einmal hervorbrausend und sich hinabwerfend. Wohin, das ist freilich die Frage.“

„Sie täuschen sich, Herr Strozzi, Sie täuschen sich gänzlich,“ sagte Frau von Bünau mit einiger Heftigkeit.

„Ich täusche mich selten, gnädige Frau,“ erwiederte Emanuel. „Indessen — Ihnen gegenüber könnte es allerdings der Fall sein,“ setzte er mit einer artigen Wendung hinzu.

Frau von Bünau erröthete und verließ ihren Gast, um „nach den kleinen großen Dingen des Hauses zu sehen,“ eine Phrase, die sie irgendwo aufgelesen hatte. —

Emanuel ging in den Garten hinab und an ein Becken, in welchem ein Wasserstrahl träge stieg und wo möglich noch träger fiel. Hier schritt er auf und nieder. Ein Ahorn, der einzige Laubbaum, der hier stand, hatte während der Nacht den Weg mit breiten gelben Blättern bedeckt. Emanuel hielt den Kopf gesenkt und stieß von Zeit zu Zeit mit der Fußspitze in die feuchten Blätter hinein.

Nach einer Viertelstunde ungefähr trat Guido aus dem Gartensalon auf die Freitreppe, offenbar um nach Emanuel auszusehen.

„Was machen Sie da?“ fragte er an ihn herantretend. „Blätterstudien über die Vergänglichkeit?“

„Ja,“ antwortete Emanuel, verstört aufblickend und wie abwesend. „Das Laub fällt und das Leben vergeht, und — doch was bringen Sie?“ brach er, sich ermunternd, rasch ab.

„Eine Neuigkeit. Frau von Poser ist eben angekommen.“

„Wer ist Frau von Poser?“ fragte Emanuel kaltblütig.

„Wissen Sie es schon wieder nicht mehr? Sie fragten mich ja erst gestern, für wen das Zimmer dem Ihren gegenüber zurechtgemacht würde. Eine Freundin vom Hause, die von hier nach Teplitz in's Bad gereist ist und nun von dort wieder hierher zurückkommt.“

„Ich erinnere mich. Und was ist mit dieser Frau von Poser?“

„Sie werden sie bald selbst kennen lernen.“

„Da sie einmal da ist, wohl. Oder — soll ich es nicht? Mir auch recht. Dann bleib' ich auf meinem Zimmer, bis sie wieder fort ist.“

„Da könnten Sie lange auf Ihrem Zimmer bleiben, denn Frau von Poser kommt nie anders, als auf mehrere Wochen.“

„Angenehm!“

„Nicht gerade sehr,“ erwiederte Guido mit einem halben Seufzer. „Indessen stört sie gerade nicht mehr, als Fräulein Jettchen.“

„Wer sagt Ihnen, daß Fräulein Jettchen nicht stört?“

„Etwa Sie?“

„Ja, mich! Ich war nie gern in der Gesellschaft — von Gänsen.“

„Sie scheinen übler Laune.“

„Ganz abscheulicher. Ist's nicht stupid von den Blättern, daß sie fallen? Warum können sie nicht an den Zweigen bleiben, in der Luft, in der Sonne? Statt dessen fallen sie geradewegs auf den nassen Boden und verfaulen im Schmutz.“

„Warum können wir nicht immer leben?“

„Auch das frag' ich,“ antwortete Emanuel mit Heftigkeit.

„Möchten Sie es denn?“

„Ich — weiß es noch nicht.“

„Und wann meinen Sie, es zu wissen?“

„Wenn ich erst — gelebt haben werde.“

„Wie, Sie hätten noch nicht gelebt? Sie? — Und wer hätte es denn, wenn nicht Sie?“

„Sie — mit Edith.“

„Mit Edith?“ wiederholte Guido unbefangen.

„Mit Edith; mit einem Gefühl, mit einem Willen, in der Stille, in der Ruhe, im Genügen. Glauben Sie mir,“ fuhr Emanuel dann fort, „seh' ich Sie beide, so ist mir zu Muthe, wie es Satan gewesen sein mag, als er um das noch nicht verloren gegangene Paradies herschlich.“

„Ein häßliches Bild.“

„Ich bin auch häßlich.“

„Nur verstimmt. Doch sprechen Sie jetzt nicht von sich selbst, denn Sie sind wieder einmal in der Laune,

sich zu mißhandeln. Sie haben mir noch nie etwas über Edith gesagt. Wie gefällt sie Ihnen denn eigentlich? Ich denke, gut?"

„Sie wünschen zu wissen, was ich von ihr denke? Nun denn: Ihre Braut ist — keine Lilie, die im Thau schwankt, keine Rose, die — in der Sonne krankt, sie ist — eine Maienblume, die immer aufrecht, frisch und duftend bleibt, bis sie — rasch verblüht."

„Dank in Edith's und in meinem Namen," sprach Guido scherzend, doch zugleich warm, indem er Emanuels Hand ergriff und drückte.

Mit einem jähen Schrei des Unwillens riß dieser sie los.

„Hu, sind Sie sauvage!" sagte Guido lachend.

„Wie ein Thier."

„Nun, vielleicht zähmt Frau von Poser Sie."

Emanuel stampfte mit dem Fuße. „Noch diese Frau von Poser!"

„Es wird am besten sein, Sie jetzt allein zu lassen," sagte Guido mit seiner unerschöpflichen Gutmüthigkeit. „Auf baldiges Wiedersehen."

„Ganz im Gegentheil," erwiederte Emanuel, indem er Guido's Arm erfaßte, „ich gehe mit Ihnen, denn bleibe ich allein, so bin ich in einer Stimmung, mich draußen in den Ententeich zu stürzen."

Guido konnte nicht mehr lachen. Emanuel war gar zu unheimlich. Wie ein Herbstwind, der tückisch in den letzten Blumen wühlt, um ihre ermattenden Düfte auseinander zu treiben. Vor der Thür zum Gartensalon blieb er stehen und blickte zu dem Gesims empor, an

welches ein Johanniterkreuz gemalt war. Herr von Bünau war Johanniterritter gewesen, und hatte sein Kreuz überall anbringen lassen, wo es thunlich, ja selbst wo es nicht recht thunlich war. Man sah es an den Wänden, auf dem Silber, auf dem Porzellan, im Tischzeug, sogar in den Handtüchern. Emanuel sagte sarkastisch: „Ich glaube, es hat noch nie ein Mensch sein Kreuz mit solcher Genugthuung und Consequenz getragen, wie Herr von Bünau. Er adorirte es, scheint es, so lange, als er es hatte.“

„Früher konnt' er es füglich nicht adoriren.“

„Bitte um Verzeihung. In einem toskanischen Volksliede heißt es: Ich liebte Dich, bevor Du warst geboren.“

„Also im Vorgefühl, an das Sie zu glauben scheinen?“

„Allerdings. So habe ich jetzt zum Beispiel die Gewißheit, daß ich im Salon etwas Unangenehmes finden werde.“

Sie traten ein. Fräulein Jettchen saß am Flügel und las „Amaranth“. Emanuel sagte zu Guido: „Sehen Sie wohl, daß ich Recht hatte?“

„Worin haben Sie Recht, Herr Strozzi?“ fragte Fräulein Jettchen geziert.

„Mir ahnte, daß ich etwas Unangenehmes hier finden würde,“ entgegnete Emanuel, zu ihr gehend, „und da ist es in Ihrer schönen Hand.“

„Sie meinen doch nicht mein himmlisches Buch?“ fragte erschrocken das Fräulein.

Er verbeugte sich bejahend.

„Aber es ist „Amaranth“. Wissen Sie das?“

„Wie werde ich es nicht wissen! Dieses himmlische Buch haucht auf zwanzig Schritte schon eine unverkennbare Atmosphäre aus. Freilich, im Himmel wird — deutsche Grammatik nicht getrieben.“

Fräulein Jettchen sah ungemein rathlos aus. Sie wußte nicht, sollte sie lachen, oder empfindlich werden. Endlich sagte sie stockend: „Sie sind immer — so drollig, Herr Strozzi!“

„Wie gütig Sie sind!“ versetzte Emanuel, sich abermals verneigend.

„Aber Sie machen es in der That zu arg,“ sagte Guido leise auf englisch. Fräulein Jettchen, weil oder obwohl sie es nicht verstand, wurde noch röther und fing wieder an, in ihrem „himmlischen Buche“ zu lesen.

Emanuel lächelte wie ein Dämon.

„Was für ein Vergnügen kann er darin finden, sich über dieses ärmste Geschöpf lustig zu machen?“ frug Guido sich im Stillen.

„Wenn ich nichts Besseres zu thun habe,“ antwortete Emanuel halblaut auf Guido's stumme Gedankenfrage, „schlag' ich Fliegen todt.“

Da ging die Thür auf, und gefolgt von Edith kam Frau von Poser herein, welcher Emanuel von Guido sogleich vorgestellt wurde.

Sie erhob ein schwarzes umschleiertes Auge, und sah ihn einen Augenblick lang halb an. Dann blickte sie rasch, gleichsam unruhig wieder fort, und sprach lebhaft mit Edith.

„Wie gefällt sie Ihnen?“ fragte Guido.

„Die Schleier in diesen Augen bedecken viel,“ ant-

wortete Emanuel; „aber ich weiß noch nicht, ob es sich der Mühe lohne, sie zu lüften.“

Zum ersten Male fand Guido, daß Emanuel sich bisweilen einen übertriebenen Anschein von Ueberlegenheit gebe.

Cölestine.

„Gestehen Sie ein, gnädige Frau, daß Sie nicht für Ravenau sind, eben so wenig wie Ravenau für Sie,“ sagte Emanuel zwei Tage später zu Frau von Poser, welcher er auf einem Morgenspaziergang begegnet war und die er nun ohne Weiteres begleitete.

„Das soll ich Ihnen jetzt schon gestehen?“ fragte Frau von Poser, indem sie den Schatten des Fichtenganges benutzte, um ihren runden Strohhut abzunehmen. „Ich kenne Sie noch nicht.“

„Aber ich kenne Sie!“ sprach Emanuel, mit dem Blicke des Kenners beifällig das schöne schwarze Haar prüfend, welches unter dem Spiel der darauf tanzenden Sonnenfunken doppelt glänzend erschien.

Frau von Poser zog die Augenbrauen etwas zusammen, aber sie schlug demohnerachtet ihrem Gefährten ein kurzes Ausruhen auf einer Steinbank vor, an der sie eben vorüberkamen.

Emanuel war bereit zu Allem, wie er sich ausdrückte. Sie setzten sich, und Frau von Poser fing an, über den Garten und die Natur im Allgemeinen zu sprechen. Sie

sprach gut, allzugut; denn Emanuel hörte ihr mit ironischem Mienenspiel zu.

Es bemerkend, sagte sie mit Empfindlichkeit: „Ich sehe, Sie lieben nicht das Gefühl im Gespräch.“

„Es ist Thee mit Milch,“ antwortete Emanuel lächelnd. „Und Sie, gnädige Frau, sind zu geistvoll, um wirklich gefühlvoll sein zu können.“

„Ah, Sie glauben, daß ich nicht fühlen könne?“ fragte sie noch mehr gereizt, als vorher.

„Nicht fühlen?“ erwiederte Emanuel mit einem stechenden Blicke. „Gnädige Frau, Sie fühlen Alles, was eine schöne Frau immer fühlen kann, die — hier gar nicht zu Hause ist.“

Sie blickte ihn eine Sekunde lang scheu, fast ängstlich an, dann schlug sie die Augen wieder rasch auf den Boden nieder.

„Aber gefühlvoll sein,“ fuhr Emanuel fort, „heißt: in einer kleinen Stadt einen kleinen Laden mit Seufzern und Thränen halten.“

„Sie haben seltsame Vergleiche,“ sprach Frau von Poser abgestoßen.

„Erinnerung an das Gewerbe meines Großvaters,“ versetzte Emanuel ironisch. „Das ist das Fatale einer nicht aristokratischen Geburt: man wird gewisse Beziehungen nicht los.“ Frau von Poser schwieg; Emanuel frug nach einer Pause: „Nun, gnädige Frau, haben Sie es sich überlegt, daß Sie zu geistvoll sind, um gefühlvoll scheinen zu dürfen?“

„Ich scheine nie,“ sagte Frau von Poser, indem sie sich bückte, um aus dem Grase einige wilde Nelken zu pflücken.

„Das würden Sie mir in Berlin nicht geantwortet haben,“ sprach Emanuel. „Sehen Sie wohl, wie Sie sich verringern müssen, um hier Platz zu finden? Mit Ihrem wahren Gehalt zerrissen Sie die Schalen von Spinnenwebe, in denen man Sie hier wägt.“

Wieder blickte sie ihn an, wieder sah sie fort.

Emanuel sprach weiter. „Warum den Schein leugnen? Haben Sie nicht so gut das Recht, zu scheinen, wie die ganze Gesellschaft? Denken Sie sich in einem Salon lauter unpolirte Möbel. Ein Stück von Weiden oder Rohr läßt man sich gefallen, es hebt die Einförmigkeit auf. Aber nichts als Weiden und Rohr! — Wie heißen Sie, gnädige Frau?“ fragte er, scheinbar ablenkend.

„Cölestine,“ antwortete sie beklommen, und jetzt zwang sie sich, ihn anzusehen.

Er wiederholte überlegend: „Cölestine?“

„Sie finden den Namen nicht passend?“

„Passend? — nein; schön? ja. Schön für Sie, mein' ich, eben — weil er nicht paßt.“

„Wie kann schön sein, was nicht paßt?“

„Die Schönheit kann so gut wie alles Andere im Gegensatz liegen.“

„Ich liebe mehr die Uebereinstimmung.“

„Ich — nicht. Ich habe Blau und Blond immer fade gefunden, und doch paßt es zusammen. Wollen Sie nicht ein Mal eine lichtblaue Blume in Ihr Haar thun?“

„Lichtblau kleidet mich durchaus nicht,“ antwortete Frau von Poser.

„Auch nicht in Blumen? Wenn ich Ihnen Vergißmeinnicht zu einem Kranze bringe — ich sah eben noch welche am Teiche —“

„Ich noch einen Kranz aufsetzen?“ rief sie, sich zum Lachen zwingend. „Sehen Sie, das wäre ein Gegensatz, aber gar kein passender.“

„Aber ein um so schönerer. Wollen Sie es thun, gnädige Frau, so hole ich Ihnen augenblicklich die Blumen.“

„Herr Strozzi, haben Sie schon früher von mir gehört?“ fragte Frau von Poser plötzlich kurz.

„Nie, gnädige Frau,“ versetzte Emanuel ruhig. „Aber ich weiß, daß Leidenschaften in Ihrem Leben gewesen sind —“

„Woher wollen Sie das wissen?“ fragte sie, mit einem schwachen Versuch, sich gegen ihn aufzulehnen.

Er begnügte sich, sie anzusehen. Sie wurde glühend roth und dann tödtlich blaß.

„Warum wollen Sie sich denn auch vor mir verstellen?“ fragte er nun. „Sind Sie es nicht ohnedies müde, es hier immer thun zu müssen? Sagen Sie mir nicht, daß Sie ein Wittwenleben führen, ich würde Ihnen nicht glauben. Sagen Sie mir dagegen, daß Sie eine köstliche Geliebte sind, und ich glaube Ihnen, wie man an das Sonnenlicht glaubt, weil man es fühlt.“ Er ergriff ihre Hand; die Pulse darinnen bebten und glühten. „Sehen Sie,“ sprach er, „diese Hand allein verräth Sie. Welch ein Leben darinnen, welch eine Sehnsucht! Glauben Sie, daß die Hand einer langweilig tugendhaften Frau so pulsirt, wie die Ihrige jetzt? Und ich bin doch nicht

Ihr Geliebter.“ Er küßte die Hand, die er hielt, und ließ sie dann los. „Da es keine lichtblaue Blume sein soll,“ sprach er, „wollen Sie nicht wenigstens versuchen, wie eine dunkelblaue, eine Gentiana von der berühmten botanischen Treppe, zu ihrem prachtvollen Haar stehen würde?“

„Ich werde sehen,“ antwortete die bereits unterworfene Frau mit fieberischer Stimme.

Emanuel verbeugte sich und verschwand.

Sie blickte ihm mit großgeöffnetem Auge nach.

Als sie einige Minuten später in den Gartensalon trat, kam Emanuel ihr bereits mit zwei schönen Gentianen entgegen. Seit diesem Tage wußte man in Ravenau, wie eine dunkelblaue Blume zu Frau von Poser's Haar stehe.

Bei der guten Gräfin.

Am nächsten Nachmittag sollte ein Besuch auf einem benachbarten Gute abgestattet werden, dessen Besitzerin, eine Gräfin, von der Familie in Ravenau nie anders als die „gute Gräfin“ genannt wurde. Emanuel fragte am Morgen des beabsichtigten Besuches: „Warum?“ — „Vermuthlich, weil sie nicht böse ist,“ antwortete lachend Edith, die sich jetzt an Emanuel gewöhnt hatte und mit ihm ebenso unbefangen war, wie mit allen Uebrigen.

Frau von Poser, die dem jungen Mädchen Herbst-

blumen in die Krystallvasen thun half, sagte halblaut: „Was doch Edith manchmal boshaft sein kann!“

„Sollte ich sagen, unsere Gräfin sei nicht gut?“ fragte Edith schelmisch. „Das wäre doch erst recht boshaft. Hören Sie nicht auf Frau von Poser, Herr Strozzi, sondern glauben Sie mir's, die gute Gräfin ist gut.“

„Gewiß,“ bestätigte Guido, „nur etwas“ —

„Langsam,“ half Edith ihm ein.

„Ja, sehr langsam, das muß ich bekennen, — und —“

„Und wirthschaftlich,“ ergänzte Edith wieder, „das ist Alles.“

„Richtig, sehr wirthschaftlich — und —“

Hier ließ Frau von Poser eine Rose fallen, die Emanuel aufhob, um sie ihr mit einer Verneigung zurückzugeben.

Guido konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Um es zu bemänteln, fragte er: „Finden Sie das nicht auch, gnädige Frau? Verschwendung ist doch gewiß nicht der Fehler unserer guten Gräfin.“

„Nein; das gewiß nicht,“ antwortete Frau von Poser, deren Lippen blaß geworden waren, und die ihrerseits wieder sich bemühte, ihre Erregung zu verbergen. „Viel leichter könnte man — gerade das Gegentheil behaupten . . .“ Ohne die Rose hätte die gute Gräfin vielleicht vor Frau von Poser etwas weniger Ungnade gefunden. Von welchen Zufälligkeiten es doch abhängt, wie wir beurtheilt werden! . . . Genug, am Nachmittag fuhr man zu ihr, Guido mit Edith in einem kleinen Wagen, Emanuel mit den andern Damen in dem großen viersitzigen. Emanuel war den ganzen Weg über außer-

ordentlich beredt, geistreich und — unverschämt. Frau von Poser sah ihn mehrere Male auf eine Art an, als ob sie ihn erforschen wollte. Anfänglich schien er es nicht zu bemerken. Als sie es zum dritten oder vierten Male that, begegnete er ihrem Blicke, und zwar mit einer solchen kühlen Ruhe, daß sie in sich zusammenfuhr und von nun an mit niedergeschlagenen Augen da saß.

„Die gute Gräfin" war zu Hause und natürlich sehr erfreut, die liebe Bünau mit ihrem interessanten Gast bei sich zu sehen. „Ich war schon ganz neugierig auf ihn," sagte sie langsam. „Die ganze Gegend spricht von ihm."

„Schon?" fragte Frau von Bünau mit seblstbewußtem Lächeln. „Es haben ihn doch erst so Wenige gesehen?"

„Das ist es eben, um so mehr erzählt man sich von ihm. Ich wundere mich auch gar nicht darüber. Es ist ein schöner Mann!" Die Gräfin betrachtete Emanuel äußerst wohlgefällig. Dann fragte sie schlau: „Fürchten Sie nicht, daß es gefährlich sein könnte, einen solchen Mann täglich zu sehen?"

„Für mich ist die Zeit der Gefahr wohl vorüber," sagte Frau von Bünau.

„O, ich meine auch nicht Sie," antwortete die Gräfin mit der liebenswürdigen Offenheit, die sie auszeichnete, „ich meinte nur unsere Edith."

„Edith?" wiederholte Frau von Bünau entrüstet. „Ich hoffe doch, meine Tochter werde eingedenk sein, daß sie Braut ist!"

„Ach, danach frägt das Herz nicht," meinte die gute Gräfin liebenswürdig kichernd. „Wenn ein so interessanter Mann erscheint — unser Guido ist sehr gut, wirklich

sehr gut, aber, unter uns gesagt, mit diesem Strozzi nicht zu vergleichen. Ein wunderschöner Mann, das muß ich gestehen!" wiederholte sie, und fing wieder an, Emanuel mit Wohlgefallen zu betrachten.

Frau von Poser saß scheinbar untheilnehmend auf dem Sopha neben Frau von Bünau, aber von Zeit zu Zeit schoß aus ihren dunklen Augen ein schneidender Blick auf Emanuel hinüber.

Ungestört dadurch, setzte sich Emanuel nach einer Weile zu Edith, die sich abgeschieden an einem Fenster niedergelassen hatte, während Guido mit Fräulein Jettchen und dem gräflichen Erzieher plauderte. Denn „die gute Gräfin" hatte mehrere Söhne, welche sie bei vieler Moral und geringer Kost auferzog, weswegen sie alle ebenso mager aufwuchsen, wie sie selbst fett war.

Emanuel sagte zu Edith: „Wie freue ich mich, daß ich Sie doch endlich ein Mal ohne Arbeit sehe."

„Haben Sie es auch auf meine arme Arbeit abgesehen?" fragte Edith. „Was sollte ich denn thun, wenn ich nicht arbeitete?"

„Was Sie jetzt thun: die Hände in den Schooß legen."

„Das thu' ich in Gesellschaft, aber allein nicht."

„Und doch thun Sie es so gern."

„So? wissen Sie das?"

„Sie säßen oft gern stundenlang und sähen in den blauen Himmel oder in die sternenreiche Nacht."

Edith machte eine spöttische Miene, die ihr allerliebst stand.

Unbekümmert darum fuhr Emanuel fort: „Aber Sie

fürchten sich, das heißt, Ihre Phantasie. Sie lesen wenig, um nicht mehr aufgeweckt zu werden, als Ihnen Ihrer Meinung nach gut wäre. Ihr Leben ist Ihnen vorgezeichnet; Sie wollen sich nicht ungeschickt dazu machen. Sie denken, Wünschen sei leichter als Nichtwünschen.“

„Ich denke,“ sagte Edith halb verdrießlich, halb belustigt, „daß Sie Ihre Kunst des Errathens bei mir hübsch sein lassen könnten. Ich mag's nicht, daß man an mir herumrathe.“

„Das weiß ich sehr wohl, und nie habe ich mit Absicht an Ihnen — herumgerathen, wie Sie sehr ungnädig es nennen. Es wäre mir wie ein Einbruch in Ihre Seele vorgekommen. Aber wenn ich Sie unwillkürlich errathe, kann ich da etwas dafür? Verzeihen Sie mir also.“

Edith hatte ihn, während er sprach, unverwandt angesehen. Jetzt machte sie eine kurze Verneigung mit dem Kopf und sah dann zum Fenster hinaus. Sie war unwillig, und sie zeigte es ihm ohne Umstände.

Emanuel stand auf und ging zu Frau von Poser. Mit Beziehung auf die Wirthschaftlichkeit der „guten Gräfin,“ welche am Morgen so gerühmt worden war, fragte er flüsternd: „Werden wir bald etwas zu essen bekommen?“

„Weiß ich's?“ antwortete Frau von Poser. „Für mich wird in diesen Kreisen gleich Alles unberechenbar, sobald ich eine Zeit lang daraus fortgewesen bin.“

„Sagt' ich es Ihnen nicht?“ erwiederte Emanuel, indem er neben ihr Platz nahm. „Sie sehen, ich errathe gut.“

„Was Sie aber bei mir errathen, scheint Ihnen nicht gefallen zu haben, denn Sie vermeiden mich seit gestern Morgen," sagte Frau von Poser. Es sollte Scherz sein, und war zitternder Ernst.

„Es ist eine lange Zeit seit gestern Morgen," bemerkte Emanuel lächelnd.

Frau von Poser versuchte gleichfalls zu lächeln, aber es wollte ihr nicht gelingen. Noch nie hatte Emanuel so plötzlich eine so volle Leidenschaft eingeflößt, und er war es doch ziemlich gewohnt, rasch zu siegen.

Er sah die Frau vor sich mit einem wunderlichen Gemisch von Mitleiden und Geringschätzung an. Sie gewahrte es nicht, denn sie suchte seinem Blicke auszuweichen und sah sich im Saale gleichsam nach Hilfe um. Als endlich ihr Auge gezwungen wieder zu Emanuel zurückkehrte, hatte das seine einen Ausdruck angenommen, den man als einen höflich verlangenden bezeichnen könnte.

Er neigte sich etwas zu ihr und sagte gedämpfter noch, als er bisher mit ihr gesprochen: „Ich möchte gern Portugiesisch lernen. Guido sagt, Sie sprechen es so ausgezeichnet. Wollen Sie mich es lehren, gnädige Frau?"

„Ich habe es wohl schon Freundinnen gelehrt," sprach sie unsicher.

„Und ich bin ein guter Schüler."

„Sie lernen gut und rasch, davon bin ich überzeugt," sprach sie. „Aber behalten Sie auch gut?"

„Wenn das Studium mich interessirt —"

„Das war es!" brach es von ihren Lippen.

„Oh, aber Portugiesisch wird mich ungemein interessiren,“ erwiederte er.

Sie sah ihn an, zweifelnd, wünschend, wollend, zagend.

„Nicht wahr, ich werde Ihr Schüler?“ fragte er einschmeichelnd.

„Ich werde morgen meine Sprachlehre mit in den Salon bringen,“ sagte sie leise.

„In Gegenwart Anderer vermochte ich nie etwas zu lernen,“ sprach Emanuel. „Gnädige Frau, die Masken fort! Ja oder Nein?“ Sein Auge durchbohrte sie.

Das ihre begegnete ihm. War sein Blick Erz, so war der ihre vulkanischer Brand. „Ja!“ sprach sie dann mit gewaltsamer Bestimmtheit.

„Ich danke Ihnen nicht jetzt,“ sagte Emanuel artig bedeutungsvoll. „Erst wenn —“

„Still, und Vorsicht!“ unterbrach sie ihn.

„Gnädige Frau, ich habe einige Erfahrung,“ erwiederte er gelassen. Die bethörte Frau hörte ihn das sagen — und — wich nicht vor ihm zurück.

„Die gute Gräfin“ schlug jetzt einen Spaziergang durch verschiedene Stoppelfelder und kahle Wiesen vor, und wußte es so einzurichten, daß Emanuel mit ihr, oder besser, daß sie mit Emanuel ging. „Ich will auch etwas von dem interessanten Manne profitiren,“ sagte sie kichernd zu Frau von Poser. „Sie sollen ihn nicht ganz allein haben, liebe Poser, Sie haben ihn genug in Ravenau.“ Und sie kicherte abermals.

„Mein Gott,“ antwortete Frau von Poser, „meinetwegen nehmen Sie ihn ganz in Beschlag.“

Die fette behagliche Seele that das auch, keuchte halb athemlos neben dem großen dunklen Manne her und stellte alle nur mögliche Fragen an ihn, Fragen, die Emanuel, weil er völlig zerstreut war, ohne alle Ironie beantwortete. Die Gräfin ihrerseits war von ihm ganz bezaubert, so daß sie, heimgekehrt, für die Gesellschaft ein Uebriges zu thun beschloß.

Der Thee war folglich splendid, das heißt in Anbetracht der Wirthin. Süße Milch und saure Milch, saure Gurken und Himbeergelée, Aepfel und Trauben, kalter Kalbsbraten und ein ganzes kaltes Huhn, dazu noch unzählbare „Butterbemmen“ und sogar einiger Zwieback. — Strozzi mußte einen ungemeinen Eindruck auf die Gräfin hervorgebracht haben.

Wie es zuging, daß bei dieser merkwürdigen Mahlzeit das Gespräch gerade auf Geister und Gespenster fiel, das wußte später Niemand von der Gesellschaft sich zu erklären. Aber es geschah, und die saure Milch und die sauern Gurken nebst dem ganzen übrigen Theezubehör wurden unter lauter Schauern verzehrt. Sogar die Gräfin erzählte eine Geschichte. Es war ein Haus gewesen, sie wußte nicht recht wo, das heißt sie wußte es gar nicht, in diesem war, sie wußte nicht recht was, geschehen. Viel Lärm, allerlei Unheil, völlig räthselhafte Dinge, ohne eine Möglichkeit der Erklärung, hauptsächlich aber ungeheuer viel Rumor. Das ganze Küchengeräth des Hauses ging in der Geschichte zu Grunde; natürlich das Küchengeräth des Hauses, von welchem die Gräfin die Geschichte erzählte.

Emanuel hatte anfangs nicht auf die Geschichte ge-

hört, aber als sie immer anziehender wurde, erweckte sie seine Aufmerksamkeit. Die Gräfin war innerlichst geschmeichelt; leider aber zuckte er die Achseln, als sie mit einem Schlag auf den Tisch die Erzählung schloß und sich triumphirend im Kreise umsah.

„Wie man nur solche Spektakelstücke immer wieder vorbringen kann!“ sagte der ungezogene Mensch.

Die Gräfin war ganz verblüfft; Frau von Poser lächelte höhnisch in sich hinein.

Edith sagte kalt: „Ich finde, Gespenster machen nie etwas Anderes, als Spektakel.“ Das junge Mädchen ergriff stets Partei für eine Frau, gegen die ein Mann ungezogen war. Ueberdies grollte Edith Emanuel noch wegen seines Versuches, den Schleier von ihrer Seele wegziehen zu wollen.

Emanuel sah Edith an und sagte, ebenfalls kalt: „Die Geister thun schon noch andere Dinge, man weiß es nur nicht.“

„Wenn man es nicht weiß, so ist es ebenso gut, als ob sie Nichts thäten,“ antwortete Edith.

„Die Wirkungen können sichtbar werden, wenn auch, außer für das eingeweihte Auge, die Ursachen verborgen bleiben.“

„Für Ihr Auge vermuthlich?“

„Ja, für mein Auge,“ antwortete Emanuel ruhig.

„Sie glauben also an Geister?“ fragte Edith. „Bitte, citiren Sie mir nicht etwa Hamlet!“ setzte sie spottend hinzu.

„Fürchten Sie Nichts,“ entgegnete er, ohne ironisch oder scharf zu werden; „ich citire nie.“

„Erzählen Sie auch nie?" fragte Frau von Poser.

„Soll ich Ihnen etwas erzählen?" erwiederte Emanuel, indem er sich durch seinen Ton gleichsam zu ihren Füßen legte.

„O ja, thun Sie es!" sagte sie mit einer Stimme, die vor stolzer Freude bebte.

„So sollen Sie eine kleine Begebenheit hören, eine ganz einfache. Es kommt kein Spektakel darinnen vor, nicht einmal das Rauschen eines gespenstischen Gewandes. Die materiellen Dinge bleiben in Ruhe. Ein junges Ehepaar wohnte, — ich will nicht weiter sagen, wo — genug, in einer großen Stadt war's, in einer wirklich großen deutschen Stadt. Das Paar war jung und elegant, reich und glücklich. Der Mann liebte seine Frau leidenschaftlich; sie liebte ihn, wie eine Frau allein lieben darf: still und tief. Sie war schön. Eine rosige, üppig zarte Brünette, mit den feuchtesten, blauesten Augen. Und so faßte ein Mensch, der schlecht, aber interessant war, seinerseits eine Leidenschaft für sie. Was kann eine arme Frau dafür, wenn sich plötzlich eine sündige Begierde wie ein böser Schatten an sie hängt? Genug, die junge Frau wurde unaufhörlich verfolgt, und der Mann — starb."

„Getödtet von dem schlechten Menschen?" fragte Edith.

„Ja, aber nicht auf gewöhnliche Weise. Durch den Willen dieses Menschen. Diese Geschichte ist ein Beweis für meine Theorie des Willens," unterbrach sich hier Emanuel, um Guido anzureden. Dann fuhr er fort: „Der Mensch, von dem ich spreche, tödtete den Mann nicht wie ein ungeschickter Mörder gethan haben würde, son-

dern durch den festen, glühenden Willen, den er unablässig in sich nährte: der Mann dieser Frau müsse sterben. Der Mann starb, und die Frau, die ihn so still und tief geliebt, die liebte nun wild und heiß seinen Verderber. Dieser hatte sie dazu gebracht, ohne Verführung, eben auch nur durch seinen festen, glühenden Willen. Er verlangte, sie solle ihm angehören, nicht öffentlich — öffentliche, gesetzliche Besitzrechte begehrte er nicht — im Geheimen. Sie willigte in Alles. Er war bei ihr. Da drang die Gewalt des Todten siegreich und rächend zwischen Beide. Sie hörten Nichts und sahen Nichts, aber sie wußten es Beide, der Todte sei zwischen ihnen mit seinem furchtbaren Zorn. Es war eine solche Gewißheit seiner unmittelbaren Nähe da, daß ihnen das Mark in den Gebeinen gefror. Das heißt, für die Frau war das Grauen, mit welchem sie rang, anfangs unverständlich, aber er, der es begriff, erklärte es ihr. Sie konnten einander nicht angehören. Der Todte war stärker, als der Lebende; die Frau blieb des Todten. Er war bei ihr, jede Stunde, jede Minute. Dadurch rächte er sich und strafte sie. Vier Wochen später starb sie; und wie! Unter solchen eisigen Aengsten, daß sie es Allen versicherte, sie wisse es nun, die Hölle sei kalt."

Die Gräfin sah wenig erbaut von der Geschichte aus. „Ich verstehe sie nicht recht," sagte sie. „Kannst Du sie verstehen, Edith?"

„O ja!" entgegnete Edith mit klarer fester Stimme. „Sie ist weder schwer zu fassen, noch schwer zu erklären."

„Durch das Gewissen meinen Sie, nicht wahr?" fragte Emanuel.

„Ja,“ erwiederte sie. „Wie Sie an Geister, glaube ich an das Gewissen.“

„Das Gewissen wird laut nach der Leidenschaft, aber nicht während ihres höchsten Rausches,“ sprach Emanuel. „Sie, Fräulein Edith, haben noch keine Sturmerfahrungen gemacht. Aber ich, leider, weiß es, daß in dem Scirocco des Blutes, den wir Leidenschaft nennen, Alles verstummt außer ihm. Glauben Sie mir, es war der Todte, der die Beiden trennte.“

„Wie kann man solche Phantasieen haben?“ fragte Frau von Poser leise vorwurfsvoll.

„Aber ich wiederhol' es: was ich erzählte, ist Wahrheit,“ antwortete Emanuel.

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

Edith sagte: „Du lässest Dir auch nichts weiß machen; das ist Recht.“ Frau von Poser hatte Edith die Schwesterschaft angeboten. Eine Frau in ihrem Alter kommt sich verjüngt vor, wenn sie sich mit einem jungen Mädchen Du nennt.

Guido sagte zu Emanuel: „Sie sehen, Sie machen schlechte Proselyten.“

„Wollt' ich denn das?“ antwortete Emanuel. „Ich wollte ja nur — eine Geistergeschichte ohne Spektakel erzählen.“

Vor der Hochzeit.

„Warum haben Sie eigentlich nicht früher geheirathet, das heißt, früher im Jahre?“ fragte Emanuel eines Morgens, kurz vor der anberaumten Hochzeit, den glücklichen Bräutigam, der allmälig ein ungeduldiger Bräutigam geworden war. „Ende Oktober, gerade in der unheimlichsten Zeit, wo das Jahr alt und grau wird — absurd!“

„Man sieht, daß Sie noch nicht mit einer Schwiegermutter gesegnet gewesen sind,“ antwortete Guido launig. „Was soll ich machen, wenn meine Tante pathetisch sagt: Meine Kinder, an demselben Tage, an welchem ich mit meinem guten seligen Manne vereinigt worden bin, sollt auch ihr mit einander vereinigt werden?“

„Der würdige Johanniterritter soll als Trauzeuge aus der andern Welt erscheinen? Ich verstehe das.“

„Ich glaube nicht gerade, daß meine Tante ihren Seligen wiederzusehen wünscht. Ihr genügt es, an ihn zu denken.“

„Warum? Der Johanniterritter soll nur kommen. Ich werde mich beeifern, ihm den Arm zu reichen.“

„Lieber Freund,“ sagte Guido, „Sie sind phantastischer, als je.“

„Und warum soll's gerade in Dresden sein?“ fragte Emanuel weiter.

Guido citirte: „In derselben Kirche, wo ich mit meinem guten —“

„Ich verstehe," unterbrach Emanuel ihn. „Eine Hochzeit mit lauter Reminiscenzen. Und wenn ich nur begriffe, was ich eigentlich dabei soll?" schloß er und sah Guido höchst aufmerksam an, als erwarte er eine Erklärung.

„Ich denke, mich trauen sehen," antwortete der ehrliche Guido, doch einigermaßen verwundert, so sehr er jetzt schon an Emanuel's Sonderbarkeiten gewöhnt war.

„Ja," sagte Emanuel, „das war's." Er verschränkte die Arme, holte tief Athem und sagte: „Wer doch am Meer wäre und in einem Sturm, vor welchem die Wogenberge zusammenbrächen! Nostitz, ich erstícke hier."

Guido stand still; sie waren bisher auf und abgegangen. „Fehlt Ihnen etwas, Strozzi?" fragte er ernster, als gewöhnlich.

„Luft fehlt mir," antwortete Emanuel leichter. „Ich bin zu lange hier gewesen, zu lange in einer Atmosphäre von lauter Wohlwollen. Darin verweichlicht meine Natur immer, und es wird ihr bange um ihre Kraft. Sie bedarf Felsen und Feinde, um sich daran zu stoßen. Sie muß erschüttert werden, oder sie erschlafft. Wollen Sie mir Ihren Wagen geben?"

„Sie wollen fort?" rief Guido überrascht.

„Nach Dresden. Ihnen voraus. Sie kommen ja übermorgen auch hin. Also ist's gleich, ob ich die kurze Zeit noch hier bin, oder nicht. Es wird heute der „Faust" gegeben. Ich möchte ihn sehen."

„Ich sehe den Faust nicht gern," meinte Guido.

„Auch ich nicht," antwortete Emanuel. „Den Faust muß man sich innerlich aufführen, mit zugemachten Augen,

mit Hexen, Teufeln und Höllenflammen nach Belieben. Aber zur Veränderung ein Mal — aus Ironie wenn Sie wollen — und dann hauptsächlich: mir ist's Noth, daß ich fortkomme."

„War's Vorsatz, oder ist's Einfall, Strozzi?"

„Einfall, Theuerster; nichts, als ein höchst unschuldiger Einfall."

„Und was wird Frau von Poser zu diesem Einfall sagen?"

„Wahrscheinlich nicht gerade etwas Freundliches."

„Sagen Sie mir —" fing Guido an und stockte.

„Was soll ich Ihnen sagen?" fragte Emanuel, mit sichtlicher Ungeduld und schon auf dem Wege nach dem Schlosse.

„— Ob Sie sich nicht vielleicht Einiges gegen diese Frau vorzuwerfen haben?"

„Freilich hab' ich das. Nicht blos Einiges, sondern recht Vieles."

„Und mit diesem Unrecht —"

„Reis' ich ab? Ganz recht, lieber Freund. Vielleicht gerade mit wegen dieses Unrechtes. Ich habe kein ganz verhärtetes Gewissen, Nostiz. Es peinigt mich höchst unangenehm wegen dieser Frau."

„Nun," schlug Guido vor, neben dem dahineilenden Emanuel einherschreitend, „wenn dieses Unrecht Sie so peinigt, so können Sie ja —"

„Was, es doch nicht gut machen?" rief erschrocken Emanuel, hielt an und wandte sich zu Guido. „Mensch, was fällt Ihnen ein? Wissen Sie, wodurch solch ein Unrecht allein wieder gut gemacht wird? Durch Trauen-

lassen! Hören Sie das? Ich habe Ihnen ja doch noch Nichts gethan — warum wollen Sie meinen Tod?" Er eilte wieder weiter.

Guido folgte ihm kopfschüttelnd. Auf Emanuel's Drängen bestellte er den Wagen, welcher den Gast bis an die Eisenbahn bringen sollte. Dann ging er auf Emanuel's Zimmer, und fand ihn da bereits mitten im Einpacken. Emanuel pfropfte mit fieberischer Hast seine Koffer voll.

„Man sollte meinen, das Haus brenne Ihnen über dem Kopf," sagte Guido nicht ohne einiges Befremden.

„Vielleicht ist's auch nicht anders," antwortete Emanuel und packte weiter.

„Ich frage mich, ob irgend etwas Sie beleidigt haben kann," fuhr Guido fort, „und ich finde Nichts."

„Es wäre schwer, etwas zu finden," sagte Emanuel, ließ sein Packen und trat in einer Aufregung auf Guido zu, wie dieser noch nicht an ihm wahrgenommen. „Nostiz," sprach er und faßte Guido's Hand heftig, „bin ich je irgendwo herzlich aufgenommen worden, so ist's von Ihnen und von den Ihrigen. Mißverstehen Sie mich wenigstens nicht, wenn Sie mich nicht verstehen können. Ich habe einen Kampf zwischen mir und meinem Willen vor, und mit dem werd' ich hier nicht fertig. Sind Sie nun zufrieden? Sind Sie es nicht, kann ich nicht dafür; denn mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Und nun, um der Barmherzigkeit willen, lassen Sie mich packen!"

Er stürzte gewissermaßen zu seinen Koffern zurück und ließ Guido auf's äußerste betroffen stehen. Jene

Ahnung, die Guido damals in Bruck gehabt, erwachte wieder. Liebte Emanuel etwa Edith? Er wollte offenbar nicht gefragt werden. So schwieg denn Guido und beschloß nur, sorgfältigere Beobachtuugen anzustellen.

Während dieser Zeit war Edith in ihrem Zimmer eben so beschäftigt, wie Emanuel auf dem seinigen, nur daß sie mit der Ordnung und Besonnenheit packte, die sie bei allen kleinen und großen Geschäften zeigte. Theils wollte sie ihre Sachen mit nach Dresden nehmen, theils sollten sie während ihrer Abwesenheit nach Guido's Gute hinüber geschafft werden, wo die jungen Gatten mit dem Frühling einzuziehen gedachten. Den Winter über wollten sie in Dresden bei der Mutter bleiben, die ein Haus in der Königsbrücker Straße genommen hatte.

„Ich sollte meinen, diese Anordnung müßte Euch nicht gerade angenehm sein," sagte Frau von Poser, die auf dem Sopha saß und Edith zusah.

„Im Gegentheil," erwiederte Edith, ein Buch von ihrer kleinen Bibliothek nach dem andern sorgsam in weißes feines Papier wickelnd. „Ich freue mich darauf, bei Hofe vorgestellt und in die Gesellschaft eingeführt zu werden. Ich habe ja fast noch gar nicht getanzt. Du, die Du jeden Winter in Berlin lebst, weißt gar nicht, was es auf dem Lande zur Winterszeit einsam sein kann."

„Armes Kind, wenn Du noch Mädchen wärst!" sagte Frau von Poser seufzend. „Aber als Frau, Edith, da tanzt man nicht mehr ordentlich."

„Das ist Dein altes Lied," erwiederte Edith. „Ich

bin wirklich neugierig, ob mir das Herz in dem Augenblicke schwer werden wird, wo ich Ja gesagt haben werde. Ich glaube das nicht. Ich kann nicht einsehen, was für ein Unterschied zwischen der Braut und der Frau sein soll."

„Die Braut kann noch zurück," sagte Frau von Poser bedeutungsvoll.

„Aber wenn ich nun nicht zurück will?" rief Edith.

„So denkst Du jetzt! Aber der Mann nach der Hochzeit ist nicht der Mann vor der Hochzeit, Edith — man hat ihn dann nahe gesehen."

„Ich dächte, ich hätte Guido nahe genug gesehen," meinte Edith.

Frau von Poser lächelte, wie eine Frau über die Naivetät eines Mädchens lächelt. Edith sah dieses Lächeln. „Du meinst, ich spreche von Dingen, die ich nicht verstehe," sagte sie. „Kann sein. Indessen, in dem Fall bin ich gewiß, daß — Guido nahe gesehen werden kann."

„Gott wolle, daß Du ihn immer mit gleichen Augen betrachten mögest!"

„Höre, Cölestine," sagte Edith mit vieler Bestimmtheit und einiger Ungeduld, „Du fängst nun nachgerade an, mich zu langweilen. Warum soll Guido durchaus nicht gut genug für mich sein? Warum willst Du, was meine Wahl anbetrifft, durchaus klüger sein, als ich? Für Dich wäre Guido nicht, vielleicht auch nicht für Andere. Für mich paßt er ganz und gar. Am Ende, ich habe, seit ich verlobt bin, ja auch andere Männer gesehen. Wenn ich gewollt hätte, es würde sich schon

noch ein Anderer erbarmt und mich geheirathet haben. Jetzt zum Beispiel gleich dieser interessante Strozzi, der Euch Allen etwas die Köpfe verdreht hat —"

„Glaubst Du?" unterbrach Frau von Poser ihre junge Freundin.

„Nun," antwortete Edith, „ich glaube nicht gerade, daß man ihn hätte gerichtlich dazu nöthigen müssen. Kann auch sein, daß es nur ein kleines Gelüst nach dem war, was er eben nicht haben konnte. Eine unglückliche Leidenschaft werd' ich ihm hoffentlich nicht eingeflößt haben," setzte sie mit heiterem Spotte hinzu. „Aber er war doch da, ich hab' ihn lange genug mit Guido vergleichen können, und wie Ihr Alle versichert, giebt es keinen interessanteren Mann, als Strozzi. Und siehst Du, ich find' ihn gar nicht so übermäßig interessant. Mir — gefällt Guido nach wie vor am allerbesten."

„Und Du glaubst, daß Du trotzdem an Herrn Strozzi eine Eroberung gemacht habest?" fuhr Frau von Poser fort. „Ist das nicht ein wenig — Einbildung, Edith?"

„Eine glückliche Braut bildet sich nichts ein, weil sie es nicht nöthig hat," antwortete Edith. „Was kann mir daran liegen, daß Herr Strozzi sich ein wenig in mich verliebt hat, das frag' ich Dich?"

„Allerdings — Du hast Guido," entgegnete Frau von Poser nicht ohne Ironie.

„Und wenn Du mit Deinem Bemäkeln Guido's nicht endlich aufhörst, so werde ich zuletzt glauben, daß Du mir ihn beneidest!" rief Edith, halb im Scherz, halb ernsthaft drohend.

Frau von Poser wollte gegen diese neue Auffassung eben Einspruch erheben, als Guido eintrat.

Edith hatte ihn kaum angesehen, so fragte sie auch zärtlich herrisch: „Was hast Du, Guido? Was gibt's?"

„Warum soll es etwas geben?" erwiederte Guido, an den Tisch tretend, auf welchem die Bücher lagen.

„Weil — ich Dir's ansehe," antwortete Edith und setzte ungeduldig hinzu: „Nun, was ist es?"

„Nichts Ernsthaftes, nur etwas Unerwartetes," sagte Guido, die Braut beobachtend. „Strozzi will mit einem Male fort."

Frau von Poser erbleichte. Zum Glück sah Edith nur Guido an. Dieser schwieg und erwartete, was Edith sagen würde.

Sie überlegte sich die Nachricht einen Augenblick. Dann fragte sie: „Hat er denn etwas übel genommen?"

„Er sagt, nein."

„So ist's wegen eines Unglücks?"

„Auch nicht."

„Nun, so ist's eine Caprice. Wundert Dich das bei ihm? Mich wundert's nur, daß er nicht öfter welche hat. Laß' ihn fahren, Alter, und gib Dich zufrieden. Wohin will er denn?"

„Nach Dresden."

„Nun ja, zuerst; aber nachher?"

„Das weiß er wohl selbst noch nicht. Vorläufig will er uns dort erwarten."

„Du findest ihn also übermorgen wieder? Warum bist Du denn da so verstört?"

Guido sah etwas verlegen aus. „Es kam mir so unerwartet," antwortete er zögernd.

„Ja, freilich; man muß Dir immer Alles hübsch vorher ankündigen, sonst — frappirt es Dich," sagte sie mit liebevollem Spott. Den Gedanken, daß Emanuel bei ihrer Heirat nicht gegenwärtig zu sein wünsche, behielt sie mit lobenswerther Klugheit für sich, und fragte nur, ob er schon fort sei.

„Wie wird er denn abreisen, ohne sich bei Frau von Poser und Dir empfohlen zu haben! So excentrisch ist er denn doch nicht!" antwortete Guido, dem die harmlose Unbefangenheit des jungen Mädchens seine gewöhnliche Heiterkeit wiedergegeben hatte. „Ich sollte nur anfragen, ob Du ihn hier empfangen willst, oder ob die Damen herunterzukommen gedächten."

„In den Salon? Ist er da?" fragte Edith. „Wohl mit Mama und mit Jettchen? Ach, das arme Jettchen!" seufzte sie schelmisch.

„Ehre, was Du nicht begreifen kannst," sagte Guido mit drolligem Pathos. „Man muß ihrer Schwäche schonen, indem man sie übersieht. Und nun, willst Du die Abschiedsaudienz hier ertheilen?"

Edith sah sich im Zimmer um. „Nein," sagte sie, „hier ist es zu unordentlich." Das hätte nun zwar Niemand anderes gefunden, aber Edith fand es. Darum zog sie es vor, in den Salon zu kommen.

„Und Du kommst wohl auch mit?" frug sie und wandte sich zum ersten Male seit Guido's Eintritt an Frau von Poser.

Cölestine war jetzt fieberisch roth und stand hastig auf. Sie ging vor dem Brautpaar her, ohne ein Wort zu sagen.

Im Salon stand Emanuel reisefertig vor dem Sopha, in dessen einer Ecke Frau von Bünau lehnte. Fräulein Jettchen saß auf einem Stuhl daneben und sah kläglich blaß aus. Das arme Fräulein war allerdings aus Dresden und hatte daher die Hoffnung, Emanuel in wenigen Tagen wieder zu sehen. Aber ob sie ihn wieder so ungestört, so zu jeder Stunde sehen würde, wie jetzt, das war eine Frage, die Fräulein Jettchen sich mit Nein beantworten mußte.

Frau von Bünau war gleichfalls in einer großen Bewegung, die sie auch nicht zu unterdrücken suchte. „Edith," sagte sie, als das Brautpaar hereinkam, „unser Gast verläßt uns. Ich hoffe, Du wirst es gleich mir empfinden."

„Ich denke, wir wollen uns den Abschied nicht erst feierlich schwer machen, da wir die Hoffnung haben, Herrn Strozzi schon übermorgen wiederzusehen," antwortete Edith lächelnd.

„Darf ich gleich übermorgen Abend kommen?" fragte Emanuel.

„Wie können Sie fragen, Herr Strozzi!" antwortete Frau von Bünau.

„Dann," sprach Emanuel mit einem Beben in der Stimme, „sage ich Ihnen in Ravenau Adieu, gnädige Frau."

Er faßte ihre Hand, um sie zu küssen. Frau von Bünau flüsterte: „Vergessen Sie Ravenau nicht, und auch nicht den Weg hierher. Er wird Sie immer zu einer Freundin führen."

Edith biß sich auf die Lippen, wie sie immer that,

wenn Frau von Bünau ihre Gefühle wie einen Fächer ausbreitete. Guido erröthete leicht; Fräulein Jettchen, welcher Emanuel im Vorüberstreifen ein artiges „Auf Wiedersehen!“ sagte, verzog den Mund wie zum Weinen. Edith dachte: „Ob denn dieser Strozzi Alles verdreht macht?“

Jetzt stand Emanuel vor Frau von Poser. Sie sah ihn mit unheimlich starren Blicken an, er war die Unbefangenheit selbst. „Sie, gnädige Frau, darf ich erst später wiederzusehen hoffen, da Sie nicht mit nach Dresden kommen,“ sagte er.

„Ich werde mich immer freuen —“ war Alles, was Frau von Poser trotz der größten Anstrengung hervorbringen konnte.

Edith wurde durch den hohlen Ton getroffen, in welchem ihre Freundin sprach. Als Emanuel sich nun zu ihr wandte, war ihr Blick eine Frage der Befremdung. Ein Blitz aus seinen dunklen Augen antwortete ihr. „Fräulein Edith, leben Sie wohl!“ Mit diesen langsam und leise gesprochenen Worten hielt Emanuel dem jungen Mädchen seine Hand hin. Mit deutlichem Zögern legte Edith die ihrige hinein. Dann machte Emanuel noch eine rasche, allgemeine Verbeugung und eilte aus dem Saale an den Wagen. Dort stützte er sich einen Augenblick lang auf den Schlag. Guido erreichte ihn, als er noch so stand und mit fliegendem Athem Luft schöpfte. „Was ist Ihnen nur, Strozzi?“ fragte Guido ihn mit Nachdruck.

Emanuel wandte sich gegen ihn und drückte ihm mit zermalmender Kraft die Hand. „Jetzt nicht, Nostiz!“ sagte er hastig. „Uebermorgen in Dresden, oder auch

— nie. Und nun — Adieu!" Er sprang in den Wagen, schlug selbst den Schlag zu, noch bevor der Bediente es thun konnte, winkte Guido mit der Hand ein letztes Lebewohl zu und warf sich zurück in den Wagen, der leicht dahin rollte. Mit gemischten Empfindungen sah ihm Guido nach.

Im Salon gab es keine gemischten Empfindungen. Fräulein Jettchen schluchzte geradezu; Frau von Bünau hielt sie an ihrer Brust und suchte sie in dem Schmerz, „den sie mitempfand," zu trösten. Frau von Poser hatte den Saal verlassen, Edith war ihr gefolgt.

Als Frau von Poser das junge Mädchen in ihrem Zimmer hörte, sah sie sich mit entstellten Zügen heftig um. „Was willst Du?" fragte sie feindlich.

Edith antwortete ernst und fest: „Bei Dir sein; mir dünkt, Du brauchst es." Sie nahm Frau von Poser bei der Hand und fragte, streng und mitleidig zugleich: „Cölestine, hat dieser Mann Dich bethört?"

Statt zu antworten, fiel Frau von Poser in heftigen Zuckungen zu den Füßen des jungen Mädchens, welches, schnell besonnen, zuerst die Thür verschloß und dann neben der unglücklichen Frau niederkniete.

In Dresden.

Guido hatte Emanuel in Dresden sein gewöhnliches Hotel „Stadt Leipzig" empfohlen. Auch er wollte die Tage bis zu seiner Hochzeit dort wohnen. Er war kaum abgestiegen, als er schon nach Emanuel fragte. Herr Strozzi war zu Hause. Guido ließ sich hinaufführen. Emanuel befand sich in einem Eckzimmer des zweiten Stockes, welches nicht weniger als fünf Fenster und daher etwas Treibhausähnliches hatte. Auch sagte Emanuel: „Sie finden mich unter Glas, wie eine Gurke, die vorzeitig wachsen soll."

„Vergleichen Sie sich doch lieber mit einer tropischen Frucht," antwortete Guido, indem er seinen Hut ablegte und einen Stuhl neben Emanuel nahm.

„Meinetwegen," sagte Emanuel, der sehr unbequem auf einem rothen Sopha lag, welches, obwohl nicht kurz, für ihn doch nicht lang genug war.

„Und wie geht's?" frug Guido.

Emanuel warf den rechten Arm über den Kopf und antwortete nicht.

„Krank?" fragte Guido wieder, „oder nur übler Laune?"

„Nein," antwortete Emanuel. „Mir ist nur zu Muthe, wie Einem, der nicht weiß, ob er leben oder sterben wird."

„Weiter ist's nichts?" fragte Guido ironisch.

„Nein, weiter ist's nichts," erwiederte Emanuel und veränderte abermals seine Lage.

„Es scheint Sie denn doch etwas unruhig zu machen?"

„Weil ich mich herumwerfe? Das thu' ich nun schon zwei Nächte und zwei Tage, und es hilft zu Nichts."

„Wozu soll es Ihnen denn helfen?"

„Mich müde zu machen. Ich habe noch nicht geschlafen, seit ich in Dresden bin."

„Waren Sie im Faust?"

„Ich — glaube," sagte Emanuel. „Ja, ich war d'rinnen," setzte er nach einigem Besinnen hinzu.

Guido schwieg einige Minuten. „Strozzi," sagte er dann, „mir scheint es nun endlich Zeit, etwas offener zu reden."

Emanuel richtete sich in die Höhe. „Sie haben Recht, Nostiz," sprach er mit einem müden, muthlosen Ton. „Ich muß mit Ihnen sprechen. Aber nicht hier. Wollen wir in den Palaisgarten?"

Guido willigte ein. Emanuel stand langsam auf und brachte seinen Anzug etwas in Ordnung. Dann nahm er Hut und Handschuhe und fragte: „Gehen wir?"

„Nehmen Sie nicht einen Ueberzieher?" fragte Guido. „Der Abend ist kalt."

„Mir desto lieber," sagte Emanuel. „Mir ist heiß."

„Eben deswegen."

„Lassen Sie mich, ich bitte. Ich erkälte mich nie."

„Wie Sie wollen," sagte Guido und ging voran.

Er hörte Emanuel, der sonst sehr leicht ging, mit schweren Tritten ihm die Treppen herab nachfolgen. Als sie auf der Gasse waren, die nach dem Palaisplatz

führt, bemerkte Guido erst recht, wie zerstört Emanuel aussah.

„Was ist in diesen zwei Tagen mit Ihnen vorgegangen?" fragte er. „Sie sehen sich nicht mehr ähnlich?"

„Ich bin auch nicht mehr derselbe," erwiederte Emanuel. „Zum ersten Mal, seit ich wirklich denken kann, bin ich vollständig unterlegen."

Guido antwortete nicht, und sie gingen schweigend und ziemlich rasch weiter über den Palaisplatz und dann, den Garten durchschneidend, bis auf den freien Platz, den nach der Elbe zu ein eisernes Gitter abschließt. Sie lehnten sich an dieses und betrachteten zerstreut die Aussicht, eine der schönsten in Dresden. Rechts sieht man durch die Bogen der Marienbrücke etwas von der Gegend. Am Ende der Brücke erheben sich die Bäume des Ostrageheges, gegenüber auf glattem Rasengrunde die des Prinzengartens. Von diesem an liegen in mannigfachen Richtungen zwischen trennenden Baummassen die bedeutendsten Gebäude der Altstadt. Man erblickt eine der grünen Zwingerkuppeln, die Façade des Museums, dicht am Strome das Hôtel de Belle-vue, und weiter links die katholische Kirche mit ihrem Thurm und dem des Schlosses, dann über der alten Brücke die Linden der Terrasse und die Kuppel der Frauenkirche. Selbst bei der hellsten Sonnenbeleuchtung werden alle diese Baulichkeiten höchstens grau. Heute an dem düstern Oktoberabend erschienen sie völlig schwarz.

„Wie unheimlich!" sagte Emanuel nach einer Pause. „Das ganze Bild wie eine Phantasmagorie. Und statt der Luft was für eine Kohlenathmosphäre!"

„In Steiermark ist die Luft allerdings freier,“ sagte Guido.

„Wo wir uns zum dritten Male fanden, und wo Sie mich einluden,“ sprach Emanuel. „Warum haben Sie mich eingeladen, Nostiz? Ich bot Ihnen noch an, Ihre Aufforderung zurückzunehmen.“

„Es sollte mir herzlich leid thun, wenn — wenn der Aufenthalt in Ravenau Ihnen wirklich nachtheilig geworden wäre,“ sagte Guido verlegen und bewegt. „Doch hoffe ich noch, es ist nur eine Einbildung von Ihnen.“

„Der ich unterliegen werde,“ sagte Emanuel vor sich hin. „Versucht hab' ich, Herr zu bleiben. Sie sehen die Spuren. Aber ich sag's Ihnen, ich liege am Boden. Edith ist mächtiger, als ich. Zum ersten Male, daß ein Weib — was! nicht einmal ein Weib! — ein junges Mädchen meinen Willen bricht,“ setzte er zähneknirschend hinzu.

Guido schwieg gesammelt. Er wollte erwarten, wozu diese Erklärung führen würde. Emanuel nahm bald wieder das Wort und fragte: „Glauben Sie, daß ich Ihr Freund bin, Nostiz?“

„Bis jetzt — hab' ich es geglaubt,“ entgegnete Guido gemessen. „Es wird sich nun zeigen, ob ich es noch ferner glauben darf.“

„Ja!“ sprach Emanuel mit seiner seltsamen Bestimmtheit. „Ich habe gegen Sie noch dieselbe Gesinnung. Wenn ich gezwungen sein sollte, Sie aus meinem Wege zu entfernen, werde ich es mit Schmerz thun. Auch hab' ich mich wüthend gegen diese Nothwendigkeit gesträubt. Loyalität ist ein prahlerisches Wort und eine entsetzliche

Thorheit. Mehr als die Hälfte alles Großen bleibt nur darum ungethan, weil — die Loyalität es nicht erlaubt, diese Beschützerin des Mittelmäßigen. Und ich habe Ihnen gegenüber dennoch nach ihr gerungen. Ich erkannte in Edith eine Welt, deren Columbus ich sein könnte; denn Sie, Nostiz, kennen Ihre Braut nicht, werden sie nie kennen. Wohl, und ich wollte diese Welt mit allen ihren verborgenen Wundern und harrenden Schätzen unentdeckt lassen, blos — weil mir die armselige Kette der Loyalität den Hafen sperrte." Er hielt erschöpft inne.

„Sie werden lyrisch," bemerkte Guido mit beißendem Spott. „Und jetzt, um in Ihrem Gleichnisse fortzufahren, haben Sie diese armselige Kette denn doch mißachtet, und steuern mit vollen Segeln auf — Ihre neue Welt los."

„Und werde sie entdecken," sprach Emanuel, indem er sich vor dem Spott, der ihn von Guido jetzt zum ersten Male traf, in seiner ganzen gewohnten Kraft aufrichtete.

„Das heißt, wenn ich es zulasse," sagte Guido langsam und bestimmt.

„Ah, ich soll wohl erst um Ihre Erlaubniß bitten?"

„Mir kommt es wenigstens vor, als dürfte sie nicht ganz überflüssig sein. Und nun —" fuhr Guido plötzlich mit erhöhtem Ernst fort, „Strozzi, was soll das Alles? Was wollen Sie?"

„Mit einem Wort denn: Edith!"

Guido sah Emanuel entrüstet an. Dieser las wie gewöhnlich Guido's Gedanken. „Ich bin nicht toll," sagte er. „Ich wiederhole es Ihnen: ich muß Edith haben."

„Sie können nicht anders, als wahnsinnig sein!“ rief Guido. „Denn sonst —“

„Alles, was Sie wollen. Ich gebe Ihnen vollkommen Recht. Aber ich kann nicht anders. Ich muß sie haben, oder ich kann nicht leben.“

„Nun, so sterben Sie,“ erwiederte Guido bitter gelassen.

„Ist das Ihr letztes Wort, Nostitz? Bedenken Sie,“ fuhr Emanuel dringend fort, „daß ich auch Sie nicht leben lassen kann, wenn Sie mir Edith nicht lassen. Und Sie zu verderben würde mir furchtbar sein.“

„Also ein Duell? — Ich bin zu Ihren Diensten.“

Er verließ mit raschen und heftigen Schritten den Garten. Emanuel folgte ihm. Auf dem menschenleeren, düstern Platz, den einige Lampen aus der Ferne nur spärlich erleuchteten und über den pfeifend der kalte Oktoberwind strich, blieb Emanuel in der heftigsten Erregung stehen.

„Ewiger Gott, giebt es denn keinen andern Ausweg?“ murmelte er, Guido's Arm erfassend. „Nostitz! Erbarmen Sie sich meiner — und Ihrer! Zwingen Sie mich nicht zu einer That, die ich mir nie würde vergeben können.“

„Warum sie da erst heraufbeschwören?“ fragte Guido streng.

„Weil — ich nicht anders kann! Um des Himmels willen, begreifen Sie denn das nicht?“

„Nein, und ich werde es nie begreifen. Hören Sie, Strozzi, ich habe Sie für etwas Anderes gehalten, als für einen solchen — Schwächling!“ Er ging wieder weiter.

„Nostiz!“ sprach nach kurzem Schweigen Emanuel wieder, indem er ihm folgte.

„Nun, was soll's noch?“ fragte Guido kurz.

„Ich habe Edith noch nie ein Wort gesagt —“

„Das brauchen Sie mir nicht erst zu versichern. Denn hätten Sie es gewagt, so wüßt' ich's,“ erwiederte Guido verächtlich.

„Aber lassen Sie mich heute mit ihr reden,“ fuhr Emanuel fort, ohne sich stören oder aufbringen zu lassen.

„Sie treiben es wirklich weit,“ entgegnete Guido, bitter lachend.

„Ich weiß es. Allein haben Sie noch dieses eine Mal Geduld mit mir. Denken Sie —“

„An Frankfurt? Glauben Sie, daß ich Sie so lange angehört hätte, wenn ich das nicht thäte?“

„Nicht an Frankfurt, nur daran, daß wir Freunde gewesen sind. Daß —“ der sonderbare Mensch unterbrach sich. „Nostiz,“ bat er dann mit weicher, fast thränenzitternder Stimme, „lassen Sie mich mit ihr reden!“

„Und sie beleidigen, wie mich?“

„Nein, nur von ihr mein Schicksal hören.“

„Wie, Sie wagen wohl gar zu hoffen?“ fuhr Guido empor, der nun nicht länger seinen Zorn zu bemeistern vermochte.

„Ich sage das nicht. Aber ein Mal, Nostiz, ein einziges armes Mal! Aus Ihrem großen unendlichen Glück gönnen Sie mir dies armselige Almosen! Es ist nicht oft, daß ich bitte. So wie jetzt Sie, habe ich noch Niemand gebeten. Gewähren Sie! Sie sehen: ich kämpfe noch jetzt wider mich selbst. Aber ohne Beistand vermag

ich Nichts. Lassen Sie mich ihn von Edith erflehen! Und wenn Sie dennoch etwas von mir fürchten, wohl, so sei es in Ihrer Gegenwart, daß ich zu ihr spreche! Wollen Sie? Wollen Sie das um meinet- und um Ihretwillen?"

Sie waren bis an die Straße gekommen. Guido stand einen Augenblick überlegend still. Dann sagte er entschlossen: „Kommen Sie!" Und beide junge Männer gingen die Straße dahin nach der Neustädter Allee.

Katastrophe.

Der Wind rauschte klagend und unheimlich in den hohen Bäumen, welche in zwei Reihen auf der Königsbrücker Straße stehen. Die Häuser hier haben sämmtlich Gärten. An dem Gitter des einen Gartens hielten die Beiden an, und Guido zog die Glocke. Ein Bedienter kam es öffnen.

„Die Damen zu sehen?" fragte Guido.

„Ja wohl, gnädiger Herr. Fräulein von Zehm," fügte er mit schlecht verhohlenem Lächeln hinzu, „sind auch schon da."

„Wo wird sie nicht!" murmelte Guido vorangehend.

Die Gesellschaftszimmer lagen zu ebener Erde. Das erste war erleuchtet und hatte, Dank Edith, bereits ein recht häuslich wohnliches Aussehen. Auf dem Sopha saß, wie gewöhnlich, Frau von Bünau, welche mit dem

Ausrufe: „Ich erwartete Sie!" Emanuel beide Hände entgegenstreckte.

Zum ersten Mal war Emanuel nicht genug Herr seiner selbst, um Frau von Bünau so zu antworten, wie sie es wünschte. Er nahm allerdings eine der ihm gebotenen Hände. Er küßte sie auch. Aber beides geschah so zerstreut, daß Frau von Bünau ihn befremdet und selbst etwas empfindlich ansah. Fräulein Jettchen, welches aufgestanden war und seinen Gruß zitternd erwartete, sah er gar nicht. Sein Auge suchte im Zimmer umher. „Fräulein Edith," fragte er dann, „wo ist sie?"

„Sie war eben hier," antwortete Frau von Bünau; „ich weiß nicht, wo sie hin ist. Wenn Sie es wünschen, werde ich sie gleich rufen lassen. Willst Du klingeln, lieber Guido?"

„Ich selbst werde sie holen," erwiederte Guido und verließ das Zimmer.

„Sie vergessen ganz, daß Sie eine Freundin noch nicht begrüßt haben, Herr Strozzi," nahm Frau von Bünau mit vieler Erhabenheit wieder das Wort. Sie war bereits bis zur Erhabenheit gegen Emanuel gekommen.

Emanuel bemerkte jetzt Fräulein Jettchen. Er stand einen Augenblick auf, fragte nach ihrem Befinden, setzte sich wieder und verstummte. Die Damen schwiegen ebenfalls. Sie begriffen nicht, wie zwei Tage einen Menschen so verändern könnten.

Guido versuchte unterdessen Edith, die er in dem kleinen Zimmer oben fand, welches sie bewohnen sollte, so lange sie noch Mädchen war, zum Herunterkommen zu bewegen.

Edith war keineswegs geneigt, dem Begehren Emanuel's zu willfahren. Seit sie um sein Benehmen gegen Frau von Poser wußte, verabscheute sie ihn. Sie konnte dem Bräutigam das Geheimniß der Freundin nicht verrathen, aber sie verbarg ihm nicht ihre feindliche Gesinnung gegen Emanuel. „Können wir denn gar nicht mehr ohne ihn sein?“ fragte sie. „Ich bin seiner müde, wie ich noch nie eines Menschen gewesen bin. Gleich den ersten Abend muß er hierher kommen! Es ist eine wahre Verfolgung! Und was kann er mir denn zu sagen haben? Ich weiß, daß ich von ihm Nichts zu hören habe.“

„Ahnst Du es nicht ungefähr?“ fragte Guido.

„Und wenn ich's ahnte?“ antwortete sie, und ihr Auge blitzte, wie es nur im Zorn zu thun pflegte. „Glaubst Du, ich würde deßhalb mehr geneigt sein, ihn anzuhören?“

„Ich sehe, Du weißt Alles,“ sprach Guido. „Du weißt, daß Emanuel das Unglück hat —“

„Sage, die Frechheit!“ rief Edith mit schwingender Stimme. „Ich wenigstens nenne es so. Und wie es scheint, hat er sogar noch die gehabt, mit Dir davon zu sprechen.“

Guido, der bisher seines Gespräches mit Emanuel nur andeutend erwähnt, hielt es nun für das Beste, Edith Alles mitzutheilen. Er that es nicht ohne ein gewisses befriedigendes Selbstbewußtsein. Er glaubte sich zugestehen zu dürfen, daß er Emanuel gegenüber sich wie ein Mann betragen habe. Edith nahm diese Selbstzufriedenheit ihres Bräutigams wahr, und wider Willen mußte sie lächeln.

„Ja,“ sagte sie, „da bist Du nun wieder ein Mal ganz ungeheuer stolz darauf, daß Du nicht augenblicklich zu dem extraordinairen Menschen gesagt hast: wenn meine Braut das Glück hat, Ihnen einigermaßen zu gefallen, so steht sie ganz zu Ihrem Befehl! Nun, ich will Dir Dein Verdienst nicht schmälern. Du hast Dich dafür, daß der fatale Mensch Dich so ganz und gar beherrscht, noch so ziemlich benommen. Aber ich, mein Freund, das muß ich Dir sagen, wäre mit ihm noch ganz anders verfahren. Auf keinen Fall hätte ich ihn diesen Abend hergebracht.“

„So hätte ich mich also morgen schießen sollen, anstatt in drei Tagen Hochzeit zu machen? Ich gestehe offen, daß ich das Letztere vorziehe.“

„Ganz vernünftig,“ sagte Edith. „Nur find' ich es unsinnig, hier an die Möglichkeit eines Duells auch nur zu denken. Die kann doch nur zwischen einem Liebenden und einem begünstigten Nebenbuhler Statt finden. Allein wo der Nebenbuhler Verachtung einflößt —“

„Dabei aber wie ein toller Hund sich geberdet, der Einen auf offener Straße anfällt — mit einem Worte, Kind, das verstehst Du nicht.“

„Zugegeben,“ antwortete Edith, „da Du's sagst — nehmen wir die Möglichkeit des Unsinns an. Was kann ich aber thun, um es zu verhindern?“

„Strozzi anhören, und ihm Deine Meinung sagen.“

„Diesen verrückten Kopf zurechtrücken? Angenehme Aufgabe! Doch Du verlangst es — so komm.“

„Du bist böse?“ fragte Guido, sie zurückhaltend.

„Ja, ich bin's,“ erwiederte sie mit unzweideutigem

Freimuth. „Das ist das Recht, welches ich mir vorbehalte, indem ich Dir nachgebe. Und nicht nur böse, sondern auch verletzt bin ich, denn ich finde die ganze Sache auf das Höchste beleidigend. Aber Du willst es, um, wie Du sagst, Unheil zu verhüten; so thu' ich denn meine Pflicht. Nur verlange nicht, daß ich sie auch noch — angenehm finde."

Sie machte sich von Guido los und ging vor ihm her die Treppe hinab. Als sie die Hand an die Klinke der Salonthür legte, hielt sie einen Augenblick inne. Es kostete sie Ueberwindung, einzutreten. Sie that es endlich, langsam, mit einem finstern, stolzen Ausdruck auf dem sonst so klaren Antlitz. Auch blässer war sie, als gewöhnlich. So näherte sie sich dem Tische, an welchem Fräulein Jettchen jetzt mit Theemachen beschäftigt war.

Emanuel war aufgesprungen. So bleich er war, er wurde doch noch bleicher, als Edith vor ihm stehen blieb und ihn mit einer leisen Neigung des Kopfes begrüßte. Er streckte seine Hand aus und ließ sie wieder sinken, denn Edith gab ihm die ihrige nicht. Sie hatte noch nicht gelernt, den edlen Unwillen ihres jungen starken Herzens unter blos gesellschaftlichen Formen zu verbergen.

Frau von Bünau betrachtete die Beiden mit einem Erstaunen, welches so maßlos war, daß sie zum ersten Mal in ihrem Leben keine Worte fand. Was konnte Strozzi dem Mädchen zu sagen haben?

Edith schien sie darüber aufklären zu wollen, denn Emanuel fest ansehend sprach sie mit scharfer Betonung:

„Guido hat mir gesagt, Sie wünschten mir Rechenschaft über einen Auftrag abzustatten, den — Frau von Poser Ihnen ertheilt.“

„Ja,“ antwortete Emanuel sichtlich betroffen und fast unhörbar.

„Ist dieser Auftrag ein Geheimniß?“ fragte Frau von Bünau, endlich die Sprache wiederfindend.

„Das muß Herr Strozzi wissen,“ entgegnete Edith.

„Er ist ein Geheimniß, und ich muß daher Fräulein Edith um eine geheime Audienz ersuchen,“ sagte Emanuel mit erzwungenem Scherze.

Edith nahm ein Licht von einem Seitentische und ging Emanuel in das anstoßende Zimmer voran. Die Thür ließ sie halb offen; auch Emanuel schloß sie nicht. Der Flügel stand in diesem Zimmer, auf ihn stellte sie das Licht und redete dann Emanuel entschlossen an.

„Was ich sagte, war kein Vorwand,“ sprach sie. „Ich erwarte wirklich von Ihnen eine Rechenschaft im Interesse meiner Freundin.“

„Wie ich sehe, hat Frau von Poser Sie durch Elegien zu interessiren versucht,“ entgegnete Emanuel.

„Nein, sie hat nur verzweifelt zu meinen Füßen gelegen, und ich wünschte, Sie hätten ihre Verzweiflung gesehen.“

„Es wäre nicht das erste Mal, daß ich eine Frau in Verzweiflung gesehen hätte,“ sagte Emanuel kalt.

„Sie meinen vermuthlich sich zu rühmen?“ fragte Edith mit einem niederschmetternden Blick.

„Nein, solcher geringen Triumphe rühmt man sich nicht. Uebrigens,“ setzte Emanuel ungeduldig werdend

hinzu, „es ist durchaus nicht Frau von Poser, von der ich zu sprechen habe.“

„Und wenn ich nun blos von ihr zu hören wünschte?“

„Diese Frau ist nicht einen Ihrer reinen Gedanken werth.“

„Sie haben sie doch der Ihrigen werth gefunden!“

„Allerdings; doch nur als Mittel, um — Ihre Eitelkeit zu erregen,“ antwortete Emanuel leise.

„Ah, so gering schlugen Sie mich an?“ sprach Edith lachend, indem der Zorn ihre Wangen röthete und ihre Augen funkeln machte. „Ich danke Ihnen, Herr Strozzi!“

„Bei einem Edelstein, der über alle Schätzung hinaus ist, kann sich auch der erfahrenste Kenner verrechnen,“ erwiederte Emanuel mit Unterwürfigkeit. „Verzeihen Sie mir, aber ich hielt Sie nur — für ein Mädchen. Ich war gewohnt zu gewinnen, wo ich wollte. Ich wählte die Mittel, die mir bisher immer geglückt. Sie waren stärker, und ich — bin überwunden.“

„Ohne meinen Willen,“ sagte Edith kühl.

„Das weiß ich,“ sprach er noch leiser, als bisher; „doch — wenn Sie jetzt wollten —“

„Herr Strozzi,“ unterbrach Edith ihn, „wenn Sie es sich versagen könnten, mich zu beleidigen, so — würde ich Ihnen dankbar sein.“

Emanuel stand wie eine dunkle Bildsäule vor ihr. „Ja,“ sagte er dumpf, „das ist Ihre Gewalt. Nie habe ich der Worte mehr bedurft, als heute, und nie deren weniger gefunden.“

„Es ist Ihr besseres Gefühl, welches sie Ihnen

versagt," sprach Edith. „Herr Strozzi, warum wollen Sie meine Achtung nicht? Wenn Sie meiner Freundin —"

Emanuel unterbrach sie mit Aufwallung: „Ich beschwöre Sie, Fräulein Edith, wenigstens nichts mehr von dieser Frau! Es ist natürlich, daß Sie mich unbedingt verurtheilen. Ein so reines Wesen wie Sie kann in einem — unlegitimen Verhältniß den schuldigen Theil immer nur in dem Manne sehen. Ich will mich nicht entschuldigen, will alles Unrecht haben, will sein, wozu sie mich machen mag; aber nur Nichts mehr von ihr hören. Von Ihnen nur sprechen Sie zu mir, nur von Ihnen."

„Gut," sprach Edith. „Wollen Sie mir da sagen, ob in meinem Betragen jemals irgend etwas gewesen ist, das Sie berechtigt hat, diese Unterredung zu verlangen?"

„Nein!" antwortete Emanuel, ohne eine Sekunde zu zögern.

„Und dennoch —?"

„Dennoch!" unterbrach Emanuel die vorwurfsvolle Frage. „Während der zwei Tage, daß ich Sie nicht gesehen, war ich so wahnsinnig geworden, daß ich das Unglaublichste hoffte. Jetzt, nun ich Sie wieder gesehen habe, bin ich wieder vernünftig geworden und — hoffe Nichts mehr. Verzeihen Sie mir, und vergessen Sie, zwar nicht mich, aber meine Thorheit."

„Und Sie," sagte Edith milder, „werden Sie es auch Guido vergeben, daß — ich ihn allein liebe?"

„Vergeben — ja. Es länger mit ansehen kann ich

nicht. Ich nehme in diesem Augenblick auf immer Abschied von Ihnen; auf immer, wie ich jetzt bin. Daß später Ihnen etwas von mir nicht folge, kann ich nicht versprechen. Doch — vielleicht werden Sie davon Nichts wissen. Die Zeit allein kann das lehren."

„Ein mystisches Fahrewohl, wie es Ihrer Erscheinung unter uns gemäß ist," sagte Edith mit sanfter Ironie. „Indessen, wenn Sie mich mit sonst Nichts bedrohen, als mit irgend einer übernatürlichen Verfolgung, so will ich mich weiter nicht fürchten. Sie wissen, ich gehöre nicht unter Ihre Gläubigen. Und lassen Sie mich hoffen, daß Sie anstatt als Geist, noch ein Mal als Mensch zu uns zurückkehren werden, nur um einen Wahn ärmer."

Während sie diese halb scherzend, halb ernstlich gemeinten Worte leichthin sagte, heftete Emanuel sein Auge mit einem solchen concentrirten Feuer auf sie, daß sie es zuletzt nicht mehr aushalten konnte, sondern ihren Blick beklommen niederschlug. Zugleich verstummte sie.

Nach einer Pause sagte Emanuel langsam: „Hoffen Sie Alles, was Ihnen Vergnügen machen kann."

Diese Worte, so einfach sie waren, klangen durch den Ton, in welchem sie gesprochen wurden, unheimlich, fast unheilverheißend. Edith wenigstens faßte sie so auf. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie bittend sich Emanuel nähern. Angst um Guido war plötzlich in ihr erwacht. Und doch, sollte sie Emanuel bitten, Guido's zu schonen? Es konnte nicht sein: sie hätte den Geliebten erniedrigt. So stand sie denn zitternd, erblaßt, den Thränen nahe, und suchte sich in ihrem Stolz und in ihrer Würde aufrecht zu erhalten.

Emanuel mußte ihre augenblickliche Schwäche bemerkt haben, aber er mißbrauchte sie nicht. Er versprach dem jungen Mädchen nicht die Sicherheit des Geliebten; er sagte einfach: „Wenn Sie morgen und noch lange mit Guido glücklich sind, dann denken Sie ohne Groll an Einen, der Sie gern glücklich gemacht haben würde, wenn es ihm erlaubt worden wäre.“ Und ihre Hand ergreifend, küßte er sie zwei, drei Mal mit verzweifelnder Leidenschaftlichkeit, dann ging er schnell in den Salon zurück, und wenige Minuten später kam Guido zu Edith und sagte: „Er ist fort.“

„Was ist Dir?“ fragte er ängstlich, als Edith ihren Kopf zitternd an seiner Schulter barg. „Mir ist's, als wär' ein Orkan über mich hingesaust,“ antwortete sie leise.

Sie hatte noch, wenn auch nicht gerade einen Orkan, so doch einen zweiten Sturm auszuhalten, der heftig genug auf sie eindrang. Nun Emanuel fort war, schwieg Frau von Bünau nicht länger, und über Edith war es, daß ihre Vorwürfe losbrachen. Edith war Schuld, daß Strozzi so plötzlich abreiste; Edith mußte sich unverantwortlich benommen haben; von Edith wurden Erklärungen gefordert. Daß sie diese nicht geben konnte, brachte die Mutter noch mehr auf. Die sonst gute Frau war durch den plötzlichen Verlust des „interessantesten aller Männer“ völlig aus dem Gleis gerathen. Fräulein Jettchen weinte dazwischen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Guido verlor zuletzt beinahe die Geduld, und nur mit Mühe vermochte er die beiden Klagenden einigermaßen wieder zur Besinnung zu bringen.

Edith fragte ihn, als er gute Nacht sagte, ob er Strozzi noch sehen werde. „Vor seiner Abreise jedenfalls,“ antwortete Guido. „Hast Du ihm noch etwas sagen zu lassen?“

Edith lächelte und sprach sanft: „Du kannst ihn von mir grüßen und ihm sagen, daß ich ihm alles Gute wünsche und ihm dankbar sei, daß er sich so willig der Vernunft gefügt. Weißt Du, ich fürchtete am Ende denn doch für Dich.“

Guido ging noch an demselben Abend zu Strozzi hinauf. Dieser erwartete ihn bereits und hatte Alles zu einem vortrefflichen Pariser Punsch zubereiten lassen. Guido, der nur gekommen, um nach Emanuel zu sehen, wollte sich gleich wieder entfernen. Allein Emanuel bat ihn dringend, zu bleiben, und so schieden die beiden jungen Männer erst lange nach Mitternacht von einander.

Als Guido am folgenden Morgen wieder nach Emanuel fragte, um ihn auf die Eisenbahn zu begleiten, hatte dieser noch nicht geklingelt. Als es elf Uhr schlug und Emanuel immer noch zu schlafen schien, wollte Guido mit dem Morgenbesuch bei seiner Braut nicht länger warten, und hinterließ, daß er um ein Uhr wiederkommen wolle.

Eine Stunde später ungefähr kam die Antwort auf eine telegraphische Depesche an, welche Emanuel am Tage vorher nach Frankfurt abgeschickt hatte. Emanuel mußte also geweckt werden. Sein Zimmer war nicht verschlossen, aber ihn zu wecken fand man unmöglich, denn er lag in den Kleidern todt auf dem Bette.

In der Ehe.

Fünf Monate später, an einem unwirschen Märzabend, welcher mit Hagel warf, hielt eine Droschke vor dem Hause in der Königsbrücker Straße. Frau von Bünau, welche seufzend allein im Salon saß, eilte mit der Hoffnung auf Zerstreuung durch einen Besuch an das Fenster, und sah zu ihrem größten Erstaunen Frau von Poser aussteigen.

„Sie hier, liebste Cölestine?" rief sie, die Freundin umarmend, der sie in den Hausflur entgegengeeilt war. „Welches Glück und — welche Ueberraschung! Wer hat Sie jemals vor dem Frühling außerhalb Berlins gesehen? Wie kommt es, daß Sie kommen?"

„Ich werde Ihnen Alles sagen, liebste Bünau," erwiederte Frau von Poser mit einem Blick auf die herbeigeeilte Dienerschaft. Frau von Bünau, ein Geheimniß ahnend, gab die nöthigen Befehle hinsichtlich der Unterkunft ihres unerwarteten Gastes, dann führte sie die Angekommene rasch in den Salon, machte eigenhändig die Thür zu und fragte dringend: „Nun?"

„Ich weiß nicht recht, ob ich Ihnen die Wahrheit sagen soll," sprach Frau von Poser zögernd, „aber ich glaube, es wird denn doch besser sein. Edith hat mir geschrieben, ich solle kommen."

„Edith?"

„Ja, mehr als ein Mal. Und das letzte Mal vorgestern so dringend, daß ich augenblicklich aufbrach."

„O mein Gott!“ seufzte Frau von Bünau, erhob die Augen gen Himmel und bedeckte sie dann mit ihrem Taschentuche. Es giebt Frauen, welche dazu verurtheilt sind, selbst noch bei wirklicher Bekümmerniß lächerlich zu sein.

Frau von Poser aber war zu sehr gespannt, von Edith zu hören, um sich bei der Lächerlichkeit der Frau von Bünau weiter aufzuhalten. Sie fragte nur dringend: „Was ist's mit Edith, liebe Bünau?“

„Was es ist, liebe Cölestine? — Wollen Sie nicht Ihren Mantel ablegen? — Was es ist, fragen Sie? Daß Edith ein sonderbares Wesen geworden.“

„Das hab' ich aus ihren Briefen entnommen. Sie, sonst so klar, so besonnen, schreibt aufgeregt, wie in einem Taumel, und immer nur von Zerstreuungen — von Guido nie ein Wort.“

„Ich hoffte wenigstens, sie würde gegen Sie aufrichtiger sein?“

„Sie erwähnt seiner gar nicht. Ein Mal fragte ich geradezu nach ihm. Da antwortete sie: „der ist gesund;“ weiter Nichts. Um des Himmelswillen, was ist's denn mit den Beiden? Hätte er schon aufgehört —“

„Edith zu lieben? Im Gegentheil! Er liebt sie mehr, als je und viel leidenschaftlicher.“

„Da wär's also Edith?“

„Fragen Sie mich nicht, Liebste; ich weiß Nichts. Sie hat kein Vertrauen mehr zu mir. Das ist die traurigste Erfahrung, die ich noch gemacht habe. Sie wissen, wie früher die Seele meiner Tochter immer wie ein offenes Buch vor mir lag —“ Sie hielt inne; Frau

von Poser lächelte jetzt doch unwillkürlich — Frau von Bünau fuhr fort: „Und jetzt — Verschwiegenheit, Verschlossenheit! Frag' ich — ausweichende Antworten; dräng' ich — Ungeduld, Heftigkeit. Mit einem Worte, ich erkenne meine Tochter nicht mehr."

„Und wie ist sie gegen Guido?" forschte Frau von Poser, welche das Verhältniß zwischen den jungen Gatten jedenfalls mehr interessirte, als das zwischen Edith und ihrer Mutter.

„Eben so räthselhaft," antwortete Frau von Bünau. „Wenn er nicht da ist — Unruhe, Angst sogar. Wenn er kommt — Scheu, selbst Ausweichen. Liebste Cölestine, ich will Ihnen den größten Beweis von Vertrauen geben, den eine Mutter geben kann. Sie erinnern sich gewiß noch lebhaft des armen Strozzi?"

„Wohl," erwiederte Frau von Poser, plötzlich erbleicht, mit verschleierter Stimme.

„O, wie das furchtbar war, nachdem wir ihn am Abend vorher noch in seiner vollen Kraft gesehen, ihn am andern Tage kalt und todt zu wissen!" fuhr Frau von Bünau mit Pathos fort. „Mir schaudert noch vor der Erinnerung. Guido war gefaßt, ich möchte fast sagen, sogar gleichgiltig. Die Männer haben kein Herz. Edith dagegen war tief erschüttert —"

„Das erkannte ich aus dem Briefe, den sie mir darüber schrieb," schob Frau von Poser ein.

„Ja, sie verlangte, die Hochzeit solle noch acht Tage aufgeschoben werden. Guido gab nach, obgleich er, wie ich glaube, sich neben der Bahre seines Freundes hätte trauen lassen. Sie können es sich wohl denken, daß wir

auch nach acht Tagen uns von dem schrecklichen Vorfall noch nicht erholt hatten. Die Hochzeit ging sehr still vor sich. Das gute Jettchen war todtkrank. Die Aermste hatte den interessanten Mann — etwas zu sehr interessant gefunden.“

„Die Thörin!“ sagte Frau von Poser kalt. „Und man glaubt, er habe sich am Abend vorher im Palaisgarten erkältet?“ frug sie dann.

„Man kann es nicht anders glauben. Er soll, erhitzt von einem heftigen Fieber, Tages vorher sich dem kalten Wind ausgesetzt haben. Genug — am andern Morgen war er todt,“ erklärte Frau von Bünau, deren Sache die Beredsamkeit nicht eigentlich war.

„Und die Veränderung mit Edith ging gleich nach der Hochzeit vor?“ fragte Frau von Poser.

„Nicht gleich, aber bald. Und das bringt mich, liebste Poser, auf das, was ich Ihnen anvertrauen wollte. Könnte Edith nicht, ohne es zu wissen, den armen Strozzi geliebt haben und es erst nach seinem Tode inne geworden sein? Sie begreifen, daß ich das eben nur Ihnen sage.“ Es ist unnöthig, zu versichern, daß Frau von Bünau diese Vermuthung bereits gegen so viele Personen im Vertrauen geäußert hatte, daß in Folge dessen schon ganz Dresden von der nachträglichen Liebe der jungen Frau für den interessanten Todten sich unterhielt.

Frau von Poser zuckte bei den Worten der Frau von Bünau zusammen, wie vor einem Stich, faßte sich aber sogleich und entgegnete: „Nein, liebe Bünau, das ist nicht der Fall. Da täuschen Sie sich.“

„Wie können Sie das so bestimmt wissen?“ fragte Frau von Bünau fast verletzt.

„Weil ich Edith kenne.“

„Ich sollte doch meinen, eine Mutter müßte ihr Kind besser kennen, als irgend Jemand,“ sprach noch empfindlicher Frau von Bünau. „Aber da Sie es zu bezweifeln scheinen, so will ich Ihnen Beweise dafür geben. Am Abend vor seinem Tode, an dem ersten, den wir hier zubrachten, kam Strozzi mit Guido hierher, und Edith hatte mit ihm eine lange geheime Unterredung. Was sie gesprochen haben — Niemand hat's gehört, und Edith hat versiegelte Lippen. Edith wollte vor der Unterredung uns glauben machen, Strozzi wünsche ihr etwas für Sie, liebe Cölestine, aufzutragen. Aber das war augenscheinlich nur Vorwand, denn was hätte er wohl Ihnen durch sie mitzutheilen gehabt? Als er nach der Unterredung allein aus jenem Zimmer trat — Edith blieb dort zurück — sah er entsetzlich aus. Aschfarben, und in den Augen einen Glanz, der versengte. Und so sagte er ganz kurz, er bedauere unendlich, nicht bei der Hochzeit sein zu können, denn er reise morgen ab. Und am andern Tage, wie gesagt, war er todt.“ Dieses „am andern Tage war er todt“ war seit Monaten der Refrain von allen Reden der guten Frau von Bünau.

Frau von Poser blieb betroffen und stumm. Was ihr einst nur als Argwohn durch die Seele gezuckt, das schien ihr nun schmerzliche Gewißheit. Noch hatte sie Frau von Bünau nicht geantwortet, als die Glocke am Gartenthor gezogen wurde und gleich darauf Guido eintrat.

Aber das war nicht mehr derselbe Guido. Mit viel mehr Verbindlichkeit, als sonst, eilte er auf Frau von Poser zu, mit viel mehr Sicherheit sprach er, mit viel mehr Gewandtheit bewegte er sich. Seine Stimme hatte einen reicheren Klang gewonnen, sein Auge ein lebendigeres Feuer. Frau von Poser betrachtete ihn überrascht und begriff nicht, wie Edith ihn gerade so, wie er jetzt war, nicht länger lieben sollte.

Frau von Bünau sagte seufzend: „Ich habe unserer Freundin bereits die unbegreifliche traurige Veränderung mitgetheilt, die mit unserer Edith vorgegangen.“ Sie wollte hinzufügen, daß Frau von Poser aufgefordert von Edith gekommen sei, aber ein warnender Blick von Frau von Poser hielt sie davon zurück.

„Die gute Mama,“ wandte sich Guido gegen Frau von Poser, „sieht die Dinge leicht etwas tragisch an. Edith ist allerdings nicht so heiter und unbefangen, wie sie als Mädchen gewesen. Allein ich finde das durchaus nicht so unerklärlich, wie es Mama scheint. Uebrigens, gnädige Frau, werde ich meiner Frau Ihre Ankunft melden, denn ich weiß, daß ich ihr keine größere Freude machen kann.“

„Aber, liebe Bünau,“ fing Frau von Poser an, als Guido aus dem Zimmer geeilt war, „Sie sprechen von der Veränderung Edith's und — sagen mir kein Wort von der Guido's?“

„Finden Sie ihn anders, als sonst?“

„Und Sie hätten das noch nicht bemerkt?“

„Ich? Nein,“ antwortete Frau von Bünau ganz unschuldig.

„Aber wo haben Sie denn Ihre Augen? Ich habe noch nie einen Menschen so umgeschaffen gesehen! Er ist geradezu interessant geworden. Ich kann Ihnen versichern, er erinnert mich auffallend an Strozzi.“

„O liebe Poser!“ sagte Frau von Bünau ablehnend. Offenbar glaubte sie die Schmeichelei für ihren Schwiegersohn zu groß.

„In allem Ernst,“ versicherte Frau von Poser. „Es ist, als hätte Guido seinen Freund beerbt. Uebrigens ist es ja häufig der Fall, daß aus einem längeren Umgang mit ungewöhnlich überlegenen Menschen eine Art von Aehnlichkeit mit ihnen entspringt.“

„Das ist zum ersten Male, daß ich dergleichen höre,“ entgegnete Frau von Bünau, als Guido zurückkommend die Thür öffnete und sagte: „Gnädige Frau, wenn Sie die Gnade haben wollen — Sie werden mit Ungeduld erwartet.“

Frau von Poser folgte dieser Einladung augenblicklich. Auch sie war ungemein ungeduldig, Edith zu sehen. Guido begleitete sie. Oben an der Thür vor Edith's Zimmer faßte er ihre beiden Hände und drückte sie an seine Brust. „Thun Sie ihr wohl,“ sagte er mit leidenschaftlicher Bitte, und sein Blick warf verwirrende Strahlen in die Seele der aufgeregten Frau. „Sie bedarf dessen; sie leidet trotz meiner Liebe, meiner Anbetung, trotzdem, daß ich für sie sterben möchte. Wie will ich Sie segnen, wenn Sie ihr Linderung bringen!“

Frau von Poser kam wie in einem wachen Traum zu Edith, welche ihr mit athemloser Heftigkeit an den

Hals flog. Edith war eben so verändert, wie Guido, schöner geworden um vieles, aber mit einem fliegenden fieberischen Farbenwechsel auf den Wangen, einem unsichern Glanz in den sonst so ruhigen Augen, mit hastigen, nervös bebenden Bewegungen, die Stimme von einer wunderbaren Schwingung unsicher gemacht. Frau von Poser sah die junge Frau einige Augenblicke lang an, dann sagte sie: „Kinder, ich erkenne von Euch — nur die Namen wieder.“

„O ich, das thut nichts,“ erwiederte Edith. „Aber Guido! Höre Cölestine,“ fuhr sie hastig fort und schloß die rechte Hand der Freundin ängstlich in ihre beiden heißen Hände, „sag' mir aufrichtig, glaubst Du, daß eine Seele durch die Kraft ihres eignen Willens in einen fremden Körper übergehen könne?“

„Was willst Du damit sagen?“

„Sag' Du mir nur erst, ob Du glaubst, daß es möglich sei?“

„Geträumt hat man wohl davon, glaub' ich, und einen Roman hab' ich ein Mal gelesen, einen englischen, von Godwin, dächt' ich, in dem geschah dieser Seelenübergang, wenn ich mich recht erinnere. Aber, Kind, das ist eben nur in einem Roman.“

„Es muß auch in der Wirklichkeit geschehen können, Cölestine.“

„Du glaubst doch nicht —“ fragte Frau von Poser, die nicht auszusprechen wagte, was sie augenblicklich errathen hatte.

„Ja, es ist,“ sprach Edith näher an sie rückend und geheimnißvoll flüsternd. „Siehst Du: er begehrte mich

mit seinem Willen, der nie einen Widerstand duldete, und da ich ihm dennoch widerstand, weil ich nur Guido lieben konnte, so hat er nun Guido's Körper mit seiner Seele belebt. Erinnerst Du Dich, wie er damals bei der Gräfin von jenem entsetzlichen Menschen erzählte, welcher den Mann der Frau, die er liebte, blos durch seinen Willen getödtet? Du begreifst doch, daß dieser Mörder Niemand anders gewesen ist, als Strozzi? Nun sieh, so hat er auch Guido gemordet. In der Nacht nach jenem Abend, wo er mit mir von seiner Liebe gesprochen hatte, muß es geschehen sein. Er war allein mit Guido. Er hat mit der Kraft seines Willens Guido's Seele gezwungen aus ihrem Körper zu scheiden, und den mit seiner Seele eingenommen. Seinen eigenen Leib hat er dann als Leiche auf dem Bette liegen lassen. Und ich — — ich bin nun die Frau Emanuel's," schloß sie schaudernd, und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

„Aber Edith, liebe Edith," sagte Cölestine, die durch und durch zitterte und sich dennoch anstrengte, Fassung und Klarheit zu behaupten, „besinne Dich doch! Das ist ja offenbarer Unsinn, und Du erzählst es mir so geläufig, als hättest Du es mit Deinen eigenen Augen mit angesehen. Guido hat Dir doch gewiß nicht gesagt, daß er Emanuel sei, nicht wahr? Und in jener Nacht ist auch Niemand bei Deinem vermeintlichen Seelenwechsel zugegen gewesen. Also —"

„Das ist Alles recht gut," unterbrach Edith die Freundin, „recht gut und recht vernünftig. Aber wenn ich Dir nun sage, daß ich es weiß? Daß Guido im

Schlaf gesprochen hat, gerade wie Emanuel zu thun pflegte? Gleich an dem Morgen nach jenem Abend ahnte ich Unheimliches, so verändert kam mir Guido gleich damals vor. Als wir Emanuel's Tod erfuhren, blieb Guido so kalt, so gleichgiltig, so fast dämonisch ruhig, daß ich einer Beklommenheit in seiner Nähe mich nicht erwehren konnte, und die wuchs und wuchs seitdem, bis zur unsäglichen Angst, zum namenlosen Grauen. Ich erkannte Emanuel — in Guido. Hast denn Du nicht auch gesehen, daß er es ist? Du, die Du Emanuel so geliebt hast? Deshalb ja schrieb ich an Dich. Du kanntest ihn besser, als wir alle, Du mußt ihn am sichersten wiedererkennen."

Die junge Frau heftete ihren starren fragenden Blick angstvoll auf das tödtlich entfärbte Antlitz der Freundin. Diese versuchte, zu antworten, und vermochte nicht, die Lippen zu bewegen. Da trat nach leisem Anklopfen Guido mit einem köstlichen Camelienstrauß ein, der für Edith eben gebracht worden war. Cölestine starrte ihm entgegen; er sah ihr befremdet in die Augen. Ihr war es, als sähe Emanuel sie an, und sie stürzte mit einem Schrei des Entsetzens an ihm vorüber aus dem Zimmer.

Frau von Poser verfiel in eine kurze, aber gefährliche Nervenkrankheit, während welcher sie sich auf das Gewaltsamste gegen jede Annäherung von Edith oder Guido sträubte. Kaum halb genesen, kehrte sie nach Berlin zurück und ließ Frau von Bünau in demselben

Dunkel, in welchem die arme Frau sich nun schon den ganzen Winter abgequält hatte und sich auch noch fernerhin abquälen sollte; denn nie sollte ihr auch nur einer von allen den räthselhaften Umständen vor und nach Emanuel's Tode klar oder erklärt werden. Cölestine dagegen hielt sich fortan für überzeugt, daß Edith recht gehabt.

Auf Edith selbst konnte die Wirkung, welche der genauere Anblick Guido's auf Cölestine gehabt, nicht anders als unheilvoll sein. Dennoch traten die Folgen nicht gleich entschieden hervor; erst um die Mitte des Sommers erlag sie einem Fieber, welches ein asthenisches getauft wurde. Sie starb in Dresden, denn sie hatte weder nach Ravenau, noch nach Sophienthal gewollt.

Guido erregte während der Krankheit seiner Frau die allgemeinste Theilnahme. Er würde ihr Bett nicht einen Augenblick verlassen haben, hätte Edith ihn immer bei sich geduldet. Aber sie stieß ihn oft mit Heftigkeit von sich, um ihn dann mit desto größerer Zärtlichkeit wieder zurückzurufen. In der Stunde ihres Todes, da Guido sie in seinen Armen hielt, sah sie ihn plötzlich fest und durchdringend an und sagte bittend: „Jetzt sage mir, wer Du eigentlich bist.“

„Ich bin Dein!“ antwortete Guido mit der Leidenschaftlichkeit, die sich während seiner Ehe in ihm entwickelt hatte, „Dein, jetzt wie früher, jetzt und auf ewig!“

„Aber Du sagst mir nicht, wer Du bist,“ flüsterte sie, und verfiel in Phantasien, zum Glück in liebliche aus der Zeit ihres ersten Liebesglückes. Und mit einem

Lächeln und Guido's kaum hörbar gehauchten Namen auf den Lippen starb sie.

Guido verkaufte sein Gut und ging nach dem Orient. Dort führte er eine Zeit lang eine Art wissenschaftlichen Nomadenlebens, und ließ sich dann in Cairo nieder. Fremde, welche seine Schwiegermutter mit Empfehlungen an ihn geschickt, haben mit ungetheiltem Lobe von dem ausgezeichneten Manne geschrieben, welcher ernst und einsam den geheimnißvollen Studien des Morgenlandes lebt.

Mädchen und Guido's kaum hörbar gehauchten Namen auf den Lippen starb sie.

Guido verkaufte sein Gut und ging nach dem Orient. Dort führte er eine Zeit lang eine Art wissenschaftlichen Nomadenlebens, und ließ sich dann in Cairo nieder. Freunde, welche seine Schwiegermutter mit Empfehlungen an ihn geschickt, haben mit ungetheiltem Lobe von dem ausgezeichneten Manne geschrieben, welcher ernst und einsam den geheimnißvollen Studien des Morgenlandes lebt.

Vier Treppen hoch.

I.

Vier Treppen, vier Zimmer und — nein, vier Fenster nicht blos: es waren ihrer sieben. Vier gingen auf die Promenade, die hier „am untern Park" hieß, drei über den Garten hinweg nach dem Rosenthal hinaus. Wenn der Doktor Havlek sie des Morgens aufmachte, so konnte er die Frühkonzerte im Rosenthal hören, nämlich im Sommer. Im Winter kommen die Konzerte alle in die Stadt, in's Schützenhaus, in's Gewandhaus, in alle die unzähligen Etablissements, wo in Leipzig Geigen gestrichen und „noble" oder „feine" Töpfchen Bier geleert werden. Im Winter aber machte auch der Doktor die Fenster nicht auf. Er that's sogar im Sommer selten genug, besonders in den Vorderstuben. Dort lag die Mittagssonne, und die fürchtete er für seine Bücher. Sie sollte Motten ausbrüten, und Motten sind in einer Bibliothek, was die Feinde in einem Lande sind. Genug, die Stores zu den vier Frontfenstern wurden sorgfältig herabgelassen, sobald es der Sonne gestattet war, auf die liebe Leipziger Ebene herabzuschauen.

Im Januar 1861 war sie nicht gerade gefährlich. Als der Doktor am Morgen des sechzehnten aus seinem Alkoven kam, der sich neben dem zweiten Zimmer hinter

grünen Vorhängen versteckte, zog er sogleich das Store vor dem Fenster auf, durch welches das Licht auf sein Schreibpult fiel.

Die gewöhnliche Anzahl von Correkturen lag dort: eine hebräische, von einem Buche über die Karäer, die jüdischen Sektirer in der Krimm; eine äthiopische, der zehnte Bogen von einem kleinen interessanten Werke über die äthiopische Sprache, welches gegen hundert stark werden und, der Hoffnung der gelehrten Welt nach, den Gegenstand endlich erschöpfen und zum Abschluß bringen sollte; eine spanische von der Ausgabe der modernen spanischen Klassiker, und — ja, weiter lag für den Augenblick keine da.

Drei waren auch gerade genug vor dem Frühstück, denn der Doktor hatte noch nicht gefrühstückt, dachte auch vorläufig noch nicht daran, zu frühstücken — wer kann an Frühstück denken, wenn man Hebräisch, Aethiopisch und Spanisch zu korrigiren hat?

So früh es war, der Doktor war doch schon für den Tag angekleidet. Die schmale schwarze Halsbinde war ordentlich umgelegt, das lange, glänzende, schwarze Haar war auf der linken Seite gescheitelt und schön glatt gekämmt. Der Doktor war ein reinlicher Gelehrter. Auch auf seinem Schreibpult, auf dem länglichen Tisch vor dem Sopha, auf diesem lag kein Staub. Auf den Büchern freilich, besonders wo sie bis an die Decke hinaufgingen, aber da gehörte er hin. Wo er nicht hin gehörte, lag keiner. Ob der Doktor so gut abwischte? Merkwürdiger Doktor, wenn er es gethan hätte! Hebräisch, Aethiopisch und Spanisch, Alles in einem Athem

vor dem Frühstück an einem kalten Januarmorgen korrigiren und Staub abwischen — das war nicht gut möglich — da mußte eine andere Hand im Spiele sein.

Diese andere Hand griff eben jetzt an die Thürklinke des äußeren Zimmers. Es hatte draußen scharf geschellt; der Doktor war aufgefahren und hatte sich schon drei bis vier Mal hastig nach der Thür umgesehen, da ging diese auf.

„Was ist's, Karoline?"

„Die arabische Correktur, Herr Doktor."

Karoline war lang und mager, sechsundzwanzig alt, sah wie sechsunddreißig aus, war aber eine Perle von einem Mädchen: sie unterschied die Correkturen nach den Alphabeten. Wenn der Doktor ausging und die fertigen Bogen zum Abholen zurechtlegte, so sagte er: „Karoline, das Hebräische ist für D., das Spanische für B., u. s. w. u. s. w." Nie machte Karoline einen Fehler, nie verursachte sie Verwirrung. D. bekam sein Hebräisch, B. sein Spanisch. Es war merkwürdig, am merkwürdigsten, daß sie Spanisch von Italienisch unterschied, Türkisch und Persisch nicht verwechselte. Wie sie's anfing, wußte der Doktor nicht; sie selbst konnte keine Rechenschaft darüber geben; sie hatte die Gabe, und der Doktor bewunderte sie deshalb und nannte sie „mein Mädchen," mit einem besondern, weichen Nachdruck auf das Mein.

„Mein Mädchen" also brachte arabische Correktur.

„Abhandlung von der morgenländischen Gesellschaft?"

„Ja, Herr Doktor. Morgen früh muß sie fertig sein."

„Um neun kann der Junge sie abholen."

„Gut, Herr Doktor.“

„Karoline!“

Sie war am Ofen, beschäftigt, geräuschlos Holz nachzulegen.

„Herr Doktor?“

„Wenn der Junge von B. kommt, das Spanische ist fertig.“

„Schön, Herr Doktor.“

Der Junge von B. ließ nicht lange auf sich warten. Karoline erwischte ihn noch, bevor er, ohne zu klopfen, zum Doktor hineinfahren wollte. Sonderbar, daß die Laufjungen aus den Druckereien das Anklopfen nicht lernen können! Sie scheinen zu glauben, daß für sie keine Thüren da sind.

Der Junge mit dem Spanischen war fort; es kam einer mit einer syrischen Correktur.

„Herr Doktor, hier ist der Junge von W. Sie sollen was Neues corrigiren.“

Der neue Junge hielt den Bogen hin, einige Blätter Manuskript und ein Zettelchen.

Wie auf einer Sprungfeder, so plötzlich hatte der kleine Doktor sich umgedreht und griff nach der Correktur. In solch' einem Bogen steckte für ihn eine unwiderstehliche Anziehung, in jedem krausen morgenländischen Schriftzeichen ein Magnet. Ueber diesen Bogen jedoch war er sehr ungnädig. „Was ist denn das?“ rief er. „Das ist ja schauderhaft gedruckt! Druckfehler über Druckfehler! Wie haben denn die da hereinkommen können?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Junge. „Hier ist das Manuskript.“

Dem Manuskript ging es nicht besser, als der Correktur. „Danach soll ich corrigiren," rief der Doktor, „das ist ja rein unmöglich! Da hätte ich ja zuerst das Manuskript zu corrigiren! Was ist das für ein Manuskript? Wie kann man mir ein solches Manuskript schicken?"

Der Junge antwortete: „Ich weiß nicht; hier ist ein Zettel — vielleicht steht's da d'rinnen."

In Eifer und in Schweiß zugleich gerathen, holte der Doktor zuerst sein Schnupftuch hervor, um sich die Stirn und dann die Brille abzuwischen. Darauf machte er sich über den Zettel her, den der Buchhändler ihm erklärend geschrieben hatte. „Sagt ich's nicht?" rief er. „Dies Manuskript ist gar keines, ist nur eine Abschrift. Das wirkliche Manuskript ist in London. Die Psalmen — syrisch," erklärte er Karolinen. Sie sah begreifend und verständnißvoll aus. Der Doktor fuhr fort: „Diese Abschrift ist schauderhaft. Wollte man danach corrigiren, würde man Fehler in den Text corrigiren. Das wäre ja dumm. Die Correktur übernehm' ich nicht."

„Mein Mädchen" sah billigend und antheilnehmend aus. Der Junge hatte den Mund halb offen und wartete noch. „Mein Mädchen" sagte ihm deutlich und nachdrücklich: „Der Herr Doktor will die Correktur nicht übernehmen."

„Ja, soll ich sie denn da wieder mit zurücknehmen?" fragte der Junge.

„Versteht sich! Ich will damit nichts zu thun haben," rief der Dorktor, der sich schon wieder seinem Pult zugewandt hatte.

„Aber der Herr W. hat doch gesagt —" beharrte der Junge.

„Aber ich will nicht; der Herr W. mag sie wo anders hinschicken — wohin er will; ich corrigire nicht nach einem fehlerhaften Manuskript, das wäre ja dumm."

Der Doktor fiel über die arabische Abhandlung der morgenländischen Gesellschaft her.

„Verstehen Sie denn nicht? Der Herr Doktor sagt, es wäre dumm, wenn er etwas schlecht corrigiren wollte," belehrte „mein Mädchen" den Jungen. Der Junge verstand nicht, aber „mein Mädchen" brachte ihn doch glücklich zur Thüre hinaus.

„Mein Mädchen" kam nicht wieder. „Mein Mädchen" erschien nur, wenn Correkturen gebracht oder geholt wurden, oder in Ausnahmefällen, wenn es Bericht über eine Besorgung zu erstatten gab, wenn der Doktor eine seiner kleinen Krankheiten hatte oder wenn er die Stunde vergaß und an einen Ausgang erinnert werden mußte. Aus persönlichem Antrieb, mit egoistischen Absichten behelligte „mein Mädchen" den Doktor nie. Sie hatte die seltenste Eigenschaft, welche beim dienenden, besonders beim weiblichen dienenden Personal zu finden ist: Respekt vor der geistigen Arbeit. „Mein Mädchen" begriff nicht nur die Correkturbogen, sondern auch das Manuskript, nämlich seine Unantastbarkeit und alle die Rücksichten der Behandlung, die es fordert. Nie fegte Karoline mit dem Aermel einen Stoß Papiere herunter, nie veranstaltete sie einen Zugwind, in welchem so und so viel Notizblättchen wie wildgewordene Schneeflocken in alle Ecken flatterten, nie stieß sie, wenn das

Tintenfaß eben frisch gefüllt worden war, mit dem Besen an das Schreibpult. Der Doktor hatte nie das verzweifelte Geschäft, welches einen Schriftsteller oder einen Gelehrten halb um den Verstand bringen kann: unnumerirte Blätter, die man in Ordnung liegen ließ und in chaotischem Durcheinander wieder findet, dem Inhalt nach wieder aufeinander legen zu müssen, wie sie folgen. Er traf weiter auf seinen Handschriften niemals einen anderen Tintenfleck, als den er selbst gemacht hatte. Kein Wunder, daß er Karoline „mein Mädchen" nannte und sie hochschätzte.

Sie kam jetzt wieder herein, gerade als der Doktor, der denn doch allmälig das Bedürfniß nach etwas anderer Nahrung, als bloßer Correktur zu empfinden begann, sich seinen schwarzen Kaffee kochte; denn sein Getränkkoch war er selbst, und recht geschickt machte er es. Bisweilen nur geschah es ihm, daß er neuen Spiritus eingoß und anzündete, nachdem der Kaffee bereits abgelaufen und die Maschine daher leer war; dann war sie in Gefahr zu springen, und der Doktor in Gefahr, ein Opfer der Explosion zu werden, aber das kümmerte ihn nicht. „Das war dumm," sagte er, wenn er es entdeckte, „aber dergleichen kann einem Jeden passiren," und damit trank er seinen Kaffee und dachte an irgend einen barbarischen Dialekt, worin nur ein einziges Buch gedruckt worden war, welches Buch er, der Doktor, denn doch nothwendiger Weise haben mußte.

Diesen Morgen war das Kaffeekochen nach allen Regeln vor sich gegangen, und der Doktor war eben im Begriff, sich die erste Tasse einzuschenken, als „mein Mädchen" ein Briefchen brachte.

Der Doktor nahm es hastig, beguckte es genau durch seine scharfe Brille, las die Adresse: Herrn Doktor Havlek, und sagte: „Das ist an mich.“

„Ja, Herr Doktor,“ bestätigte „mein Mädchen“.

„Und es ist ein Frauenbrief,“ sprach der Doktor bedenklich und sah „mein Mädchen“ an.

„Ein Bedienter hat ihn gebracht,“ sprach Karoline.

„Ein Bedienter? Und es ist ganz sicher ein Frauenbrief!“ Der Doktor wurde immer bedenklicher. Außer seiner Mutter und seiner Schwester hatte er keine weibliche Korrespondenten. Wer konnte ihm schreiben und noch dazu den Brief mit einem Bedienten zu schicken?

„Es war doch nicht der Bediente des Domherrn?“ frug er.

„Nein, Herr Doktor; er sagte, er käme von der Madame Taubert.“

Im Hause des Domherrn, der zugleich Professor war, und sich als Doktor Havlek's Lehrer stets als dessen großen Gönner gezeigt hatte, war der kleine Doktor bekannt genug, um allenfalls nicht darüber zu erschrecken, wenn die Frau des Domherrn ihm geschrieben hätte. Aber eine Madame Taubert, von welcher er eben jetzt zum ersten Male hörte!

„Ich kenne diese Madame Taubert ja gar nicht, Karoline.“

„Ich auch nicht, Herr Doktor.“

„Ja, was will sie denn da von mir?“

„Mein Mädchen“ schlug vor, ob der Herr Doktor den Brief nicht vielleicht lesen wolle.

„Wir werden es wohl müssen,“ meinte er, brach

das zierliche Siegel und las auf dem zierlichen Blatt die höfliche Bitte, sich am nächsten Tage zu der Stunde, die ihm am bequemsten sein würde, in die Salomostraße Nummer So und So bemühen zu wollen.

Die Salomostraße ist die schönste von den breiten stillen Straßen, welche in die Dresdener Straße münden. Es gibt kaum anmuthigere Stadthäuser, als die, welche in dieser Straße im Hintergrunde grüner, frischer Gärten liegen. Geht man Abends im Sommer daran vorüber, so macht man sich gegen die Besitzer oder Bewohner dieser Häuser unwillkürlich der Sünde des Neides schuldig. Der Brief der Madame Taubert kam also keineswegs aus einer verrufenen Gegend, im Gegentheil aus einer sehr respektablen, Leipziger aristokratischen. Dennoch traute der Doktor dem Briefe nicht und der Madame Taubert auch nicht. Wenn sie gleich in einer guten Straße wohnte, konnte sie doch wer weiß was für eine Person sein und Gott weiß was wollen. „Mein Mädchen" wurde sogleich mit dem Auftrag betraut, die bürgerliche Stellung dieser unbekannten Madame Taubert zu rekognoszieren, bevor der Doktor sich durch einen Besuch bei der Frau ihr gegenüber zu irgend etwas verpflichtete. „Man muß doch wissen, was es für eine Frau ist," sagte der Doktor. „Es gibt Frauen, die auf Männer aus sind. Warum könnte diese Madame Taubert nicht auch eine solche Frau sein?"

II.

Karoline lächelte, als sie die Thüre wieder schloß. Sie hatte über die Gefahr, in welcher der Doktor sich glaubte, ihre eigenen Gedanken. Sie schätzte ihren Herrn Doktor sehr: er war gelehrt, brav, gut gegen sie, gab ihr mehr Lohn, als sie von irgend welcher Familie bekommen haben würde, schenkte ihr zu Weihnachten, zu jeder Messe, oft, wenn sie viele Gänge zu thun hatte, auch noch besonders zu Schuhen. Karoline war ihm dankbar, anhänglich und schätzte ihn. Aber daß eine Frau irgend eine zweideutige Absicht auf ihn haben sollte — „lieber Himmel," dachte Karoline, „dazu ist er nicht. Er ist ja so unscheinlich." Nun, er war, wie schon gesagt worden ist, nicht gerade groß, der Dokter Havlek, und schmächtig und mager — wie sollt' er es denn auch nicht sein? Correkturen lesen nährt nicht, sondern zehrt, oder wenigstens nährt es nur den Beutel. An der Person zehrt es: Doktor Havlek sah abgezehrt von der Arbeit aus. Dabei hielt er sich gebückt, wie kurzsichtige Personen, die viel schreiben. Beim Gehen schob er vor sich hin, ohne sich weder rechts, noch links umzusehen: unverkennbar der Gelehrte. Sein Kopf war ausgearbeitet und dabei ungemein jugendlich, wozu wohl die reine helle Blässe des Gesichtes, so wie der Glanz der gesunden Zähne beitragen mochte. Die Augen waren rein hellblau, leider durch die Brille verdeckt. Die besonders weiße und glänzende

Stirn herrschte vor. Ueber ihr lag dicht das glänzende schwarze Haar an, welches gescheitelt hinter den Ohren herabfiel. Diese Physiognomie, die ganze Persönlichkeit konnte eine intelligente Frau interessiren; Karoline war indessen nicht bis zu diesem Punkte intelligent: für sie war der Herr Doktor gut, aber unscheinlich, und seine Befürchtung, Madame Taubert könne zweideutige Absichten auf seine kleine, gelehrte Person haben, belustigte sie daher nicht wenig.

Auch konnte sie ihn wirklich völlig darüber beruhigen, als sie von ihrem Rekognoszirungsausgang zurückkam. Madame Taubert war eine reiche und „feine" Frau, die Wittwe eines großen Kaufmanns, war viel gereist, erst seit einiger Zeit in Leipzig zurück, sah lauter „feine" Leute und hatte eine einzige Tochter. Es ließ sich gegen sie Nichts sagen, Karoline hatte sich genau erkundigt. Der Doktor war beruhigt, und stellte sich am nächsten Tage um drei Uhr Nachmittags in der Salomostraße ein.

Madame Taubert empfing ihn sogleich, und sehr artig. Es war eine Frau von einigen Vierzig, wohlerhalten, in einfacher, guter Toilette. Nicht mit einfachem Wesen; das hatte Fräulein Taubert. Sie war auf Reisen erzogen worden; Madame Taubert reiste erst seit dem Tode ihres Mannes, das heißt seit zehn Jahren. Jetzt wollte sie ein Jahr in ihrer Vaterstadt bleiben, dann sollte die Tochter sich mit einem jungen Kaufmann aus Moskau verheirathen, den sie in Paris kennen gelernt hatte. Vorher sollte sie Russisch lernen, „ganz wie eine Prinzessin die Sprache ihres neuen Landes," sagte sie lachend, als die Mutter sie dem Doktor vorgestellt und

ihn gebeten hatte, ihr Unterricht im Russischen zu geben.

„Man hat mir gesagt, Sie wären der beste russische Lehrer hier," setzte Madame Taubert hinzu.

„Ich glaub' es selbst, denn ich glaube, daß ich der einzige bin," antwortete er, auch lachend. Er fühlte sich bei Mutter und Tochter gleich wohl und zu Hause. Sie schienen nicht „dumm" zu sein.

Des Doktors ewige Klage über die Frauen lautete nämlich: „Sie sind so dumm — es ist schrecklich." Darum hatte er sich auch noch nie verliebt. Durch die Augen konnt' er es nicht; er war, selbst mit der Brille, so kurzsichtig, daß er nie so recht darüber in's Klare kommen konnte, ob ein Mädchen hübsch oder häßlich sei. Und durch die Ohren — dazu hätt' er von einer bestrickenden Stimme geistreiche Worte hören müssen. Die aber hörte er eben nicht. Er mußte entweder sehr viel verlangen, oder es bisher immer noch sehr unglücklich getroffen haben, denn, wie gesagt, sein Begriff von der allgemeinen weiblichen Dummheit war groß, so groß, daß er seit einiger Zeit sogar keine Schülerinnen mehr annehmen wollte, indem er meinte, er müsse sich mit ihnen mehr abärgern, als das Stundengeld werth sei. Bei Bertha Taubert entschloß er sich indessen sogleich, eine Ausnahme zu machen. Sie gefiel ihm, und die Mutter gefiel ihm, darum sagte er: „Sehr gerne."

Die Frage war nun: sollte er in die Salomostraße kommen, oder sollte Bertha die vier Treppen zu ihm hinansteigen? Das junge Mädchen hatte dazu nicht besonders große Lust, aber die Mutter entschied sich dafür,

weil es billiger war, und Madame Taubert trotz ihrer Reisen die vernünftige altsächsische Eigenschaft der Oekonomie beibehalten hatte.

Folglich sah von der nächsten Woche an Doktor Havlek jeden Montag und jeden Donnerstag um drei Uhr nach Tische eine angenehme Schülerin bei sich eintreten, die nicht „dumm" war, sondern ihr Russisch zu seiner Zufriedenheit und zu ihrer eigenen Freude lernte. Anfangs begleitete die Mutter sie, bald jedoch glaubte Madame Taubert den Doktor hinlänglich zu kennen, um ihm ihre Tochter unbedingt anvertrauen zu dürfen. Sie schenkte sich also die vier Treppen, und Bertha kam allein.

Das würde anderswo unendlich unpassend, ja geradezu unstatthaft sein. In Leipzig ist es möglich. Die jungen Damen sind vom frühen Morgen bis zum späten Abend so viel auf der Straße, gehen so oft ganz allein oder doch nur zu zweien, daß man sich unmöglich bei einer jeden fragen kann: „Wohin geht sie?" Es kann zur Großmutter, es kann zu einem Rendezvous sein. Niemand bekümmerte sich darum, daß Bertha allein zu dem dreißigjährigen Doktor ging, um russische Stunden bei ihm zu nehmen.

Auch sonst geschah kein Unglück. Bertha liebte ihren Bräutigam, der allerdings jünger, hübscher und vor Allem reicher war, als ihr Lehrer, und diesem aus bloßer Koketterie den Kopf zu verdrehen, dazu war sie zu gutmüthig und zu vernünftig. Seinerseits würde Doktor Havlek um keinen Preis das in ihn gesetzte Vertrauen haben mißbrauchen wollen. Bei ihm hatte die Wissen-

schaft nicht nur den Geist, sondern auch den Charakter durchdrungen. Wie er nur an Ernstes und Bedeutendes dachte, so blieb auch seinem Empfinden alles Kleinliche oder Niedrige fremd. Wäre Bertha auch nicht Braut gewesen, Edmund Havlek hätte doch in ihr immer das junge Mädchen geehrt, welches in seine Gewalt und in seinen Schutz zugleich gegeben war. Wie die Sachen standen, bedurfte er, um das zu thun, nicht einmal auch nur der leichtesten Selbstüberwindung. Es war in seiner Natur wenig von dem Werg, welches, dem Sprichwort nach, der Flamme nicht zu nahe kommen darf. Den jungen Sprachforscher machte besagte gefährliche Flamme höchstens gelegentlich etwas warm, in Brand zu setzen vermochte sie ihn nicht. „Bin zu zäh,“ sagte er, wenn er etwa darüber geneckt wurde. Es geschah selten, er hatte nicht viele scherzhafte Bekannte; aber geschah es je, so gab er die obige Erklärung ab und setzte hinzu: „Was sollt' ich denn auch damit? — mit dem Verliebtsein nämlich. Heirathen will ich nicht. Ich würde meine Frau beklagen. Es könnte mir begegnen, daß ich sie Tage lang ganz und gar vergäße — wahrhaftig. Wozu denn? Und sich verlieben, wo man nicht heirathen könnte, das machte ja unglücklich. Wozu sollte man sich denn unglücklich machen? Das wäre ja dumm. Ich habe keine Zeit dazu, wahrhaftig.“ So würde also, selbst wenn Bertha versucht hätte, zu kokettiren, ihre Mühe höchst wahrscheinlich umsonst gewesen sein; aber man muß es ihr zu ihrem Lobe nachsagen, daß sie sich eine solche Mühe gar nicht erst gab.

Dennoch empfanden Beide das Wohlwollen für ein=

ander, welches bei einem lebhaften geistigen Verkehr zwischen jungen Leuten verschiedenen Geschlechtes unvermeidlich entsteht. Bertha freute sich, wenn sie zu ihrem Lehrer ging; Edmund Havlek freute sich, wenn er seine Schülerin kommen sah. Sie erzählten einander, was sie betraf oder bekümmerte; Bertha hörte theilnehmend zu, wenn der Doktor sich jämmerlich beklagte, daß schon wieder ein dummer Mensch ihn vom Arbeiten abgehalten habe; Havlek identifizirte sich mit dem jungen Mädchen, wenn es nach Briefen vom Bräutigam oder nach diesem selbst verlangte und seufzte. Kam dann ein Brief aus Moskau, so kam er für den Lehrer so gut, wie für die Schülerin. Oft enthielt er auch wirklich etwas für den Doktor: einen Gruß, einen Dank von dem jungen Kaufmann an den Lehrer der Braut, oder eine bibliographische Auskunft, um welche Bertha im Namen des Doktors den Bräutigam ersucht hatte. Ja, zwei oder drei Mal hatten die Briefe sogar gedruckte Beilagen gehabt, die nicht an und für sich, wohl aber für den Doktor von großem Werth gewesen waren.

So war denn das regelmäßige Kommen Bertha's für Doktor Havlek zu einem Bedürfniß und einer Gewohnheit geworden; nur höchst ungern dachte er an den Herbst, den Zeitpunkt, wo die Stunden durch Bertha's Abreise aufhören sollten, und als am ersten Donnerstag im Mai die junge Dame nicht kam, ließ der Doktor ihr am nächsten Montag kaum die Zeit, die Thüre zuzumachen, bevor er mit Fragen in sie drang, warum sie ausgeblieben sei. „Waren Sie krank? Ich war ordentlich besorgt. Wär' ich nicht am Freitag auch unwohl

geworden und es bis heute geblieben, ich wäre gekommen, mich zu erkundigen. Oder war Ihnen das Wetter zu schlecht? Es war abscheulich — es ist schrecklich, was für einen Mai wir haben."

Während er so fragte, hatte er ihr geholfen, sich aus Mantel und Winterhut herauszuschälen; denn ein Sommer- oder selbst ein Frühjahrshut konnte eben noch nicht getragen werden.

Bertha sah trotz des schlimmen Mais frisch und munter aus wie immer, und antwortete auch: „Ich bin nicht krank gewesen, und das Wetter hat mich ebenfalls nicht abgehalten — ich hätte ja fahren können. Aber meine Cousine ist angekommen, und da habe ich mehrere Tage keinen Augenblick für mich gehabt."

„Ih, so, Ihre Cousine? Na, sehen Sie 'mal, das hab' ich ja gar nicht gewußt, daß Sie eine Cousine haben."

„Warum sollt' ich keine Cousine haben?" fragte Bertha lachend.

„Gewiß, warum nicht? Und wohnt die Cousine bei Ihnen?"

„Nein, und darüber bin ich, unter uns gesagt, recht froh; wäre sie im Hause, so wäre gar keine Ruhe mehr; sie ist ein gar zu unstätes Geschöpf. Es ist die Verwunderung der ganzen Familie, daß sie einen vollen Monat hier bleiben will. Hätte sie nicht noch eine Auseinandersetzung mit ihrer Schwägerin wegen der Erbschaft ihres Mannes, so würde sie es auch gewiß nicht thun."

„Ah so, sie ist Wittwe?"

„Ja, von meinem verstorbenen Cousin von Vaters Seite; darum heißt sie auch Taubert. Mit ihrem Familiennamen heißt sie Liebeskind, von Liebeskind aus der Spandauer Gegend. Ihr Vater war Gutsbesitzer; ihre Mutter ist eine Russin und wiederum eine Art Tante von meinem Verlobten. Dadurch haben wir ihn in Paris kennen gelernt, als Cressy bei uns war."

„Cressy?" wiederholte Edmund Havlek. „Was ist denn das für ein Name? Den hab' ich noch nie gehört."

„Das glaub' ich," erwiederte Bertha, „denn ich habe ihn aus Crescentia fabrizirt. Denken Sie sich, meine arme Cousine heißt Crescentia. Wie soll denn ein vernünftiger Mensch eine junge Frau so rufen? Da hab' ich sie, als sie heirathete, umgetauft, und seitdem heißt sie allgemein Cressy."

„Cressy!" wiederholte der Doktor nochmals halb gedankenlos. „Und sie ist noch jung?"

„Blos sechs Jahre älter, als ich; war vier verheirathet und ist jetzt schon zwei Jahre Wittwe. Es ist recht traurig."

„Ja wohl, ja wohl. Aber wollen wir jetzt nicht anfangen?"

Bertha rückte sich lerneifrig zurecht, und die Stunde begann.

III.

Cressy oder Crescentia Taubert wohnte am Johannisplatz in der „Stadt Dresden,“ in Nummer zehn und elf, einem hübschen Schlafzimmer und einem dunkelblauen Salon mit goldbrokatnen Möbeln. Auf diese hatte Cressy sogleich alle ihre Plaids ausgebreitet, und wo die nicht hinreichten, ein paar Shawls dazu genommen. „Wer soll denn auf solchem knisternden Zeuge liegen?“ fragte sie. „Ich bin nicht für die neu altdeutsche Schule, ich mag keinen Goldgrund. Und dann will ich weich liegen.“

Cressy lag nämlich viel, den Morgen über im Bett, den Nachmittag über auf dem Sopha. Nicht, weil sie kränklich oder müde war, sondern aus reiner lieber Faulheit. Sie wußte nicht, was sie anfangen sollte, weder mit der Zeit, noch mit sich selbst. An ihr war eine Kreolin verdorben, nämlich eine jener Kreolinnen, welche in den Romanen sich ewig in Hängematten wiegen, ewig gefächelt werden und dabei mit ihren schmachtenden schwarzen Augen jeden Mann, welcher der Hängematte zu nahe kommt, um sein armes bischen Verstand bringen. „Das möchte ich Alles sehr gern,“ sagte Cressy, „wenn ich eine Hängematte hätte, wenn ich das Fächern leiden könnte, wenn ich schwarze Augen hätte, und wenn die Männer Verstand hätten, um den man sie bringen könnte. Aber sie haben keinen, ich habe wasserblaue

Augen, mit denen sich ein für alle Mal Nichts anfangen läßt, und so muß man's denn eben sein lassen, muß als arme Wittwe auf dem Sopha liegen und sich schrecklich langweilen. Wenn man doch in Indien wäre, da könnte man sich nachträglich verbrennen. Aber hier darf man nicht einmal das thun — die Polizei erlaubt es nicht — ich bin dessen ganz sicher. Es bleibt einem Nichts übrig, als sich zu langweilen."

„Ich sehe nicht ein, warum Dir nur dieses Letzte übrig bleibt," sprach Bertha, an welche diese Herzensergießung gerichtet war. „Wenn Du nur etwas thun wolltest, Du würdest hundert Dinge finden. Wir wollen ja auch gern Alles thun, um Dich zu unterhalten, wenn Du nur zu unterhalten wärest. Aber Du bist's nicht."

„Nein, ich bin's nicht," antwortete Cressy kläglich und legte ihren rechten Arm, der schimmernd aus dem weiten Aermel ihres dunkelbraunen Kleides hervorkam, mit indolenter Grazie über ihren blonden Kopf.

Cressy war eine Blondine und sah sehr russisch aus. Das Haar war nicht golden, sondern aschfarben, mit einem matten Glanz, der darin verborgen lag und sich nur offenbarte, wenn man mit Kamm oder Finger die wunderbare Fülle des weichen Haares theilte. Die Augen à fleur de tête, nicht wasserblau, sondern wolkenblau, sahen mit einer gewissen düstern Scheu und zugleich unschuldig unter den fein und hoch gezogenen Brauen hervor, fast wie die eines Kindes, welches gern kommen und ein Händchen geben möchte, und sich doch fürchtet, es zu thun. Das weiche Gesicht, eines von denen, die später unter weißem Haare weiblich lieblich erscheinen,

war von einer zarten frischen Blässe, die bei jeder innern Bewegung von einem leisen rothen Hauch überflogen wurde, eigentlich blos von einem Gedanken von Röthe. Sehr selten nur wurde Cressy wirklich roth, dazu mußte sie entrüstet oder gerührt, oder durch etwas Schönes entzückt sein. Ihr Mund war immer roth, und so voll und so rund und so klein. Die Engländer haben eine Bezeichnung für solche Lippen: pouting. Unter diesen dunklen, schwellenden Lippen kam bei Gelegenheit des Sprechens eine Lücke in den kleinen weißen Zähnen zum Vorschein: Cressy hatte sich den einen Oberzahn links einmal an einem Pfirsichkern ausgebissen. „Warum sollte ich nicht?“ sagte Cressy, und: „Warum sollte ich?“ antwortete sie, wenn man sie frug, weshalb sie sich keinen Zahn einsetzen lasse? „Ich habe doch auch das Recht, eine Zahnlücke zu haben?“ Weiter war sie sehr eitel auf einzelne weiße Haare, welche sich in ihren aschblonden Flechten vorfanden. Es ist wahr, sie ließ sie ausziehen, aber sie hob sie auf, wickelte sie um Rosapapier und in Silberpapier, und sagte pathetisch: „In vier Jahren bin ich dreißig und weiß. Dann hat das Leben für mich aufgehört, dann thu' ich Nichts mehr, sondern ruhe mich in Melancholie aus, bis ich sterbe.“ Ihre Verwandten, d. h. die Verwandten, welche sie von ihrem Manne geerbt, fragten sich dann unter einander, was Cressy denn mit dreißig Jahren weniger zu thun gedenke, als jetzt? „Weniger als Nichts könne man doch nicht thun,“ meinten sie.

Die angeerbten Verwandten und Cressy stimmten nicht so recht. Natürlich: Cressy machte immer Alles, wie

sie wollte, und das war immer anders, als die Familie Taubert wollte. Am besten richtete sie sich noch mit Bertha's Mutter, der angeheiratheten Tante ihres verstorbenen Mannes, ein. „Sie ist nicht ganz und gar eine Taubert," sagte Cressy; „es ist wenigstens etwas allgemein Menschliches an ihr." Bei ihr zu wohnen, was Madame Taubert ihr herzlich, wenn auch vielleicht nicht ganz aufrichtig angeboten hatte, das hätte Cressy um keinen Preis angenommen. Sie schrieb darüber an ihre Pensionsschwester, an ihr anderes Ich, an ihre Freundin Louise in Weimar: „Du siehst es doch, Lu, das ging nicht. Immer um acht aufstehen und um neun frühstücken — nein. Ich frühstücke jetzt um sieben, aber im Bette. Wenn ich um acht aufstehen sollte, ich wüßte wahrlich nicht, wohin mit dem Tage — er ist jetzt ohnedies gerade so lang. Und in Leipzig noch dazu! Oh me! wie bin ich doch nach Leipzig gerathen und unter Leipziger! Es ist mir schon recht, warum hab' ich meinen armen unseligen Mann geheirathet! Der arme Mann, der sich einbildete, man könne ihn lieben, und sich einbildete, ich thät' es! Recht schlecht ist's doch, wenn man um des Geldes willen heirathet. Man trägt seinen gerechten Lohn davon; man fühlt sich für sein ganzes übriges Leben erniedrigt und so gewissermaßen gemein geworden, gerade wie ich. Glaubst Du's, daß ich mich noch oft vor dem armen Todten schäme, der in der Nachbarschaft meines Hôtels auf dem Johanniskirchhof liegt, und vor den Seinigen auch? Ich hab' ihnen doch immer die Erbschaft weggenommen — es ist nicht anders. Es ist wahr, sie brauchen es weniger, als ich, denn was

sollte ich ohne Geld anfangen, und wie hätte ich sonst zu Geld kommen sollen, wenn ich nicht einen reichen Mann geheirathet hätte? Weiter ist's auch wahr: ich habe ihn treu gepflegt, vielleicht aus Scham und Gewissensunruhe treuer, als ich's vermocht hätte, wäre ich ihm gegenüber sicher und vorwurfslos gewesen. Darum denk' ich auch, er wird mir verziehen haben, und nicht etwa einmal Nachts vor mein Bett kommen, um mich anzuknurren, wie er so oft im Leben that. Ach, das wäre mein Tod, Lu, das kann ich Dir versichern. Recht seltsam ist es: als ich mit der Leiche zu Schiffe war, da habe ich mich nicht vor ihr gefürchtet, auch nicht, als ich vor einem Jahr hier war und doch auch in „Stadt Dresden" wohnte, nicht gedacht, der Todte könnte vom Kirchhof über den Platz zu mir kommen, und jetzt will mir's nicht aus dem Kopfe. Ich kann mir's vor dem Einschlafen so deutlich vorstellen: wenn es zwölf schlägt von dem spitzen Thurm, wie da die Thore des Kirchhofs tief im Grunde des Platzes sich öffnen und über diesen, der ganz hell im Mondlicht liegt, schreitet's lang, weiß, eingehüllt, frierend in der Nachtluft der Obererde heran, die Thüren des Hôtels gehen auch geräuschlos auf, dann, nach der gehörigen Zeit, die selbst ein Gespenst zum Ersteigen einer mäßigen Treppe braucht, die meines Schlafzimmers, und: „Cressy! Cressy! hörst du mich nicht? Ich rufe schon so lange nach dir — warum kommst du nicht?" — Ach, Lu, wenn man eine solche Todtenstimme in seinen Ohren hat, da wird man sein Lebtag nicht wieder froh. Und nun wird keine anständige Leiche aus ganz Leipzig begraben, die nicht mit

Prunk und Blumenstaat über unsern Platz zöge; denn auch der neue Kirchhof liegt nach Stötteritz zu. Da wird man denn unaufhörlich erinnert, und gewiß zög' ich aus, wenn ich nicht einen dunkelblauen Salon hätte. Aber Du weißt, dunkelblau kleidet mich sehr, und man muß doch etwas für sich thun, so lange man noch am Leben ist. Nicht, daß mich viel Leute zu sehen bekämen, ach nein, ich lebe eremitisch. Zur Table d'hôte gehe ich nicht; ich versucht' es drei Tage lang, und die Abonnenten grüßten mich nie — ich kann doch als Frau allein nicht mit Männern essen, die mich nicht grüßen! So nehm' ich denn mein Dîner einsam zu mir, oft mit Thränen. Fast ist es schon ein Beschluß, mir in dem ersten zoologischen Garten, in den ich komme, einen hübschen kleinen Affen zu kaufen, damit ich doch nicht gar so allein sei. Du begreifst, daß ich, wenn meine sogenannte Familie zu mir kommt, doppelt allein bin. Nur mit Tante Paule gibt's manchmal eine nicht ganz und gar schlimme Stunde. Selbst hier und da eine erträgliche. Tante Paule ist als Frau von Welt von ihren vielen Reisen zurückgekommen. Sie begreift, was Toilette ist; sie hat gelernt, eine Hand reichen, einen Fremden so empfangen, daß er nicht gleich Lust hat, schon auf der Thürschwelle wieder umzudrehen. Aber im Allgemeinen — oh me! sage mir, hast Du schon im kleinsten Städtchen gesehen, daß man zu einem Gartenfest an einem hellen, heißen Sommertage um zwei Uhr nach Tische mit künstlichen Blumenkränzen und Winterballkleidern fährt? Das habe ich hier gesehen; ich kann Dir mein Ehrenwort darauf geben. In so und so

viel Droschken, so und so viel Fräuleins, die alle nach dem Kuhthurm fuhren. Mochten es immerhin nur Töchter von Professionisten sein, in Frankreich und Belgien thut das die „Demoiselle“ vom kleinsten Handwerker nicht. Ich entsinne mich, wie wir ein Mal in Dinant einer Ducasse beiwohnten — es war auf einer Wiese jenseits der Meuse, im Grunde ein Eisenhammer, links La Roche Bayard, ganz prächtig — ach, und mein seliger Mann so verdrießlich! — nun, bei diesem Fest tanzten die jungen Damen aus den ersten Familien der Stadt, alle in einfachen Sommerkleidern, die Hüte abgenommen, in bloßem Haar — das sah so gut aus, sie wußten doch, was Styl ist. Und Dinant ist ein ganz klein Ding von Ort; geht ein Brüsseler hin, so sagt er: „ich gehe auf's Land.“ Leipzig hat zwei Messen schon wer weiß wie lange; es sollte doch nicht so provinziell sein. Aber die Leipzigerinnen machen es so: sie betrachten die Fremden im Frühjahr und im Herbst wie periodische Ueberrieselungen, denen sie Platz machen. Haben sie sich wieder verlaufen, so nehmen die Leipzigerinnen ihren gewohnten Boden wieder in Besitz und leben in ihrer gewohnten Weise weiter, d. h. provinziell, provinziell und zum dritten Male provinziell. Man hat mir versichert — ich kann es allerdings nicht verbürgen, denn ich komme natürlich an solche Orte nicht, daß in gewissen, sonst recht anständigen öffentlichen Lokalen, wie der Wintergarten oder ähnliche, die Frauen von Beamten und dergleichen den ganzen Abend mit dem Strickzeug bei einem Glase Bier sitzen. Die Männer rauchen, die Frauen stricken, und so sitzt man denn bis um zehn oder elf. Nun frage ich, wozu geht

man denn da aus? Stricken, rauchen und Bier trinken kann man doch zu Hause. Ebenso lohnt es sich doch der Mühe, wenigstens etwas Toilette zu machen, wenn man in's Theater geht. Aber hier — lieber Himmel, mich wundert es nur, daß sie nicht in den Morgenkleidern kommen. In Konzerten soll es vorkommen, daß sie Kuchen essen, den sie im Papier bei sich haben. Es ist wirklich zu arg. Besonders werfe ich den Leipzigerinnen das Alles so scharf vor, weil sie elegant sein könnten; sie sind meistens groß und höchst schlank und biegsam von Wuchs. Und ewig sieht man sie in Bewegung; ich glaube, sie setzen sich niemals nieder. Das kann, vorzüglich wenn man still sitzen und Grillen fangen muß, förmlich exasperiren, wenigstens exasperirt es

Deine arme Cressy."

IV.

Man sieht, daß Cressy, wenn sie gerade dazu kam, schon etwas thun, wenigstens lange Briefe schreiben und sich ärgern konnte. Dieses Letztere war freilich unnütz, besonders über Dinge, die sie durchaus nichts angingen und auch an und für sich ganz unwesentlich waren. Denn ob die Leipzigerinnen nun zu Hause bei einem Töpfchen Bier strickten, oder es im Wintergarten thaten, war doch herzlich gleichgültig sowohl für Cressy, wie für das Allgemeine, eben so, ob sie an Sommernachmittagen

mit künstlichen Blumen nach dem Kuhthurm fuhren, oder für's Theater keine Toilette machten. Aber Cressy's thörigtes Aergern war darum doch zu erklären und auch zu entschuldigen. Sie hatte eine ursprüngliche Energie zum Empfinden so gut wie zum Handeln, die hatte sie nie anwenden können. Daher lag ihr diese unnütze, unruhige Kraft auf den Nerven und verstimmte ihr diese. Und eine Frau mit verstimmten Nerven wird eben, wie Cressy geworden war.

Sie saß, nachdem sie den Brief an Lu fortgesandt hatte, ganz trostlos da. Aus einer augenblicklichen Thätigkeit sank sie in ihre gewohnte nutz- und zwecklose Trägheit zurück, und fühlte sich darinnen „so wohl, wie etwa ein Frosch sich auf dem Grunde eines ausgedörrten Sumpfes fühlen mag," sagte sie mit einem großen Jammer in ihrer slavisch markigen Stimme und in ihrem russisch runden Gesichtchen. Sie saß in dem mit einem grauen Shawl bedeckten einzigen Lehnstuhl des Salons, die Hände auf die Knie gefallen, die blauen Augen erstorben auf den Platz hinausstarrend. Ueber diesem war den ganzen Vormittag ein Aprilhimmel mit Regen und Sonnenlicht gewesen, jetzt überschatteten ihn kalte, graue Wolken, und die Luft war hart und kühl. Und doch war es der achtzehnte Mai und der Pfingstsonnabend. Ein Glück noch, daß es Maien gab. Sie waren seit den frühesten Morgenstunden theils klein in Körbchen und im Arm, theils groß auf der Schulter vorübergetragen worden, um am nächsten Tage die äußern und innern Thüren der Häuser, so wie die Gallerieen der Omnibusse zu schmücken. Eben jetzt trug ein

junger Mensch nicht weniger als zwei der größten und schönsten nach der Hospitalgasse zu; da er aus dem jetzigen Grimma'schen Steinweg kam, konnte man annehmen, er habe sie auf dem Maienmarkt an der Thomaskirche erstanden. Ihm entgegen rasselte ein Postwagen, dessen zeisiggelber Postillon „Seht Ihr drei Rosse vor dem Wagen?" in den falschesten Tönen blies, und zugleich kam aus der Querstraße der Leichenzug eines Kommunalgardisten hervor. An der Sargdecke glänzten in Silberbuchstaben die Worte: „Auf Erden Mühe," Blumen waren die Seiten hinauf gehäuft, obenauf lag unter Kränzen die Gardistenmütze. So bot der Platz mit seinem gewöhnlichen Kontingent von Droschken, Dienstmädchen, Laufjungen und Leipziger Damen ein getreues Stadt- und Erdenbild, auf welches aus dem ersten Stock des großen neuen Hauses, das Prager's Biertunnel enthält, und die eine Ecke der damaligen Kirchgasse bildete, vom Balkon zwischen Blumen ein weißer, sorgfältig geschorener Pudel philosophisch betrachtend herabblickte.

Cressy war weniger zur philosophischen Beschaulichkeit gestimmt, als der Pudel. Die grauen Wolken lagen für sie auf der ganzen Welt; die harte Luft that ihr weh. Das Leben schien ihr leer, wie der Nachmittag. Sie fing an, den rothen vollen Mund kläglich zu verziehen und endete mit stillem Kinderweinen.

Bertha, die heiter und vernünftig hereinkam, erschrak beinahe, als sie Cressy so sah. Sie war zwar an dergleichen Stimmungen bei der Cousine gewöhnt, aber es konnte Cressy doch einmal wirklich etwas begegnet sein. Sie befragte Cressy ängstlich.

„Es ist so kalt," schluchzte Cressy, „und — und — es sieht Alles so grau aus, und — sie haben wieder Einen begraben, und — und ich langweile mich so."

Bertha schüttelte ein wenig den Kopf. Cressy blieb doch Cressy. Immer ohne irgend welche Ursache in irgend einer bodenlosen Verzweiflung. „Wenn der liebe Gott sie nur nicht noch einmal straft, indem er sie wirklich unglücklich werden läßt," dachte Bertha, die eine gesunde Frömmigkeit mit den gehörigen Dankgefühlen besaß. Daß die vier Ehejahre Cressy's bei dem brustkranken Manne wahre Fegefeuerjahre gewesen waren, das hatte die Familie des verstorbenen Taubert natürlich nie eingesehen. Bertha besonders konnte von der langen Nachwirkung solcher Jahre auf das Gemüth nichts wissen, sie hielt Cressy ehrlich für undankbar gegen Gott und „alle Schuld rächt sich auf Erden," stand in Goethe's Meister. Indessen moralisiren half bei Cressy nichts, man mußte sie zu zerstreuen suchen, gerade wie ein Kind. So fragte Bertha denn: „Willst Du ein Mal mit zu Doktor Havlek kommen? Vielleicht amüsirst Du Dich in seiner Bibliothek. Es ist wenigstens etwas Neues."

„Ja," sagte Cressy und sah gleich etwas belebter aus, „Bibliotheken hab' ich immer sehr gern gehabt, obgleich ich die Lektüre im Allgemeinen nicht liebe. Ich glaube, was uns Frauen gegeben wird, das ist mir immer zu frivol; mein Geist bedarf ernsterer Gegenstände, um interessirt zu werden." Cressy sagte das mit prächtiger Ernsthaftigkeit, als hätte sie die Bedürfnisse ihres Geistes tiefsinnig studirt. Zugleich wischte sie sich

mit den umgedrehten Händen die dicken Thränen von den bleichen runden Wangen, und bat Bertha dann, das Kammermädchen zu rufen. Selbst ihre Stimme erheben oder gar bis an die Thüre ihres Schlafzimmers gehen — Cressy hätte sich dergleichen zumuthen sollen, wenn eine Cousine da war, die es für sie thun konnte? Bertha lächelte, rief, Sophie kam, und Cressy „komponirte“ ihren Ausgehanzug. Beinahe hätte man sagen mögen: sie schuf ihn, mit so viel Ueberlegung und Wichtigkeit wählte sie Alles, was sie tragen wollte. Umsonst mahnte Bertha, der Doktor werde warten; umsonst versicherte sie Cressy, daß kein Mann je weniger auf den Putz einer Frau gesehen habe, als Doktor Havlek: Cressy ließ sich nicht antreiben, machte sich ungestört schön für den Besuch von Edmund Havlek's Bibliothek, vier Treppen hoch, und gelangte auch wirklich zu einem allerliebsten Ergebniß, welches ganz aus lila und weißen knisternden, schimmernden Seidenstoffen und Bändern mit einem Halbschleier von schwarzen mechelner Spitzen und einigen Zweigen weißer Erika bestand, deren Perlenblüten für das weiche, aschblonde Haar wie gewachsen schienen.

„Hübsch siehst Du aus, aber lange hat's gedauert,“ bemerkte Bertha, als sie mit Cressy endlich im Korridor unterwegs war.

„Sage doch lieber: lange hat's gedauert, aber hübsch siehst Du aus, das klingt gleich verbindlicher, obgleich die Worte dieselben sind,“ meinte Cressy. Plötzlich blieb sie zu Bertha's aufrichtigem Entsetzen zwei Schritte vor der Treppe stehen und fragte: „Wie kommt's denn, daß

wir heute zu dem Doktor Havlek gehen — es ist ja Sonnabend?"

„Ich dachte im Ernst, Du hättest noch etwas vergessen," sagte Bertha beruhigt. „Komm' nur, Havlek erwartet mich; er hatte Donnerstag nicht Zeit."

„Was hatte er denn zu thun?" inquirirte Cressy, indem sie die Treppe hinunter trippelte.

„Er hat immer die Hände und den Kopf voll, der arme Mann," antwortete Bertha; „speziell am Donnerstag mußte er für das Stadtgericht ein Dokument, welches nach Rio Janeiro sollte, in's Portugiesische übersetzen."

„Was Du sagst! Er versteht auch Portugiesisch?"

„Er versteht sämmtliche europäische Sprachen und ich glaube von den außereuropäischen gewiß die Hälfte."

„Also ganz wie der Papst — wie hieß er doch?"

„Kardinal Mezzofanti willst Du sagen? Nein, ich glaube, Havlek kennt die Sprachen mehr in der Art von Wilhelm von Humboldt."

„War Wilhelm von Humboldt auch Kardinal?" fragte Cressy naiv und ernsthaft.

Bertha lachte herzlich. „Nein, er war Protestant, Gesandter und hatte Frau und Kinder. Aber wir werden fahren müssen, Cressy, der arme Doktor muß sonst gar zu lange auf mich warten."

„Ja, wenn die Droschken nur nicht gar zu schmutzig wären; mein Kleid ist ganz frisch, ich hab' es erst zum zweiten Male an."

„Nun, eine wirst Du doch finden. Hier stehen nicht weniger, als vier; wähle Dir die, welche Dir am meisten zusagt."

Cressy that das mit der gehörigen Sorgsamkeit, und die Cousinen kamen endlich auf den Weg und zehn Minuten später vor dem kleinen Gartenthor an, durch welches man zu dem Hause gelangte, wo Edmund Havlek sich und seine Bibliothek untergebracht hatte.

Cressy, die sonst sich so träge bewegte, stieg wie ein Reh die vier Treppen hinauf. Sie sollte etwas Neues sehen, eine Bibliothek von neuntausend Bänden, die fast ganz aus sprachlichen Werken bestand.

„Wirklich neuntausend Bände, Herr Doktor?“ fragte sie mit einem reizenden Ausdruck von Erstaunen, fast von Ehrfurcht in ihren großen blauen Augen, während sie im ersten Zimmer, wo es absolut nichts als Bücher gab, die Wände musterte.

„Sogar mehr, als neuntausend,“ antwortete Edmund Havlek, „doch will ich nicht sagen wie viel mehr, denn ich weiß es nicht ganz genau. Der neuntausend aber bin ich sicher.“

„Und alle von Ihnen selbst gesammelt?“

„Alle.“

„Das ist etwas,“ sprach Cressy ernstlich.

„Wenn Sie sich so lange gedulden wollen, bis ich Ihrer Fräulein Cousine ihre Stunde gegeben habe, so könnte ich Ihnen dann vielleicht Einiges zeigen, was Sie interessiren dürfte,“ äußerte Doktor Havlek erfreut und geschmeichelt. „Wollen Sie sich einstweilen diese ganz neuen Bücher ansehen, die mir zum Rezensiren geschickt worden sind? Sie sehen, es ist ein ziemlicher Stoß.“

„Ach, das ganz Neue interessirt mich gar nicht,“

entgegnete Cressy mit einer unendlich vornehmen Miene. „Ich möchte lieber etwas recht Altes sehen. Bertha, mußt Du denn durchaus Deine Stunde nehmen?“

„Nein, nein, wir wollen sie heute sein lassen,“ sprach Bertha gutmüthig. „Zeigen Sie uns einige von Ihren Seltenheiten, Herr Doktor. Ich habe immer davon gehört und sie noch nie gesehen, und dann — Cressy muß amüsirt und nicht noch mehr gelangweilt werden, als sie es schon ist. Nicht wahr, Cressy?“

„Ja,“ antwortete Cressy wie ein Kind.

„Nun, wenn Fräulein Bertha will, ich für mich stehe vollkommen zu Ihrem Befehl,“ sprach Edmund eifrig. „Sagen Sie mir nur, was Sie hauptsächlich zu sehen wünschen.“

„Etwas recht Schönes,“ versetzte Cressy; „etwas“ sie holte gleichsam feierlich Athem, und ihre Augen wurden noch größer — „etwas recht Außereuropäisches.“

„Ist Ihnen Afrikanisch außereuropäisch genug?“ fragte Edmund lächelnd.

Cressy bejahte.

„Nun, da haben Sie gleich etwas. Deutsch-Neger-englisches Wörterbuch von H. R. Wullschläger, und Des Colonies françaises par V. Schölcher — das ist Neger-französisch.“

Cressy sah enttäuscht aus. „Das Wörterbuch ist ja in Löbau gedruckt und das andere in Paris, das ist ja nichts Afrikanisches,“ sagte sie mißvergnügt.

„Es sind doch immer die Idiome der afrikanischen Rasse. Indessen, wenn Sie durchaus etwas ganz Afrikanisches haben wollen — da.“ Und er brachte ihr einen unscheinbaren, nicht gar starken Band.

„Was ist das?“ frug sie und buchstabirte: „Molekoli oa Bechuana, 1856—7. Thaba nochu,“ Worte, aus denen sie natürlich nicht klug wurde.

„Das ist eine religiöse Zeitschrift in der Sprache der Bechuanen-Kaffern, von der Wesleyan Mission herausgegeben.“

„Die Wesleyan Mission?“ fragte Bertha.

„Ja, eine Methodistensekte. Der Jahrgang ist vollständig und der einzige, der erschienen ist.“

„Und afrikanisch?“ fragte Cressy, der es hauptsächlich darauf ankam.

„So afrikanisch wie möglich, an Ort und Stelle verfaßt und gedruckt. Dies hier ist freilich auch an Ort und Stelle verfaßt, nämlich auf der Sklavenküste in Westafrika,“ setzte er hinzu und reichte ihr Schlegel's „Schlüssel zur Ewe-Sprache;“ „aber da es in Bremen gedruckt ist, so werden Sie es nicht mögen.“

Cressy nahm das Buch mißtrauisch, indessen bald unterhielt sie das Vorwort, wenigstens Einiges daraus. Der Mawu, der große Erdschöpfer, der zu vornehm ist, sich um seine Schöpfung im Einzelnen zu bekümmern und daher untergöttliche Minister hat; die Opfersühner, denen Aufträge an Mawu mitgegeben werden; die eisernen Armringe, an denen der Gott des Blitzes seine besondern Verehrer erkennen soll, die er ja nicht treffen darf, u. s. w. „Drollig!“ sagte Cressy, „ich hätte gar nicht gedacht, daß afrikanische Bücher so amüsant wären. Wie ist denn die Sprache?“

„Recht gut, oft sinnreich. Da sehen Sie z. B. gleich détschi, von dé, Zunge, und tschi, Wasser, wörtlich also Zungenwasser für Suppe.“

„Ach, das ist hübsch, das paßt auf die Hôtelsuppen!" rief Cressy. „Doch habe ich Unrecht, so zu sprechen," setzte sie reuig hinzu, „wir haben meistens recht gute Suppe."

„Es ist wohl überhaupt gut im Hôtel?"

„Ja, sehr, nur das Einzige ist schlimm, daß man als einzelne Frau nicht Table d'hôte essen kann, weil einen Niemand grüßt."

„Können Sie denn nicht ungegrüßt essen?" frug Doktor Havlek.

Sie schüttelte melancholisch den Kopf. Bertha sagte: „Nein, Cressy hält auf's Gegrüßtwerden."

„Ich bin's gewohnt," entschuldigte Cressy sich.

„Wo denn?"

„In Frankreich."

„Ja, die Franzosen grüßen mehr," bestätigte Bertha; dann frug sie: „Haben Sie nun noch etwas Afrikanisches für Cressy?"

„Nein, aber Hinterasiatisches. Hier, Diktionnaire in den Dialekten der Philippinen: Bisaya, Hiligueina, Xaraya, Tagala, Pampanga, Yloana —"

„Hu!" rief Bertha.

„'S ist alle," sagte der Doktor. „Wie gefällt's Ihnen?" frug er Cressy.

„Es ist sehr schön," antwortete sie mit Ueberzeugung.

„Cressy ist förmlich andächtig," bemerkte Bertha.

„Ich habe noch nie so etwas gehört," antwortete Cressy unschuldig.

„Sehen Sie," sprach der Doktor, der wieder Neues herbeischleppte, „dieses Büchelchen ist in Kirchenslavisch

im Höhlenkloster zu Kiew gedruckt. Dies ist die erste spanische Grammatik, die erschienen ist, 1492, in Salamanca, von Antonio de Lebrixa. Hier sind die Stationen des Kreuzweges im Dialekt von Gördeina, hier ist der erste Druck aus Grönland, und — aber das ist kostbar — vollständig im Manuskript, ein grönländisch-deutsches Wörterbuch von dem Herrnhutermissionär Morhard. Und dann meine czechische Bibel, mein Prachtstück, vom Jahre 1613, in Kralic gedruckt. Sagen Sie mir doch, welcher Privatmann die so leicht hat! Dann habe ich sämmtliche wallachische Sprachlehren; Alles, was in den lausitzer Dialekten erschienen ist, und gegen dreihundert Schriften in den graubündner Mundarten. Die, glaub' ich, hab' ich ganz vollständig, von den ältesten bis auf die neuesten — nicht wahr, das ist doch recht hübsch?" schloß der Doktor mit einem naiven triumphirenden Enthusiasmus, der seine Augen glänzen machte, Bertha rührte und Cressy mit einer seltsamen Nachdenklichkeit erfüllte.

V.

Das Abendläuten zum Johannistage verhallte. Es hatte den Tag über oft und wild geregnet, jetzt wehten die Fahnen vom Thurme der Johanniskirche in klarer, stiller Luft. Zum ersten Male seit mehreren Wochen war Kühle über Leipzig gekommen.

„Gott sei Dank für die Erquickung!" sagte Cressy,

die auf dem Balkon saß und tief und langsam athmete. „Wär' es so heiß geblieben, ich hätte wahnsinnig werden können. Kann über Leipzig eine Glut liegen! Solche Hitze habe ich noch nie, noch nie erlebt, weder in Algier, noch in Italien."

„Das macht wohl, weil Du niemals im Hochsommer dort warst," meinte Bertha, von dem Tische vor dem Sopha kommend, wo sie eine prachtvolle Gruppe von Fuchsien und Pelargonien bewundert hatte. „Aber Du hast Recht: wo Meeresluft ist, wird die Hitze nie bis zu diesem Grade intensiv, wie im Binnenlande, oder in Flußthälern. Am Rhein war es vor zwei Jahren gerade so heiß, wie diesen Sommer hier."

„Ich sehne mich recht nach Thüringen," sagte Cressy.

„Ich begreife nur nicht, warum Du nicht schon da bist," sprach Bertha.

Ueber Cressy's Wangen ging die leise Röthe, welche bei ihr innere Bewegung andeutete. Sie mußte sich offenbar Gewalt anthun, um mit scheinbarer Wahrheit nach dem Kirchhof deuten und antworten zu können: „Ich dachte an den Armen da."

„Aber Du hast sonst nie an ihn gedacht," entgegnete Bertha ungläubig und unüberzeugt.

„Da war ich weit weg," erwiederte Cressy, „vergaß ihn über dem Neuen, was mich umgab, ich meine, ich vergaß, daß es sein Grab zu schmücken gäbe. Dafür will ich nun dieses Mal Buße thun, und gewiß, es ist keine kleine, bis heute hier ausgehalten zu haben. Wie ist denn eigentlich die Sitte entstanden, hier gerade zum Johannisfest die Gräber zu schmücken?" frug sie dann

mit dem deutlichen Bestreben, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Aus dem Wallfahren zum Johannismännchen,“ antwortete Bertha, die ihren Diezmann auswendig wußte. „Das war ein geputztes Männchen aus Holz, welches mit einem Johannistopfe, d. h. mit einem blumenbekränzten Gefäß dort am Johannishospital ausgestellt wurde. Es kam allerhand Unfug dabei vor, das Männchen wurde verboten, da zogen die Leute in's Freie an den Thonberg, dann in's Johannisthal, brachten, wie ich mir denke, Blumen mit, die der oder jener auf ein Grab that, und so mag allmälig das Bekränzen Gebrauch geworden sein.“

Bertha hätte nicht so ausführlich zu sprechen brauchen, denn Cressy hatte keineswegs zugehört, sondern immerfort gespannt und unruhig rechts nach der Dresdener Straße hingesehen. Jetzt sagte sie auf einmal leise und langsam: „Da kommt der Doktor.“

„Der auch nicht wissen wird, wie er heute auf den Kirchhof kommt,“ meinte Bertha.

„Warum soll er nicht mitkommen?“ frug Cressy; „die Gräber sind gute Lehrer, von denen kann Jeder lernen.“

Bertha sah Cressy wieder einmal höchst erstaunt an — diese Gräberstimmung war ihr an der Cousine völlig neu.

Doktor Havlek kam herein, gab den Cousinen die Hand, zog sein Schnupftuch hervor und trocknete sich den Schweiß ab. „Da bin ich — hoffentlich habe ich Sie nicht warten lassen? Was für prachtvolle Blumen! Haben Sie die da unten gekauft?“

Mit „da unten" meinte er den Platz, wo eine Menge Blumenverkäuferinnen ihre bunten „Krame" malerisch um die großen Stöße von Ziegelsteinen her ausgelegt hatten, die Behufs eines Schleusenbaues seit einigen Tagen längs des ganzen Platzes aufgeschichtet worden waren. Die Händlerinnen hatten sich schon am vorigen Abend eingefunden, und waren am Morgen um sechs Uhr wieder da gewesen, vom Rathsdiener jedoch auseinandergetrieben worden. Sie hielten die Kirchenbesucher ab, hieß es. Als am Nachmittag der Gottesdienst endlich vorüber war und sie wieder heran durften, da regnete es eben, höchst erquickend für das Erdreich und die Menschheit im Allgemeinen, aber nicht gerade förderlich für einen Blumenmarkt. Indessen die braven Verkäuferinnen ließen sich vom Regen nicht abschrecken, er war nicht von der Polizei, hatte kein Recht, sie zu verjagen, sie breiteten Schirme über sich und ihre duftige Waare aus, und hielten dem Regen Stand, bis er nachgab und aufhörte. Jetzt trocknete die Abendsonne Platz und Ziegel, Frauen und Blumen, und Käufer auf Käufer kamen heran, blieben stehen, wählten, feilschten, erstanden, und zogen dann mit ihren Kränzen und Blumentöpfen weiter und durch die barock geschmückte Pforte des Kirchhofes ein.

Cressy aber hatte „da unten" nicht gekauft. „Nur gestern einen grünen Kranz mit rothen Florrosen für Gellert's Grab," sagte sie. „Es erbarmte mich das arme Grab, es lag so da, als wäre gar Nichts weiter d'ran. Die vier unglücklichen Lebensbäume sehen auch aus, als würden sie nächstens Todes erbleichen. Da dacht' ich:

„wenn man einmal einen Mann ehren will, soll man's doch auch recht thun." Sein Grab nicht nur erhalten, sondern auch hegen, nicht so verdorren und verkümmern lassen, und so kauft' ich den Kranz und legt' ihn d'rauf — es war mein Dank für den grünen Esel. Aber diese Stöcke," fuhr Cressy fort und ging an den Tisch zu den Fuchsien und Pelargonien, „die hab' ich bei Laurentius geholt. Kennen Sie den Garten? Es ist der schönste in Leipzig, draußen in der Hochstraße. Wundervolle Araucarien sind da. Eine Wellingtonia gigantea, die ist prächtig. Und Alles so geschmackvoll geordnet. Man geht nicht blos zwischen Warmbeeten und Glashäusern — die liegen hübsch bei Seite. Das Uebrige ist wie ein kleiner Park. Man hat ordentliche Schattenplätze zum Sitzen. Von einem, der vor einem kleinen Pavillon erhöht liegt, sieht man durch's Gitter die ganze Gegend."

Bertha lachte; Cressy wandte sich etwas ärgerlich zu ihr.

„So wie sie ist, natürlich — grüne Fläche. Etwas Anderes habt Ihr ja hier nicht."

„Nun, Connewitz," widersprach Bertha.

„Das ist ein Wald auf der Ebene, auch weiter Nichts," entgegnete Cressy, die von Naturschönheiten bei Leipzig ein für alle Mal Nichts hören wollte, überhaupt parteiisch ungerecht gegen die Stadt war. Nur die Blumen waren schön, das machte sie dem Doktor bemerklich. „Sehen Sie," demonstrirte sie und hob mit ihren feinen weißen Fingern immer eine von den blühenden Fuchsien nach der andern leise auf, „dies ist Big Ben

— sind die Blumen nicht groß? Und was für ein Scharlach! Kolibri — wie hübsch rund! Duchesse de Brabant — ist diese lila Korolle nicht köstlich? Die sind alle vom vorigen Jahre. „Solferino“ und „Magenta“ sind auch sehr schön, aber die wollt' ich nicht — dazu bin ich zu deutsch. Auch „Garibaldi“ von diesem Jahre mocht' ich nicht — ich bin nicht revolutionär, aber „Triomphe Cornelissen“ hab ich von den diesjährigen — hier diese mit dunkelblauer, rosaglacirter Korolle; „Marie Cornelissen“ — schneeweiß die Korolle, eine Mädchenfuchsia — nicht? Dann den großen „Comte de Preston“ — faites vous voir, monsieur le comte; dann noch von sechzig „Leviathan“ und „Marvellous —“

„Aber, Cressy,“ unterbrach Bertha verwundert die Cousine, „Du liesest uns ja einen förmlichen Cursus über Fuchsien. Hast Du Dir diese ganze Gelehrsamkeit heute früh bei Laurentius geholt?“

„Ich interessirte mich von jeher für Botanik, wußtest Du das nicht?“ entgegnete Cressy mit scheinbarer Einfalt; dann erklärte sie dem Doktor die Pelargonien eben so, wie die Fuchsien. Der Doktor hörte zu, sagte: „Sehen Sie 'mal!“ bückte sich tief, beguckte die Blumen durch seine Brille. Ob er auch die weißen Finger sah, welche die Blumen in die Höhe hoben?

Cressy schien sich endlich des Zweckes zu erinnern, welchen die Blumen eigentlich hatten. Sie bat den Doktor, zu schellen, er lief herum und suchte den Klingelzug, Bertha überhob ihn der Mühe, ihn zu finden, sie schellte, der Kellner kam. „Den Korb und den Hausknecht,“ sagte Cressy.

Die Blumen in den großen weißen Korb zu setzen, den der Hausknecht brachte, ließ Cressy sich nicht verdrießen, sie ließ es sich sogar nicht nehmen. Bertha wollte es thun — „nein, ich,“ sagte Cressy. „Herr Doktor, Sie reichen mir die Töpfe — nicht?“ Der Doktor war sehr bereit und, zu Bertha's Erstaunen, auch recht geschickt. Sie sagte: „Ich hätte gar nicht gedacht, daß Sie sich mit Blumen zu behaben wüßten.“

„Sie dachten, ich könnte nur Lexika tragen?“ antwortete er lachend und lief unermüdlich von dem Tische zu dem Korb, der auf zwei Stühlen ruhte, und von dem Korbe wieder zurück an den Tisch, um einen neuen Blumentopf mit beiden Händen zu fassen und wie eine Opferschale vor sich hinzutragen.

Endlich waren die Blumen einquartirt, Cressy setzte mit der Miene einer frommen Frau, die keinerlei weltlichen Gedanken Raum giebt, schlichthin ihren Hut auf, und alle Drei machten sich, gefolgt von dem Hausknecht mit dem Korbe, auf den Weg nach dem Kirchhof.

Die Masse kam und ging noch an der stillen Stätte, ja, sie war noch dichter und bunter, als am vorigen Abend, obgleich da schon die meisten Gräber von Bedeutung geschmückt worden waren. Es gilt für vornehmer, das am Zweiundzwanzigsten zu thun anstatt am Dreiundzwanzigsten, wo es eigentlich geschehen soll. Cressy aber hatte am rechten Abend gehen wollen. „Ich bin nicht so aristokratisch,“ sagte sie; „bei Gelegenheiten, wo es allgemein menschliche Gefühle gilt, bin ich lieber mit Allen, als mit Wenigen.“

„Ich bin immer am liebsten mit Wenigen,“ bemerkte

Doktor Havlek, der, gleich den meisten isolirt lebenden Gelehrten, ein ganz gehöriger Aristokrat war.

„Da thut mir's leid, daß ich Sie heute unter das Volk bringe," antwortete Cressy lieblich, „aber für dieses Mal kann ich Ihnen nicht helfen, da müssen Sie schon mit mir demüthig und „der Geringsten Einer" sein."

Der Johanniskirchhof hat etwas von einem Campo santo. Jede Abtheilung ist von Schwibbögen eingefaßt, unter denen sich Erbbegräbnisse befinden. Man hat ein ganzes Buch über die verschiedenen Denkmäler und Inschriften. In diesen kommt die Poesie zu kurz: nicht ein Todter „flehet um Frieden," wie Byron es in einem seiner italienischen Briefe so schön beschreibt; das Beste ist noch immer die einfache alte Formel: „Hier ruhet in Gott." Dagegen macht die Wunderlichkeit sich breit. Auf einem Stein spielt Herr Tobias Krauß, Bürger und Handelsmann, mit seinem Namen: „Es ging mir oft gar bunt und Krauß." Auf einem andern ist die Grabschrift gar in Form eines von Christus ausgestellten Wechsels abgefaßt. Einzelne italienische, französische und graubündische Inschriften erwecken das tiefmelancholische Gefühl vom Sterben in der Fremde. Im Ganzen aber macht der Kirchhof einen prosaischen Eindruck, machte ihn selbst an diesem Abend der Todtenfeier. Und doch waren viele Gräber, besonders einige noch frische von Kindern, mit Sinn und Liebe geschmückt. Selten nur, blos in einigen ausnehmend vornehmen, neuangestrichenen und saubergekehrten Familiengrüften sah man Kreuze und Kränze aus Florblumen, meistens waren lebendige Blumen gebracht worden. Das Johanniskraut leuchtete vor, viele Vergißmeinnicht

sollten in irdenen Schaalen weiter blühen, Rosen in Menge waren gebrochen worden, um in Kreuzform die Hügel zu schmücken, auf denen kein Stein lag. Einer war förmlich bedeckt mit Rose an Rose — „das Purpurgrab“ nannte ihn Cressy. „Und hier ist ein vergessenes Grab,“ setzte sie hinzu, und zeigte auf eines, welches ganz unter hohen Nesseln verschwunden war. Auch das Gitter war schwarz geworden und halb eingebrochen, aber zwischen den Nesseln hervor blühte hoch, in feuchtem Blau glänzend, eine prächtige Glockenblume. „Möchte man der Blume nicht danken?“ fragte Cressy.

Sie war bei dem Gange durch die Gräbermenge allmälig ernst und noch bläßer geworden; auch trug sie Halbtrauer. Das war keinem andern der Grabschmücker eingefallen: wer abgetrauert hatte, der kam in seiner gewöhnlichen bunten Tracht. Auch auf den Gesichtern sah man weniger Trauer, noch Ernst, sondern nur Geschäftseifer: man wollte es hübsch ordentlich machen, das war Alles.

Cressy fühlte wohl, daß mitten in diesem Alltagsgehaben keine Bewegung verrathen werden dürfte, obwohl sie bei der Erinnerung an Alles, was ihr Gatte durch seine Krankheit und sie durch ihn gelitten, wirklich eine bittere Wehmuth empfand. So begnügte sie sich denn, als sie an die Taubert’sche Grabstätte kamen, die im offenen Raume lag, die Blumentöpfe schweigend um das marmorne Kreuz zu gruppiren.

Wie immer von Allem, was Buchstabe war, angezogen, las der Doktor indessen die Inschrift am Kreuze. „Wie, Ihr Herr Gemahl ist ja in Algier gestorben,“ sprach er dann verwundert. „Wer ist denn da bei ihm gewesen?“

„Ich," antwortete Cressy leise.

„Und wer hat ihn hierher gebracht?"

„Auch ich."

„Ganz allein?"

„Ja, ganz allein."

Er sah sie mit einem nachdenklichen Blick des Mitleids an. Sie hatte ihm bisher so glücklich und, die Wahrheit zu sagen, so frivol geschienen, daß er ganz überrascht war, als sie ihm plötzlich leid thun konnte. Sie wurde gleichsam eine Andere für ihn. „Arme Frau!" dachte er.

Da fielen aus ihren Augen zwei große Thränen, die sich allmälig unter den langen Wimpern gesammelt hatten, auf die glänzenden Carmoisinblüten des Pelargoniums, welches sie eben in den Händen hielt. Die Blume, es war eine „Feuerkönigin," schaukelte unter den beiden schweren Tropfen und ließ sie auf ihre grünen Blätter herabrollen; der Doktor erschrak fast: er hatte noch nie Thränen aus den Augen einer reizenden Frau auf Blumen fallen sehen.

Am nächsten Abend war Jubel im Johannisthal. Das ist eine ehemalige Sandgrube, welche in ihrem Naturzustand so wild war, wie es in der Nähe des zahmen Leipzigs möglich sein konnte. Jetzt ist sie ganz parcellirt, in lauter Gärtchen mit lauter Häuschen. Einige Gärtchen steigen terrassenförmig in die Höhe, und da klimmen die schönen Leizigerinnen mit kleinen Körben voll Gemüse auf und nieder. In andern, die eben liegen, turnen Kinder, in allen war am Abend des Johannistages Gastfreundschaft, Familienglück und Vorbereitung zur Illumination. Wo ein Paar von den noch ungepflasterten Heckengassen sich kreuzten und so etwas

wie einen Platz bildeten, befanden sich Musikbühnen, Speise- und Spielzelte; kurz, es war ein vorstädtisches Bürgerfest, und Cressy und Bertha hatten es sich ansehen wollen; aber als Bertha gegen Abend kam, wollte Cressy nicht. Doktor Havlek hatte Persisch und Chaldäisch zu corrigiren, und Cressy wollte nicht in's Johannisthal. Bertha drängte: „Warum?" Cressy blieb lange bei: „Ich mag nicht;" endlich kam es heraus: „Wir Beide so allein!"

„Wenn's nur das ist — schicken wir zu Georg, der ist zu Hause und kommt gleich mit," schlug Bertha vor.

Georg war ein Cousin des verstorbenen Taubert, auch ein Taubert, und Cressy konnte ihn nicht leiden wie alle Tauberts, sie kam wieder zu: „Ich mag nicht" zurück.

„Was magst Du nicht?" frug Bertha.

„Georg."

„Nun, so gehen wir ohne ihn. Nehmen wir Sophie mit. Komm', bleib' nicht so sitzen, es taugt Dir nichts. Sieh', wie schön beflaggt die Omnibusse sind; die müssen an allen Stadtfeierlichkeiten Theil nehmen, wie es scheint."

„Ich mag in keinen Omnibus."

„Nein, wir gehen die Thalstraße. Komm', es wird gewiß drollig sein, zu sehen, wie man in so kleinen Gärten so großes Vergnügen haben kann."

„Du bist recht gut, Bertha," sagte Cressy und gab ihr eine Hand und einen Kuß, „viel besser, als ich's verdiene; aber ich bitte Dich, laß mich sein, denn ich mag nicht."

In demselben Augenblick dachte Doktor Havlek auf einmal mitten in seiner chaldäischen Correktur: „Warum mag die arme Frau gestern nur geweint haben?"

VI.

„Nein, ich glaube es ganz bestimmt, daß der liebe Gott für Leipzig einen Sommer expreß geschaffen hat," schrieb Mitte August Cressy an Lu. „Noch wird's nicht besser. Das sengt und verbrennt, und dann kommt's und weht's, und dann steigt's und wirbelt's. Nämlich die Sonne sengt, der Wind weht und der Staub wirbelt, und die Wüste ist fertig. Was für ein Staub hier ist, das ist gar nicht zu sagen. Dazu läßt der gesegnete Magistrat die halbe Stadt umkehren. Es sollen neue Schleusen für künftige Straßen gelegt werden, die Gasröhren wurden reparirt, was weiß ich! Genug, das Pflaster ist überall aufgerissen, der Erdboden aufgeschüttet; es sieht schrecklich aus. Auf unserm Platze hauptsächlich. Man sollte ihn Place des Barricades nennen; er verdient es besser, als der in Brüssel. Und dabei ist die Stadt von dem Bedürfniß ergriffen, sich nach dem großen Hagelwetter vom vorigen Jahre anstreichen zu lassen: überall sieht man Arbeiter an den Häusern herum klettern und pinseln und anstreichen, daß es — keine Lust ist. Doktor Havlek sagte neulich: „Man kommt in den Straßen jetzt wirklich bisweilen in Lebensgefahr; rechts und links sind Gerüste, und in der Mitte ist ein tiefer Graben mit Erd- und Steinhaufen an den Seiten — entweder man fällt in den Graben, oder es fällt einem wo möglich ein Arbeiter auf den Kopf und schlägt einen

todt.“ Natürlich sind diese Gefahren hauptsächlich für Gelehrte wie Doktor Havlek vorhanden, die immer vor sich hinrennen, ohne je zu wissen, was oder wer ihnen entgegen kommt. Gestern mußte ich lachen: auf dem Augustusplatz kommt Doktor Havlek, aber auch in gerader Linie auf mich zugesegelt; als er dicht vor mir ist, mach' ich ihm Platz. Denke, er wird aufsehen — bewahre: hart an mir vorüber schiebt er und weiß bis jetzt noch nicht, daß ich ihm begegnet bin. Und dieselbe — ja, wie soll ich denn sagen — nun, ganz kurz weg, dieselbe Zerstreutheit hat er in Allem, im Umgang, in der Unterhaltung. Er kommt, er ist freundlich — er hilft mir bei meinen Studien — auf seinen Rath habe ich Englisch ordentlich angefangen; denn es ist wahr, wenn man viel reist und weiß blos eine Sprache und auch die noch nicht einmal recht, wie ich Französisch, so schämt man sich erstens — findet sich dumm, was nicht angenehm ist — und zweitens kommt man um manche Bekanntschaft, die einem Freude machen würde. Wenn nun gerade einmal ein Engländer ungewöhnlich interessant ist, und kann weder französisch noch deutsch, so kann man ihn nicht kennen lernen, und dergleichen ist doch Schade. Also lerne ich Englisch, schon um den elenden Sommer, den ich gezwungen bin, hier zuzubringen, doch in etwas anzuwenden. Ach, wenn man die überflüssige Zeit, die man so oft hat, immer ordentlich anwendete, was könnte man da sich Alles aneignen! Doktor Havlek war förmlich beleidigend überrascht, daß ich nicht Russisch verstände. „Ih, wie ist denn das möglich?“ frug er mit seinem freundlichen Lächeln, welches einen recht ärgern

kann, wenn er damit dergleichen frägt. Mama war eine Russin, es ist wahr, aber sie starb so früh — ich war erst zwölf Jahre alt — wie hätt' ich da das Russisch behalten sollen, um so mehr, da Papa es nicht leiden konnte? Als gute Tochter schon mußte ich es vergessen, aber ich will es wieder erlernen, sobald ich nur mein Englisch inne habe.

„Wenn ich nur nicht den ganzen Sommer hier festgehalten worden wäre! Diese verwünschten Geschäfte! Das Haus, welches ich gemeinschaftlich mit der geliebten Familie meines Mannes besitze, ist noch immer nicht verkauft. Sie haben mir allerdings eine Abstandssumme geboten, aber die mag ich nicht; ich käme zu kurz dabei, und das will ich nicht — umsonst hab' ich doch nicht einen frühern Leipziger Kaufmann zum Manne gehabt. Genug, ich opfere lieber mich, als mein Geld, und werd' ich noch länger, bis in den Herbst hier aufgehalten, so mach' ich's dieses Jahr auch im Winter anders, als alle Welt, und komme, wie ich bei der Hitze in Leipzig saß, mit dem Schnee nach Thüringen."

Cressy hatte Recht: wer, ohne durch Geschäfte genöthigt zu sein, im Sommer nach Leipzig kommt oder gar in Leipzig bleibt, der macht es „anders, als alle Welt." Man kommt im Sommer nur durch, nicht nach Leipzig, und vor Allem bleibt man nicht da, selbst nicht, wenn man Leipziger ist. Die Generalauswanderung hatte schon seit Wochen begonnen; die reichen Kaufherrinnen waren auf dem Lande, d. h. in den sogenannten Dörfern, welche um die Stadt herum liegen. Die reichen Kaufherren fuhren des Abends mit den schönen

Pferden hinaus, die man jetzt in Leipzig bewundert, und nur etwas besser geritten und gefahren zu sehen wünschte. Ein Redakteur nach dem andern war nicht zu finden, ein Professor nach dem andern wurde unsichtbar, ein Buchhändler nach dem andern erholte sich. Zuletzt blieb, natürlich außer der eigentlichen Bevölkerung, Niemand mehr in Leipzig, als hier und da ein leidenschaftlicher Schriftsteller, der sich in eine Arbeit verbissen hatte und auch bei achtundzwanzig Grad im Schatten nicht losließ, und Frau Cressy, die sich darauf steifte, ihren vollen Antheil von der Summe zu haben, für welche das in Rede stehende Haus möglicher Weise verkauft werden konnte.

So sagte sie wenigstens, und wenn es auch der ganzen Familie unerklärlich schien, wie Cressy sich um einiger tausend Thaler willen so und so viel Wochen in Leipzig quälen könne, so lag die Thatsache doch vor Augen und mußte folglich angenommen werden.

Niemand hätte auch nur im Traume daran gedacht, die junge Frau könne des kleinen Doktor Havlek's wegen in Leipzig bleiben. Und doch war das der Fall, war der Kern des Räthsels und die eigentliche Erklärung des Geheimnisses.

Cressy wußte es. Sie kannte sich selbst, wie selten eine Frau sich kennt und es noch seltener sich eingesteht. Sie wußte es, warum sie sich den Tag über in der Glutatmosphäre ihres blauen Salons so grundlos langweilte und des Abends im Rosenthal gähnte, oder sich am Schwanenteich über die Kinderwagen ärgerte, die ihr immerfort den Weg verfuhren — es war der Doktor Havlek, nichts Anderes.

Liebte sie ihn denn? Keinesweges. Flößte er ihr eine besondere, edle, weibliche Theilnahme ein? Nicht einmal das, sie hatte für ihn nichts, als ein mit Neugier gemischtes Wohlwollen, wie sie es für einen intelligenten Neger oder Lappländer allenfalls auch gehabt haben würde. Aber er hatte sich bis dahin noch nicht in sie verliebt; Cressy betrachtete das als eine Niederlage; sie wollte keinen unüberwundenen Gegner zurücklassen, sie wollte nicht anders, als „mit den Ehren des Triumphes" abreisen, und so verurtheilte sie sich zu der Pönitenz, den ganzen langen, heißen, trockenen Sommer in Leipzig zu versitzen, anstatt, wie es ihre Absicht gewesen war, mit Lu nach Eisenach zu gehen und dort einige Monate lang herum zu klettern. Sie würde sich dort nicht nützlicher beschäftigt haben, hätte weder an die heilige Elisabeth, noch an Helene von Orléans, weder an Heinrich von Ofterdingen, noch an Luther gedacht — geschichtliche Erinnerungen waren Cressy's Sache nicht; aber sie hätte Luft und Bewegung gehabt, und würde nicht so launisch und melancholisch, nicht sich und Andern so zur Last geworden sein, wie in Leipzig. In der erschlaffenden Ebenenluft, in der siedenden Stadthitze bekam sie allmälig eine ungemeine Aehnlichkeit mit einer Figur von weißem Wachs, welche im Begriff war, an der Sonne zu schmelzen.

Aber sie reiste nicht; die Wahrheit zu sagen: Cressy war eine unerhörte Kokette. Eine von den Koketten aus Naturell, aus Bedürfniß, ohne Prinzip, ohne Mitleid, und doch unschuldig, wie man sie unter den Engländerinnen und auch unter den Deutschen antrifft. Kühl

von Gemüth und träge von Sinnen, hatte sie selbst bisher noch nie die Gefahr getheilt, welcher die Männer sich aussetzten, die ihr in die Nähe kamen, denn sie konnte keinen unversucht und ungereizt lassen. Alt oder jung, liebenswürdig oder unangenehm, fremd oder bekannt, geistvoll oder langweilig, Cressy vermochte nicht, ihn in Frieden zu lassen. Wollte er sie nicht reizend finden, verlangen, ersehnen, idealisiren oder lieben, so mochte er sie für unausstehlich erklären, sie nicht leiden, nicht sehen können, sie verabscheuen, hassen, aber beschäftigen mußte er sich mit ihr. Allerdings haben die Männer, selbst in Frankreich, jetzt herzlich wenig Zeit für die Frauen, aber ein Mann mochte noch so wenig haben, etwas mußte er davon an Cressy wenden — es half ihm nichts. Hatte er es gethan, so ließ sie ihn in Ruhe, d. h. sie ließ ihn wie ein durchblättertes Buch liegen und sah nach Neuem aus. Ihre Tante Pauline, Bertha's Mutter, pflegte zu sagen: jede Frau und jede Braut möge ihrem Manne und ihrem Verlobten gleich von vorn herein die Erlaubniß geben, sich auf vierzehn Tage in Cressy zu verlieben, nachher hätte sie ihn sicher.

Auch Bertha's Verlobter hätte im Anfange sich lieber mit Cressy verlobt, als mit seiner jetzigen Braut. Nun er Bertha gewählt hatte, pries er freilich seinen Stern, denn es war der armen Cressy Unglück: so sehr sie Anfangs gefiel, anlockte, ja bethörte, so bald war man ihrer müde, und so unfreundlich erinnerte man sich ihrer. Kein einziger von ihren zahlreichen Anbetern war ihr Freund geworden; Jeder, welcher sich von ihr hatte hinreißen lassen, empfand es, wenn er es sich zurückrief,

wie eine Demüthigung, wegen welcher er der grollte, durch die er sie erfahren. Waren die Künste, durch welche sie anzog, zu einfach? Oder gab sie sich zu bald als das, was sie im Grunde war, als ein launisches, unlogisches, kokettes, aber dabei doch harmloses Kind, in dem kein Arg und kein Falsch war? Die Männer lassen sich fast immer gerade von dem fesseln, was an einer Frau alltäglich und sogar tadelnswerth ist, aber sie gestehen sich selbst und Andern diese Eigenheit ungern ein. Die Frau soll sich den Schein von Eigenschaften geben, welche eine Huldigung rechtfertigen würden, wenn sie da wären. Das that Cressy nicht: ihr großer Vorzug war, daß sie von Heuchelei nichts wußte, sondern ihre Fehler offen zeigte, höchstens das Gute, welches in ihr lag, mit einer instinktiven Scheu verbarg. So fragten denn die Frauen mit vollem Recht: „Wie ist es nur möglich, daß diese Taubert so gefallen kann?“ und die Männer schämten sich, daß sie ihnen gefallen hatte.

VII.

Cressy war auch darin ein unbedachtsames Kind, daß sie gar nichts von Oekonomie verstand. Sie ruhte nicht eher, als bis sie sämmtliche Männer eines Kreises zuerst in Anbeter und dann in Gegner verwandelt hatte. Unter den Bekannten ihrer Familie, welche allein sie in Leipzig zu sehen bekam, war auch nicht Einer mehr, den sie

hätte gewinnen können: sie hatte sie bereits sämmtlich gewonnen und wieder verloren, und zwar schon im vergangenen Jahre. Doktor Havlek war die einzige neue männliche Bekanntschaft, welche sie dieses Jahr gemacht hatte, und „er wollte durchaus nicht daran," sagte Cressy zu sich selbst, d. h. zu ihrer eigentlichen Vertrauten. Lu erfuhr viel, indessen doch meistens nur äußerliche Verdrießlichkeiten und gleichsam legitime Verstimmungen: die rechten Enttäuschungen und Schmerzen der Eitelkeit, diese empfindlichsten Leiden, welche eine kleine Kokette erfahren kann, vertraute Cressy stets nur sich selbst an, und daran that sie sehr wohl. Sie zeigte in diesem Verfahren eine Weisheit, die man von ihr gar nicht hätte erwarten sollen.

Der arme Doktor Havlek inzwischen hatte nicht die mindeste Ahnung davon, daß Cressy von ihm erwartete und verlangte, er solle sich wenigstens auf vierzehn Tage in sie verlieben. Hätte er es gewußt, vielleicht hätte er es gethan. Er hätte gesagt: „Ih, warum denn nicht?" und hätte es gethan. Cressy gefiel ihm. Er hatte Wohlwollen für sie. Er sah sie gern, so viel er von ihr sehen konnte, nämlich; er hörte sie gern plaudern. Daß sie auf seine Ermahnung Englisch angefangen hatte, daß sie später sogar Russisch lernen wollte, schien ihm lobenswerth. Auch lobte er sie, half ihr beim Lernen, was für sie ein neues und mühsames Geschäft war, brachte ihr Unterhaltungsbücher, die er unter seinen Rezensionsexemplaren fand. Das Alles veranlaßte, daß er öfter ein Mal bei ihr vorsprach, und daß es ihm endlich so gut eine Gewohnheit wurde, sie zu besuchen, wie es

ihm eine Gewohnheit geworden war, Bertha bei sich zu sehen. Aber an's Verlieben dachte Edmund Havlek jetzt so wenig, wie er je daran gedacht hatte. Er dachte an seine Correkturen, an ein Blatt, welches er herausgab, an eine Zeitschrift, deren Herausgabe unter seiner Direktion vorbereitet wurde, er dachte an Vorträge, die er den Winter über halten wollte, an Bücher, die er sich antiquarisch aus Prag kommen lassen wollte, an Bücher, die er aus Chili umsonst erhalten sollte, genug, an Alles, nur nicht daran, sich in Cressy zu verlieben.

In der vollkommenen Unschuld seiner Gelehrtennaivetät kam er auch eines Abends gegen Ende August zu Cressy, welche er einige Tage hindurch nicht gesehen hatte. Er war beschäftigt gewesen, sie — leidend. Wenn Cressy gar nicht mehr wußte, was sie anfangen sollte, so erklärte sie sich für leidend.

Bertha, welche die Gutmüthigkeit hatte, Cressy's leidende Zustände wenigstens scheinbar ernsthaft zu nehmen, Bertha hatte der Cousine einen Abendbesuch versprochen, war aber noch nicht gekommen, denn es war erst sechs Uhr.

Der Doktor war also Cressy doppelt willkommen. „Erstens bin ich ganz allein,“ sagte sie, „und dann sitze ich seit einigen Tagen wirklich wie eine arme Gefangene hinter Gittern. Sehen Sie nur, wie es vor meinen Fenstern aussieht.“

Die „Stadt Dresden“ war nämlich ebenfalls von dem allgemeinen Bedürfniß der Leipziger Häuser ergriffen worden, und seit der vorigen Woche damit beschäftigt, sich schön zu machen. Ein rollbares Gerüst, „ein Un-

geheuer, welches allein marschirt," sagte Cressy, war erst auf der linken Seite gewesen und jetzt auf die rechte gekommen. Cressy, deren Salon auf der rechten Seite lag, konnte nur noch durch ein Gitter von „abscheulich rohen Balken das Tageslicht sehen." „Nicht gerechnet, daß man noch den ganzen Tag sehen muß, wie die Arbeiter auf- und absteigen. Aller Augenblicke kommen ein Paar Beine in grauer Bekleidung und mit groben Holzschuhen über zerrissenen Strümpfen zum Vorschein — das ist gar nicht schön," sagte Cressy. „Und auf dem Platze schreien sie auch noch ewig ihre Heidelbeeren aus — Heebeer! Heebeer! Ob die dieses Jahr gar nicht aufgegessen werden?"

„Wahrscheinlich sind ungewöhnlich viele gewachsen," meinte der Doktor.

„Aber ich kann sie nicht leiden," erwiederte Cressy kläglich; „von allem Obst mag ich blos Heidelbeeren nicht, und gerade die muß ich nun den ganzen Sommer über ausrufen hören!" Cressy machte ein höchst unglückliches Gesichtchen.

Doktor Havlek sah sie mit mitleidiger Gutmüthigkeit an. „Wenn man nur wüßte, womit man Ihnen ein Vergnügen machen könnte!" sprach er. „Wollen Sie ein neues Buch?"

„Nein, ich hab' Bücher genug, und kann jetzt meines Kopfes wegen ohnedies nur wenig lesen," entgegnete Cressy, „aber darum könnten Sie mir doch ein großes Vergnügen machen, Herr Doktor!"

„Ja? Das freut mich. Und was hätten Sie gerne?"

„Erzählen Sie mir Ihre Lebensgeschichte."

„Meine Lebensgeschichte?“ fragte verwundert der kleine Doktor. „Wie kommen Sie darauf? Das ist ja ein eigener Einfall.“

„Es ist kein Einfall, es ist ein schon lange gehegter Wunsch von mir. Nur hatte ich nie den Muth, ihn auszusprechen. Sie sagten ein Mal, Sie wären Alles durch sich selbst geworden. Ich möchte gern wissen, wie das zu verstehen ist.“

„Ganz einfach, daß Niemand mir geholfen hat.“

„Niemand? Und Sie haben doch noch Ihre Eltern?“

„Ja freilich, die hab' ich noch, und Gott sei Dank dafür, aber geholfen haben sie mir nichts. Denken Sie, der Vater ist ein armer Registrator, fünf Kinder waren wir — da hätt' er mir nicht helfen können, auch wenn er gewollt hätte.“

„O, gewollt hätt' er gewiß, aber freilich — fünf Kinder —“ sagte Cressy, die auch etwas von vielen Geschwistern zu erzählen wußte, für welche der Ertrag des Gutes nicht immer gereicht hatte.

„Ich weiß nicht, ob er mir's gegeben hätte, wenn er's gehabt hätte,“ sprach Doktor Havlek. „Er war entschieden dagegen, daß ich studiren sollte. Die Gelehrten hätten nie Brod, meint' er, ein Handwerk sollte ich lernen, Schlosser werden. Du lieber Gott, ich Schlosser,“ sagte Doktor Havlek lächelnd, und besah sich seine kleinen und zarten Hände. „Der Bruder wurde Zimmermann, der macht' es dem Vater recht. Aber ich —“ er zuckte die Achseln — „es war nun eben nicht anders. Mit vier Jahren wollt' ich durchaus in die Schule, mit vierzehn wollt' ich auf's Gymnasium. Ich wäre eher Hungers gestorben, als daß ich nicht studirt hätte.“

„Aber wie ging es denn da?“ fragte Cressy theilnehmend, dieses Mal wirklich theilnehmend, ohne im Hinterhalt kokett zu sein.

„Schlecht ging's, lieber Gott,“ antwortete der Doktor mit einer Art wehmüthiger Sympathie für sein damaliges vierzehnjähriges Selbst. „Ich hatte mit zehn Jahren auf der Bürgerschule Lateinisch und Französisch angefangen und mit elf Jahren schon kleineren Kindern Unterricht im Französischen gegeben.“

„Wie viel bekamen Sie denn für so eine Stunde?“ fragte Cressy neugierig.

„Zehn Pfennige.“

Sie faltete die Hände. „Zehn Pfennige!“

„Ja wohl, zehn Pfennige. Damit sparte ich mir doch schon ein paar Groschen zusammen. Nun sollte ich mit vierzehn Jahren weg — ja, ich war noch nicht ganz vierzehn. Ich wollte nicht. Gut, sagte Vater, da gehe noch ein Jahr auf die Bürgerschule, aber dann — das Jahr verging, ich lernte für mich allein Griechisch, und als das Jahr verging, da wollt' ich denn eben wieder auf's Gymnasium, setzt' es durch und kam gleich nach Quinta.“

„Und der Vater?“

„Der Vater war böse auf mich. Ich bekam einige Unterstützung, man interessirte sich für mich, meine Lehrer ermuthigten mich, ich wurde gelobt, als Muster vorgestellt, ich hatte immer die ersten Zensuren und Prämien, obgleich ich immer nur in der Wohnstube arbeiten konnte, wo Alles um mich her lärmte, und jeden Mittwoch und jeden Sonnabend von zwei Uhr Nachmittags bis Abends zehn Uhr Stunden gab —“

„Immer zu zehn Pfennigen?“

„Immer zu zehn Pfennigen. O das war schrecklich — wirklich! Und der Vater war nicht gut zu machen. Nie sagt' er ein Wort über meine Prämien, ja, wir haben oft Wochen lang gar nicht mit einander geredet. Aber ich konnte doch nicht anders. Ich hätte lieber gehungert, als nicht studirt. Und so lernt' ich denn in Quarta bereits Wendisch, Czechisch, Polnisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch —“

„Es ist erstaunlich!“ sagte Cressy leise, ihn mit großen Augen ansehend.

„Ja, wie sollt' ich's denn machen, um vorwärts zu kommen? Musik lernte ich auch noch, später Russisch, Ungarisch, Hebräisch —“

„Wie denn aber, um Gotteswillen?“

„Aus Büchern, die ich mir kaufte. Ich hatte, als ich vom Gymnasium abging, schon vierhundert Bände, die mein waren. Dabei besorgte ich mir auch meine Kleider und gab dem Vater noch Zuschuß. Ja, ich war ein Kapitalist. Und als ich abging, erhielt ich, nachdem ich zwei Reden, eine französisch, die andere hebräisch gehalten hatte, die Geldprämie der ersten Zensur, die Entlassung ohne Maturitätsexamen und die große silberne Medaille der Stadt.“

„Welcher Stadt?“

„Zittau. Man war auch sehr stolz auf mich. Der Rektor lobte mich öffentlich, wünschte mir allen Erfolg auf der Universität —“

„Und der Vater?“ unterbrach Cressy ihn hier.

„Der Vater sagte noch immer nichts,“ entgegnete Edmund Havlek lächelnd.

„Aber das ist ja ein wahrer Vater von Eis und Eisen!“

„Es war nicht so schlimm. Nur war er hinter den Akten grau geworden, kannte die Welt nur von seiner Gerichtsstube und von seinem Hause aus, dachte nicht, daß ich vorwärts kommen könnte — es war aus irriger guter Meinung, daß er unzufrieden mit mir war; jetzt ist er ganz zufrieden.“

„Jetzt, wo es Ihnen gut geht.“

„Ja, nun sieht er doch, daß auch ein Gelehrter etwas verdienen kann. Ich schick' ihm auch — diesen Winter, als es so kalt war, hab' ich dem alten Manne einen Pelz gekauft — er hat mich auch schon hier besucht, sich über meine Bibliothek gefreut —“

„Und über Sie auch?“

„Ueber mich auch, wenn man sich über mich freuen kann — ja doch, ja; wir sind jetzt die besten Freunde.“

„Das macht, weil Sie besser sind, als er gewesen ist. Aber Ihre Mutter — die war doch wenigstens immer gut?“

„Die Mutter war still und kränklich, sie sagte nie viel. Sie that, was sie konnte, aber besondere Theilnahme konnte sie nicht auf mich wenden. Die Geschwister waren alle kleiner, als ich, und bedurften daher ihrer mehr.“

„So daß Sie also Ihre Jugend recht verlassen verlebt haben?“

„So ziemlich, und als ich hierher kam, da fühlt' ich mich erst recht verlassen. Mein Geld ging bald durch die Kollegien darauf, und nun saß ich in dem bitterkalten Winter von Neunundvierzig zu Fünfzig in einem kleinen

Dachstübchen ohne Holz; da mußte man denn sehen, ob man nicht hier oder da in einem Kollegium ein bischen Wärme fand, und das Essen — fast immer nur Brod und Wasser, besonders in einem so kalten Winter, das war gerade auch nicht allzu angenehm; da sah man denn sehr häufig im Konvikt nach, ob man nicht schnurren könne."

„Schnurren?"

„Ja, es ist dort eine Stiftung vom Kurfürsten Moritz, für welche so und so viele Studenten, die das Stipendium haben, zu Mittag essen. Oft kommt es aber vor, daß der oder jener auswärts ißt, und dann kann jeder arme Student, der gerade da ist, den leeren Platz einnehmen und sich satt essen; das nennt man schnurren, und die es thun, sind vom Orden der Schnurranten."

„Schnurrant — Sie waren also Schnurrant!" sagte Cressy gerührt und belustigt zugleich.

„Und ein sehr eifriger, keiner that mir's im Schnurren zuvor. Keiner brauchte es vielleicht so nöthig, wie ich; denn Hunger thut weh, vorzüglich wenn man neunzehn Jahre ist und den ganzen Tag studiren muß. Indessen braucht' ich nur das erste Semester zu schnurren. Im zweiten bekam ich schon einen Platz im Konvikt; ich hatte mich im Hebräischen so ausgezeichnet, daß mein hebräischer Professor Zuneigung für mich faßte. Sein Famulus ging eben ab; er nahm mich zu seinem Famulus; dadurch bekam ich auch Geld —"

„Ja?"

„Ja wohl, von jedem Studenten, der sich für's Kollegium einschreiben ließ, und auch vom Professor selbst. Und

dann hab' ich seitdem immer Stipendien gehabt. Von da an war ich durch, und wie mir's jetzt geht, wissen Sie — gar nicht schlecht, im Gegentheil. Nun, was sagen Sie zu meiner Lebensgeschichte?"

„Ich habe noch keine solche gehört," antwortete Cressy mit gedankenvollem Blick, eben als Bertha heiter und fröhlich in den Salon trat.

VIII.

Wenn Cressy sagte: sie habe noch keine solche Lebensgeschichte gehört, wie die Edmund Havlek's, so sagte sie die Wahrheit. Es würde den in der Arena des Lebens sich Tummelnden unmöglich dünken, wüßten sie, wie wenig die Frauen gewisser Klassen von dem männlichen Arbeitskampf ahnen, der an tausend und tausend steilen Stellen geführt wird, blos um jedem einzelnen Tage immer wieder auf's Neue das Allernothdürftigste abzuringen.

Es sprach für Cressy's tüchtiges und wackeres Naturell, daß die erste Erfahrung, welche sie von solchen Möglichkeiten machte, sie schmerzlich und erhebend zugleich ergriff, daß sie vor dem jungen Gelehrten, welcher sich im Schweiß seiner Stirne und mit Anstrengung seines Gehirns sein Brod und seine Bücher erwarb, fast etwas wie eine scheue Ehrfurcht empfand.

„Der arme Mensch, was hat er ausgestanden!" sagte sie nachdenklich vor sich hin, als Bertha und der Doktor

sie nach zehn Uhr verlassen hatten. „Und wie brav ist er gewesen! Und wie anspruchslos ist er jetzt, wo es ihm geglückt ist!“

Die Anspruchslosigkeit war vorläufig noch die unter Doktor Havlek's Tugenden, welche am wenigsten hervorleuchtete; er war noch zu jung und zu heiß von seinem rastlosen Streben, noch zu glücklich über das Gelingen, um schon recht anspruchslos sein zu können. Cressy aber oktroyirte ihm bereits jetzt im Voraus diese Eigenschaft des reiferen Alters; hätte Cressy Einfluß in Rom gehabt, sie hätte den Doktor mit dreißig Jahren und bei lebendigem Leibe ohne Weiteres kanonisiren lassen.

Das konnte sie nun allerdings nicht, aber sie konnte ihn heirathen. Auf diese glänzende Idee kam sie, nachdem sie zehn Minuten darüber nachgedacht hatte, wie ihm zu helfen sei. Denn daß ihm jetzt nachträglich, wo er keiner Hülfe mehr bedurfte, geholfen werden müsse, das war bei Cressy ausgemacht.

Anders aber konnte es nicht geschehen, als indem sie ihn heirathete. Geld würde er von einer Frau nicht nehmen, die ihm, selbst als Bekannte, doch immer fremd war, und ihn zum Erben einsetzen, das half ihm wenig, denn hoffentlich würde sie doch eben so lange leben, wie er, meinte Cressy. Allerdings blieb ihr noch der anonyme Brief, der, mit einer Einlage von zehntausend Thalern, dem Doktor die Bewunderung eines Unbekannten ausgedrückt und im Namen dieses Unbekannten um gütige Annahme einliegenden schwachen Beweises gebeten hätte; aber Cressy konnte der Rolle eines Unbekannten keinen Geschmack abgewinnen. Die heroische Tugend, die

sich selbst verläugnet und nicht will, daß Andere von ihr wissen sollen, war für Cressy zu hoch. Sie begriff nicht das große uneigennützige Geben, sondern nur den Tauschhandel. Wenn sie etwas Gutes that, so wollte sie auch etwas dafür haben: Dank, Anerkennung, Freude an des Andern Freude. Und ihre Heirath mit Doktor Havlek betrachtete Cressy ganz im Lichte einer guten That. „Ich habe bisher nichts eigentlich Gutes gethan,“ sagte sie zu sich selbst. „Gegen die Eltern war ich oft recht unartig und undankbar, und die Geschwister können sich auch gerade keiner übermäßigen Liebe von mir rühmen. Nachher habe ich meinen Mann gepflegt, das ist wahr, treulich bei ihm ausgehalten und es schwer gehabt, aber erstens war das nur Pflicht, und zweitens that ich's aus Reue. So etwas recht Gutes aus freiem Willen und mit freudigem Herzen habe ich noch nicht gethan. Havlek heirathen, ihm mein Vermögen zur Verfügung stellen, damit er ohne Sorge und Mühe seine wissenschaftlichen Neigungen befriedigen könne, das wird etwas sein, worauf ich stolz sein kann. Ich werde dann auf der Welt doch wenigstens einen Menschen glücklich gemacht haben, und — vielleicht wird Havlek mich zum Dank auch etwas lieben.“

In diesen letzten Worten verrieth Cressy, ohne es zu wissen, die tiefste Sehnsucht und die bitterste Trauer ihres Herzens. Geliebt sein — jede Frau möcht' es, selbst die kälteste, selbst die verworfenste, ja, die vielleicht gerade am heftigsten. Und Cressy war noch nie recht geliebt worden. Von den Ihrigen nicht, weil sie als Kind und selbst als junges Mädchen zu viel Strenge und Nachsicht

zusammen bedurft hatte, als daß für die Liebe noch viel übrig geblieben wäre. Von ihrem Manne nicht, indem er in ihr nur das Fräulein von altem Namen geheirathet hatte. Von seiner Familie nicht, weil erstens viel Lieben nicht das Geschäft der Familie Taubert war, zweitens weil Cressy sich ihr stets so unleidlich wie möglich gezeigt hatte. Was Freundinnen lieben können, dafür hat jede Frau in sich selbst das Maaß: nichts Selteneres, als eine warme, aufrichtige Anhänglichkeit zwischen Frauen. So fühlte denn also Cressy sich oft recht verwaist in der Seele, und ihr Vermögen für ein treues und dankbares Herz hinzugeben, schien ihr durchaus kein zu hoher Preis.

Aber wie diesen Austausch bewirken? Cressy, die auf einmal sentimental wurde, hatte bei sich beschlossen, die Erklärung dürfe nicht in ihrem komfortablen Hôtelsalon geschehen, sondern müsse vier Treppen „hoch" bei Havlek stattfinden, „zwischen den Wänden, welche so oft seine mühsamen Nachtwachen eingeschlossen haben," sagte Cressy pathetisch.

Daß Doktor Havlek überhaupt nicht daran denken könne, sie zu heirathen, das fiel Cressy nicht ein. Es war ja doch ein Glück für ihn, eine reiche Frau zu bekommen und keine Sorgen mehr zu haben. Sobald er nur begriffen hätte, daß er dürfe, würde er sehr zufrieden sein. Man mußte es ihm nur zu verstehen geben, daß eine Bewerbung von ihm erwünscht sein würde. Cressy wollte es ihm auch zu verstehen geben, aber dazu mußte sie mit ihm allein sein. Wie das anfangen?

Cressy hatte einen prächtigen Plan. Sie hatte schon

mehr als ein Mal Bertha zur russischen Stunde begleitet, und diese entweder mit angehört, oder, während die Cousine lernte, in der Bibliothek herumgestöbert, und sich dabei mehr als ein Paar Handschuhe im Bücherstaube verdorben. Sie wollte sich nun für den Montag wieder mit Bertha verabreden, und zwar in der Art, daß sie sich an des Doktors Haus treffen wollten; um das zu erklären, brauchte Cressy nur eine Besorgung in der Stadt vorzugeben, die sie gleich nach Tische abzumachen habe. Dann wollte sie es veranlassen, daß Bertha nicht kommen könne. Es befand sich in Leipzig schon seit mehreren Jahren eine alte Französin, gebürtig aus Carcassonne, durch Schicksale nach Deutschland verschlagen und jetzt eine Hausplage mehrerer Leipziger Familien, denen sie ein Mal wöchentlich zwei Stunden lang von ihrem Loose zu erzählen pflegte. Der glauben zu machen, daß Bertha sie gerade am Montag Nachmittag erwarte, um ihr etwas zuzuwenden, war für Cressy durch Sophie ein Leichtes. War die Französin erst einmal bei Bertha, so konnte Cressy sicher sein, daß die Cousine vor den unerläßlichen beiden Stunden nicht wieder loskam.

Es glückte Alles; Cressy trat am Montag Nachmittag allein in Doktor Havlek's Studirzimmer, und heuchelte ein lebhaftes Erstaunen, die Cousine nicht zu finden.

„Sie kommt wohl noch, es ist erst fünf Minuten über drei," sagte der Doktor, der sich freute, wenigstens eine der Cousinen zu sehen. „Wollen Sie sich nicht einstweilen niederlassen?"

„Danke," sagte Cressy und setzte sich ohne Ziererei auf's Sopha. Sie war ja in ihrer Wohnung schon so

oft allein mit dem Doktor gewesen, und dann wollte sie ja auch nichts Böses, nur den Doktor Havlek heirathen und reich und glücklich machen. Dennoch schlug ihr das Herz nicht wenig, aber sie faßte sich tapfer und sagte mit Unbefangenheit: „Was haben Sie da Schönes, Herr Doktor?“

„Einige romanische Sprichwörtersammlungen,“ antwortete er. „Es hat mich Jemand darum gebeten, da hab' ich sie herausgesucht, und während ich Fräulein Bertha erwartete, etwas darin geblättert.“

„Sind sie hübsch?“ fragte Cressy.

„Oft ja, meistens sogar mehr,“ antwortete der Doktor. „Und dann ist es amüsant, zu sehen, wie derselbe Gedanke bei den verschiedenen Völkern verschieden ausgedrückt ist. Hier z. B.“ — er suchte in einem jeden der sieben Hefte der Proverbi lombardi des Professors Bonifacio Samarani — „hier sind gleich drei. Bisogna fa 'l pas second la gamba — aber Sie verstehen wohl nicht Italienisch?“ unterbrach er sich.

„So wenig, wie etwas Anderes, Herr Doktor,“ entgegnete Cressy niedergeschlagen und demüthig.

„Nun, Sie werden noch lernen.“

„Ja, wenn ich immer Jemand hätte, der mich antriebe und anleitete. Wenn ich Sie immer hätte, Herr Doktor.“

„Bleiben Sie in Leipzig, da will ich Ihr Lehrer in allen Sprachen werden.“

„Oder kommen Sie immer dahin, wo ich sein werde.“

„Ja, Sie reisen zu viel, Ihnen kann Unsereiner nicht nachkommen; wir müssen hübsch büffeln und Geld

verdienen, damit wir noch mehr Bücher kaufen können. Aber sehen Sie jetzt hier, das Sprichwort, welches ich Ihnen eben sagte, heißt: man muß den Schritt nach dem Beine einrichten. Was ist das zu Deutsch?"

„Man muß sich nach der Decke strecken."

„Sehr richtig. Das vom geschenkten Gaul ist absolut gleich. Und hier: weg die Katze, tanzt die Ratze — unseres: wenn die Katze nicht im Hause ist, tanzen die Mäuse auf dem Tische. Das ist auch spanisch" — er zeigte ihr Refranes o Proverbios Castellanos von 1624 — „ist die Katze aus dem Haus, strecket sich die Ratze aus."

Cressy fing an, mit ihrem kleinen Fuß unruhig zu werden. Anstatt von ihr oder von sich zu reden, sprach der Doktor von Katzen und Ratzen. Es war unglaublich! Allerdings wußte der Doktor noch nicht, daß er geheirathet werden sollte. Cressy faßte auf's Neue Geduld.

Der ahnungslose Doktor blätterte weiter in den Refranes. „Im Castilischen sind einige sehr schöne und tiefe: Donde no ay honor, no ay dolor. Verstehen Sie nicht? Gar nicht? Nun, es heißt: wo keine Ehre ist, da ist kein Schmerz. Aecht spanisch, nicht wahr? Wer keine Ehre hat, der ist gar kein Mensch, folglich nicht fähig, Schmerz zu empfinden."

„Warum gerade Schmerz nicht? Warum nicht auch Freude oder —" Cressy zögerte ein wenig, und lispelte dann kokett schüchtern: „oder Liebe?"

„Vielleicht hielten die Spanier den Schmerz für eine edlere Empfindung," entgegnete der Doktor, für welchen

sowohl das Zögern, wie die Schüchternheit verloren gewesen war.

„Da waren sie dumm," versetzte Cressy, bei der die üble Laune begann; „ich halte die Freude für edler, ja, und die Liebe auch," schloß sie trotzig.

„O, über die Liebe giebt es hier auch welche," sprach der Doktor, eifrig blätternd. „Hören Sie gleich: deinen Mann liebe wie einen Freund und fürchte ihn wie einen Feind. Kuriose Moral — nicht?"

„Moral nicht, aber Wahrheit," antwortete Cressy. „Jeder Mann ist in gewissen Augenblicken der Feind seiner Frau, davon bin ich ganz überzeugt. Ja, ich glaube, jeder Mann ist ein für alle Mal der Feind jeder Frau." Wie Cressy böse war! Und der Doktor sah sie so unschuldig verwundert an!

„Was sagen Sie denn da?" fragte er. „Denken Sie das wirklich? Da thun Sie doch gewiß Unrecht. Ich z. B. — halten Sie mich etwa für Ihren Feind?"

„Wer weiß?" fragte Cressy schmollend, aber doch mit einem halben Lächeln, denn das Gespräch schien sich ja nun von den Sprichwörtern auf ihre kleine Person wenden zu wollen.

„Sie wissen, daß ich es nicht bin," sagte der Doktor wohlwollend lächelnd; dann fiel er wieder über die unglücklichen Refranes her und rief: „Sehen Sie, das hier ist auch gut: zum Meer nach Salz, das heißt: vor die rechte Schmiede gehen."

Er war nicht davon abzubringen, so viel war sicher. Cressy zerknitterte unbarmherzig ihre feinen Prager Handschuhe.

„Und hier," fuhr der unschuldigste aller Sprach-

gelehrten fort: „Guter Hörer, kurzer Sprecher. Hübsch, nicht wahr?"

„Sehr," sagte Cressy, sich in die Lippen beißend. „Wenn nun Einer aber kein guter Hörer ist, wie muß man da mit ihm sprechen?"

„Das steht vielleicht auch hier; ich will ein Mal suchen." Der Doktor steckte mit der Nase im Buche.

„O es ist durchaus nicht nöthig, Herr Doktor. Ich bin nicht neugierig. Ich spreche zum Glück nur mit Leuten, welche gute Hörer sind."

„Es steht auch nichts von einem schlechten Hörer hier. Aber dieses Sprichwort ist moralisch schön: zu Ende singt man das Gloria. Ich glaube, das heißt auch venetianisch so. Nur sagt man da: al fin del salmo — na wo ist's doch?" Der Doktor wollte geschwind die Raccolta di Proverbi Veneti fatta da Cristoforo Pasqualigo durchstöbern, aber Cressy ließ ihm nicht die Zeit dazu. Zitternd vor Aerger über ihre geheime Demüthigung, stand sie auf und zog hastig ihren luftigen Shawl an den Schultern hinauf.

„Bertha kommt sicher nicht mehr," sagte sie, nur mit Mühe ihre Stimme in der Gewalt behaltend, „ich will Sie nicht länger von Ihrem interessanten Studium abhalten, Herr Doktor." Und bevor der Doktor ihr noch die Hälfte von den Höflichkeiten gesagt hatte, mit denen er sie als wohlerzogener Gelehrter an die Thüre zu begleiten pflegte, ja, bevor er noch recht wußte, warum sie gekommen war, befand Cressy sich bereits auf der zweiten der vier Treppen, welche sie hinaufgestiegen war, um, nicht Liebeserklärungen, sondern Sprichwörter anzuhören.

IX.

Cressy war wüthend, als sie nach Hause gekommen war. Es war noch ein Glück, daß sie bis dahin wartete. Am liebsten hätte sie schon auf der Straße angefangen, zu schreien und zu weinen.

Und wäre das ein Skandal gewesen! Es hätte gewiß den Tag darauf im „Leipziger Journal" gestanden.

Zum Glück, wie gesagt, wartete Cressy, bis sie in der „Stadt Dresden" und im blauen Salon war.

Aber da machte sie sich daran!

Der arme Hut flog in eine Ecke, der Sonnenschirm lag bereits in einer andern, und Cressy stand in der Mitte des Zimmers, strampelte mit den kleinen Füßen wie ein besessener Junge, und stopfte sich ihre beiden kleinen Fäuste in die großen, überströmenden blauen Augen.

Die Schlesier haben einen kostbaren Ausdruck für die Art des Weinens, der Cressy sich hingab — er heißt „Naatschen." Ein Kind, welchem der große Hund die Pflaumenschnitte genommen hat, steht und naatscht; Cressy naatschte, wie ein Kind, minus der Pflaumenschnitte.

Doktor Havlek war die Pflaumenschnitte, d. h. das mit Pflaumenmuß statt mit Butter bestrichene Stück Brod. Der einzige Unterschied zwischen dem beraubten Kinde und Cressy bestand darin, daß dieses supponirte Kind seine Pflaumenschnitte bereits in den Händen ge-

habt, Cressy dagegen umsonst nach der ihrigen gelangt hatte.

Das Naatschen bringt, hört man es, einen wunderlichen Doppeleindruck hervor: man weiß nicht, soll man lachen, oder sich rühren lassen. In dieser Ungewißheit befand sich Sophie, welche bei dem Geräusch von Cressy's Eintritt herbeigeeilt war, um ihr den Hut und den Shawl abzunehmen, und nun, in der halb offenen Thüre des Schlafzimmers lauschend, nicht recht wußte, ob sie vorwärts, oder zurück sollte.

Plötzlich hörte sie eine Hand an der Thürklinke des Schlafzimmers. Sie lief hin und öffnete. Es war Bertha. „Ach, Gott sei Dank!" rief Sophie leise.

„Warum? Was gibts?" fragte Bertha erschrocken.

„Hören Sie nicht?" flüsterte Sophie.

Bertha horchte. „Mein Gott, ist das die gnädige Frau?"

„Ja, Fräulein."

„Aber was ist ihr denn?"

„Weiß es der Himmel. Sie kam in den Salon gefahren, wie ein Kanonenschuß, warf Alles von sich und stellte sich hin, wie sie noch steht."

Bertha ging durchs Schlafzimmer in den Salon, sah sich die Cousine einige Augenblicke an, kam dann zu ihr und sagte: „Aber Cressy!"

Cressy antwortete nur durch einen Ton, wie ein ungezogenes Kind ihn ausstößt, wenn man versucht, es zu beruhigen.

„Bist Du denn bei Sinnen, Cressy?"

„Nein," schluchzte Cressy bitterböse.

„Ich merk's," sagte Bertha. „Nimm Dich doch zusammen, Cressy, denk' doch, daß Sophie Dich hört, und wer weiß sonst noch!"

„Das ist mir einerlei."

„Aber mir nicht. Was sollen die Leute von Dir denken? Schäm' Dich doch, Cressy, und sei vernünftig."

„Ich mag nicht."

„Willst Du so weiter weinen?"

„Ja."

„Gut, so geh' ich einstweilen."

Cressy nahm die Hände weg und ließ ihre Augen sehen, die armen rothgeweinten Augen.

„Wohin gehst Du?" schluchzte sie.

„Noch zum Doktor. Vielleicht gibt er mir meine Stunde noch nach. Es war nicht meine Schuld, daß ich sie versäumte. Die alte Schwatzschachtel von Französin kam über mich: es hatte ihr, ich weiß nicht wer, eingeredet, ich erwartete sie, und Du weißt, wenn die einmal kommt, so wird man —" sie nicht sobald wieder los, wollte Bertha endigen, aber sie unterbrach sich und sah Cressy an. Die kleine Schuldbewußte hing so eigen den Kopf, und Sophie war so schnell von der Thüre des Schlafzimmers weggegangen und machte sich drinnen plötzlich so geräuschvoll zu schaffen — was war es denn? Bertha überlegte einige Augenblicke, dann fragte sie: „Warst Du beim Doktor, Cressy?"

„Ja," murmelte Cressy, „und Du hättest immerhin auch da sein können."

„Das glaub' ich — warum hätte ich es nicht sein dürfen? Oder — war es dem Doktor lieb, daß ich nicht kam?"

„Er sagte gar nichts.“

„Aber was hat er Dir gesagt? Womit hat er Dich unterhalten?“ frug Bertha scheinbar sorglos.

„Sprichwörter hat er mir gezeigt — von der Katze und von der Ratze. Als ob ich ein Kind wäre!“ schloß Cressy, und brach von Neuem in unwiderstehliches Schluchzen aus.

Bertha konnte sich nicht helfen, sie schlug ein helles Gelächter auf. Cressy stampfte, die Hände wieder vor den Augen, nur dieses Mal nicht geballt, heftig und ungeberdig mit den Füßen. Cressy konnte, wenn sie böse wurde, eine kleine Hexe sein.

Allmälig jedoch gelang es Bertha, sie zu begütigen. Sie schalt auf den Doktor; sie fand ihn dumm; es tröstete Cressy, seinen Lieblingsausdruck auf ihn selbst anwenden zu hören. Aber zu ihm wollte sie nicht wieder, nein, gewiß nicht. Wer sie mit Sprichwörtern traktirte — nein! Cressy schien das entschieden als ein Attentat auf ihre Würde als gereifte und verwittwete Person zu betrachten. Fort wollte sie auch. Sie würde nicht länger so albern sein und sich in Leipzig langweilen, sie gewiß nicht. Und Englisch wollte sie ebenfalls nicht mehr lernen; sie war bis dahin ausgekommen, sie würde auch weiter auskommen. Wenn der Doktor sich einbildete, sie müsse, weil er das für gut finde, sich da mit Regeln und Vocabeln abquälen, nein, Cressy dankte, Cressy reiste, Cressy amüsirte sich mit Leuten, die sie auch ohne Englisch und Russisch klug genug fanden und ihr keine Sprichwörter vorsagten. Cressy's Mäulchen schnurrte wie ein Waldteufel am Tauchaer Jahrmarkt, dem Karneval der Leipziger Kinderwelt.

Bertha hörte herzlich belustigt zu, und wußte die ganze Geschichte, als ob man sie ihr erzählt hätte. Sie war nicht unzufrieden mit dem Vorgefallenen, das sie errieth. Das gute Mädchen mit dem natürlichen gesunden Verstand hatte immer gewünscht, Cressy möchte wieder heirathen. Wozu sollte das Geld durchaus in der Familie bleiben, die ohnedem reich genug war? Und wenn es noch überdies dazu dienen sollte, dem Lehrer, welchem Bertha aufrichtig zugethan war, aus der Enge seines bisherigen Arbeitslebens einen Weg in die große Welt der Wissenschaft zu bahnen, so konnte, wie Bertha meinte, dieses Geld gar nicht besser angewandt werden.

Indessen war es dem klugen Mädchen deutlich, daß gerade in diesem Augenblick die Aussicht zur Verwirklichung dieser Möglichkeit nicht groß sei. Offenbar hatte der Doktor durch sein Nichtverständniß Cressy tief beleidigt, und wenn Bertha ihre kleine Cousine auch nicht für unversöhnbar hielt, so wußte sie doch nicht, ob der Doktor je besser verstehen würde, als er an diesem Tage verstanden hatte.

Und wenn er zuletzt denn doch verstand, würde er darum auch wollen? Er hatte sich immer so sehr gegen den Gedanken gesträubt, wie andere Sterbliche ein Weib zu nehmen — wenn es ihm nun mit diesem Sträuben nicht nur Ernst war, sondern auch Ernst blieb?

Bertha ging nicht noch zum Doktor, sie blieb bei Cressy, und pflegte deren kleines gekränktes Herz. Es that sich nicht ganz gegen sie auf: wir wissen es, daß Cressy bei aller oberflächlichen Offenheit doch ihr eigentliches Wesen, Lieben, Leiden, als Eigenthum für sich be-

hielt; aber Bertha konnte genug hineinspähen, um zu erkennen, wie es d'rinnen aussah. Mit Rührung, aber ohne weitere Ueberraschung, denn sie hatte trotz allen bösen Scheines immer ein gutes Zutrauen zu Cressy's Herzen gehabt, entdeckte sie bei der Cousine eine wirkliche, ehrliche Neigung für den jungen Gelehrten, welche bei Erwiederung von seiner Seite leicht zu einer schönen Liebe erwachsen konnte.

Es kam also blos noch auf den Doktor an, aber Bertha sagte zu sich selbst: „Der Doktor muß.“ Mit dem festen Vorsatz, ihm das begreiflich zu machen, trat sie am Donnerstag ihren Weg in die Stunde an, und erklimmte die vier Treppen des Lehrers.

Sie fand ihn sehr verstimmt, fast niedergeschlagen. Er freute sich nicht, sie zu sehen, er fragte nicht, warum sie am Montag ausgeblieben, entschieden ging ihm eine große Sorge in dem gelehrten Haupte herum.

Doktor Havlek bedurfte, trotzdem, daß er in solche einsiedlerische Gewohnheiten gerathen war, sehr der Mittheilung und der Sympathie. Kaum hatte Bertha gefragt: „Ist was, Herr Doktor?“ so erfuhr sie auch schon seine ganze Bekümmerniß.

Es war keine leichte. Des Doktors ganze Gelehrtenruhe war in Gefahr. „Mein Mädchen“ wollte heirathen. „Wie dumm, nicht wahr?“ fragte der arme Doktor. „Das thörichte Geschöpf! Hat es so gut bei mir, hier überhaupt. Meine Wirthsleute sind mit ihr ebenso zufrieden wie ich, und doch —“ der Doktor schüttelte den sorgenschweren Kopf.

„Mein Mädchen“ wurde von der Familie, bei welcher

Doktor Havlek als Untermiether in Kost war, und von ihm zugleich gehalten; er gab den Lohn, und die Familie die Kost. „In ganz Leipzig hat gewiß kein Dienstbote es besser,“ sagte der Doktor, „und sie will einen eigenen Heerd gründen. Dummheit!“

„Wen heirathet sie denn?“

„Das ist ja eben das Dümmste! Einen großen Soldaten.“

„Und wann?“

„Zu Neujahr schon — die dumme Kreatur! Ein Soldat — sie rennt offenbar in ihr Unglück!“

„So machen Sie ihr doch Vorstellungen.“

„Ach nein, das wäre wider mein Gewissen. Wenn sie nicht selbst vernünftig ist — ich mag keine Verantwortlichkeit auf mich laden.“

„So bleibt Ihnen also nichts übrig, als Karoline ihrem Schicksal zu überlassen. Am Ende, sie ist ja alt genug.“

„Ja, aber was soll denn aus mir werden?“ fragte der Doktor und guckte trübselig zu Bertha auf.

Da war ja schon der rechte Augenblick. Bertha griff entschlossen zu. „Ich will e Ihnen sagen,“ antwortete sie.

„Nun?“ frug er, offenbar ohne große Erwartungen zu hegen.

„Sie müssen's machen, wie ich es in zwei Monaten machen werde: Sie müssen heirathen.“

„Du lieber Himmel!“

„Ganz recht, der liebe Himmel will's, und der liebe Himmel wird's geben.“

„Ne, der liebe Himmel wird's nicht geben,“ erwiederte der Doktor grämlich und kläglich. „Eh' ich nicht was in der Lotterie gewinne — und ich setze nicht, denn es ist dumm — könnte ich nicht heirathen, selbst wenn ich wollte. Ich habe kaum für mich allein genug. Denn leben, ohne Bücher zu kaufen, das kann ich nicht.“

„Das sollen Sie auch nicht. Im Gegentheil, Sie sollen erst recht Bücher kaufen.“

„Nun, da wäre ich doch neugierig.“

„Sie brauchen blos eine reiche Frau zu nehmen.“

„Die wird sich so nehmen lassen, nicht wahr?“

„Ich hoffe, wenn Sie die Hände recht bittend ausstrecken.“

„Sie haben am Ende schon eine gefunden?“

„Errathen Sie das wirklich jetzt erst?“ fragte Bertha lächelnd.

Doktor Havlek sah ihr betroffen in die Augen. Plötzlich wurde er roth.

„So — so!“ sagte er.

„Nun wissen Sie's,“ sprach Bertha.

„Ja, ich weiß. Aber das ist unmöglich.“

„Warum? Gefällt sie Ihnen nicht?“

„Im Gegentheil, sie gefällt mir sehr.“

„Ist sie Ihnen — zu dumm?“

„Ihre Cousine ist gar nicht dumm,“ widersprach der Doktor eifrig.

„Ich find's auch nicht,“ meinte Bertha trocken. „Wo steckt also die Unmöglichkeit?“

„Die Unmöglichkeit steckt darin, daß Ihre Cousine keinen trockenen Gelehrten wollen wird, noch dazu einen

Sprachgelehrten. Was soll sie denn mit mir anfangen, ich bitte Sie?"

„Mit Ihnen reisen, Ihnen die Bibliotheken zeigen, mit Ihnen die Bücherauktionen besuchen, Ihnen Gelegenheit verschaffen, berühmte Kollegen bei sich zu sehen —"

„Die unglückliche Frau! Was haben Sie nur wider Ihre Cousine, daß Sie das arme Ding zu solch' einer Zukunft verdammen wollen?"

„Ich habe das wider sie, daß ich sie gern glücklich sehen möchte, indem sie einen Mann glücklich macht," erwiederte Bertha mit einer an ihr ungewöhnlichen Weichheit. „In ihrer ersten Ehe hat sie's nicht gekonnt, da war und machte sie unglücklich. Und sie möchte gern gut sein und gut thun. Ich hab' es früher nicht von ihr geglaubt; Cressy wird viel verkannt und meistens falsch beurtheilt. Sie kann auch gemißbraucht werden; wer weiß, was für ein Abenteurer sich ihrer einst noch bemächtigt. Genug, ich möchte sie gern gesichert wissen, wenn ich Deutschland auf immer verlasse. Mutter und ich, wir sind ihre einzigen Freunde in der Familie, und mit uns nach Rußland will sie nicht."

„Aber ich möchte hin," sagte lächelnd und doch innerlich erregt und beunruhigt der Doktor.

„Nun, mit Ihnen wird sie vielleicht kommen," meinte Bertha.

Der Doktor war aufgesprungen, ihm wurde heiß, er wischte sich die Stirn ab. Er wäre gern im Zimmer herumgelaufen, aber es war kein Platz da. So drängte er sich nur bis zum Fenster und sah die belebte Promenade hinab.

„Nun?“ fragte Bertha nach einer Weile.

„Ich — ich werd' es mir überlegen,“ erwiederte er, hastig zurückkommend. „Und nun zu unserer Stunde.“

Und während in den untern Regionen der Stadt das Scheuerfest gefeiert wurde, welches der Messe vorausgeht, d. h. während kein Besen in Ruhe und kein Gewölbe trocken blieb, vertieften Lehrer und Schülerin sich einmal mehr in das „Moskowitische.“

X.

Cressy war nicht abgereist. Ein kleines Fieber hatte ihr als Vorwand gedient, um zu bleiben, und auch als Vorwand, um ihr Zimmer nicht zu verlassen und den Doktor nicht zu empfangen.

Er war nicht weniger, als drei Mal da gewesen, und immer umsonst; als am Michaelistage die Böttcherwoche begann, da kam er zum vierten Male und wurde vorgelassen. Die Engroswoche und mit ihr der Leder- und Tuchverkauf war vorüber, und Cressy's Fieber und Cressy's Schmollen auch.

Es hatte für sie ungewöhnlich lange gewährt, volle zehn Tage. So lange war Cressy noch nie auf einen Menschen böse gewesen, sie mußte dem Doktor wirklich schon sehr gut sein.

Daß er so oft gekommen war, daß er, wie Bertha ihr versicherte, sich so fleißig nach ihr erkundigt hatte,

löschte in ihrem kurzen Gedächtniß den unglücklichen Sprichwörternachmittag allmälig aus. Es blieb nur gerade so viel Erinnerung davon übrig, um Cressy zu einer gewissen Märtyrermiene zu veranlassen, die ihr ganz allerliebst stand, und den Doktor mit einer unklaren Ueberzeugung von einem großen Unrecht ängstigte, welches er gegen diese liebenswürdige und leidende Frau begangen, obgleich er nicht im Mindesten begriff, worin es etwa bestehen könne.

Jedenfalls bewirkte diese ihm selbst unbegreifliche Reue, daß er sich mit einer bei ihm ganz neuen Wärme nach Cressy's Befinden erkundigte.

Cressy schmachtete, gestand halb ein, daß sie viel gelitten, brach ab, seufzte und spielte mit ihren Armbändern.

Der Doktor frug sie, ob sie nicht eine Spazierfahrt machen würde?

Nein, sie hatte keine Lust dazu. Das Fahren machte sie noch schwindelig. Ihr armer Kopf war noch so matt vom Fieber.

Wohl, dann einen Spaziergang?

War es nicht zu windig?

Am Schwanenteich doch nicht.

Gut, da wollte sie an den Schwanenteich, und — sie dachte eben daran — die armen Schwäne wieder ein Mal füttern. Sie hatten so lange nichts von ihr bekommen — die armen, schönen Thiere!

Durfte der Doktor mitkommen?

O, wenn er so freundlich sein wollte! Cressy würde ihm so dankbar sein! Sie hatte nur nicht gewagt, sich

seine Begleitung auszubitten. Er war immer so beschäftigt, sie wußte es: seine Zeit war so kostbar. Las er noch immer so viel Sprichwörter?

Nein, o nein, der Doktor war diese letzten Tage sehr wenig fleißig gewesen, hatte eigentlich nur gebummelt. Schrecklich, nicht wahr?

„Die menschliche Natur will doch auch Ruhe, so gut, wie die der Erde," sagte Cressy. „Ich bin überzeugt, daß die Blätter schon zu fallen anfangen."

„Gewiß. Es ist auch nicht zu früh."

„Ach, zum Vergehen ist's immer zu früh!"

Sie gingen. Das Pflaster war reinlich, getrocknet vom Herbstwind, der darüber strich. Cressy gab sich seiner Verfolgung sorglos preis. Sie hatte von ihm keine Indiskretion zu befürchten, sie trug keine Krinoline.

„Ich mag nicht in einen Rock, der mich wie ein Gefängniß mit Eisen einschließen würde," hatte sie öfter gesagt, und der Krinoline siegreich oder eigensinnig widerstanden. Darum konnte ein Mann sie bequem begleiten, ihr Kleid schlug ihm nicht fortwährend an die Füße.

Des Leipzigers „Um's Thor" ist eine der hübschesten Promenaden, die man sehen kann: breit, luftig, mit Schatten und mit Sonne je nach Belieben, so viel wie möglich windstill und so wenig wie möglich staubig, kurz, gar nicht genug anzuerkennen.

Nur nimmt, leider, der Leipziger den minder hübschen Theil für sich. Ob es aus Bescheidenheit sein mag, oder aus jenem eigenthümlichen „konträren" Instinkt, nach

welchem die „feine Welt" überall da am liebsten Luft schöpft, wo am wenigsten Poesie ist? Genug, die reizende Schattentiefe, in deren Grund der Schwanenteich liegt, soll schon seit fünfzig Jahren der „Muhmenplatz" heißen, weil er sämmtlichen Kindermuhmen der umliegenden Straßen als Sammelplatz dient.

Diesen Vormittag war es sowohl hier, wie in der ganzen Stadt angenehm still und einsam. Die Kinderwagen waren mit den Familien theils schon in's Freie gefahren, theils bereiteten sie sich noch dazu vor, in's Freie zu fahren, genug, am Schwanenteich waren sie nicht, und das war gar gut, wie Cressy sagte.

„Warum?" frug der Doktor. „Mögen Sie Kinder nicht?"

„Ich mag nicht, daß sie ewig stören sollen," antwortete Cressy.

„Aber wenn Sie nun Kinder hätten, oder —" der Doktor zögerte ein wenig — „ein Mal bekommen sollten? Ich meine, im Fall Sie sich noch ein Mal verheiratheten," setzte er eilig erläuternd hinzu.

Cressy war erröthet und hatte an ihrer Mantille gezupft, ganz wie eine kleine Pensionärin an ihrer Schürze. Dann faßte sie sich und antwortete, aber noch ohne den Doktor anzublicken und auch ohne auf seine letzte Voraussetzung einzugehen: „Wenn ich Kinder hätte, so würde ich von ihnen eben so gut wie von fremden Kindern verlangen, daß sie weder mich, noch andere erwachsene Personen den ganzen Tag belästigten. Im Hause soll es eine Kinderstube geben, und in einer Stadt einen oder mehrere Gärten, nicht sogenannte Kindergärten, sondern

wirkliche, wo die Kinder Luft haben und spielen können, ohne der ganzen übrigen Welt, die nicht immer Zeit hat, aus dem Wege zu gehen, fortwährend zwischen die Beine zu laufen."

„Ich finde das sehr vernünftig, was Sie da sagen," sprach der Doktor.

„Wirklich?" fragte Cressy. „Das muß ich mir hoch anrechnen, denn es ist eine Ehre, die mir selten begegnet."

„Oh," sprach der Doktor lebhaft, „ich habe Sie immer für vernünftig gehalten — gewiß, immer."

Die kleine Kokette schlug wieder die Augen nieder. „Sie sind nachsichtig; ich habe stets gefunden, daß wirklich superiore Menschen am nachsichtigsten sind." Damit trat sie auf die erste Brücke und sah den Teich hinab nach den Schwänen aus.

Dem Gellert'schen Denkmal, welches seine Erdanhäufung noch nicht dem neuen Theater abgetreten hatte, drehte Cressy den Rücken und that sehr wohl daran. Es stand blos dazu da. Ueberhaupt muß bei sämmtlichen Leipziger Denkmälern von berühmten Männern dem Fremden dringend angerathen werden, sie nicht anzusehen.

Der Teich dagegen war anmuthig zu sehen. Die Septemberregen hatten ihn gefüllt und dadurch geklärt. Wenn es dunkel wurde, spiegelte er jetzt mit ungewöhnlichem Glanz die Gaslampen von der Bahnhofgasse und „am oberen Park" zurück. In diesem Augenblicke hatte er Sonne, Himmel und Laubgrün wiederzugeben; denn hier in der Tiefe waren die Blätter noch nicht herbst-

krank, wie oben auf der eigentlichen Promenade. Die Dächer der beiden hohen Häuserlinien, welche den Park um den Schwanenteich begrenzten, hatten in der hellen Vormittagsluft etwas sonntäglich Heiteres, und das Geräusch der Wagen, welches von rechts und von links herüberklang, erinnerte daran, daß man sich in einer belebten Stadt befand.

Die drei Schwäne kamen, als sie Cressy erblickten, vom Ufer rechts herübergerudert. Sie sind Pensionäre des Magistrats, der sie jeden Abend holen und in Sicherheit führen läßt. Nur den Tag über erfüllen sie ihre Pflicht als Staffage des hübschen Promenadenbildes. Die öffentliche Bewunderung, die sie erregen, wird ihnen häufig durch Semmelbrocken bewiesen; daher kennen sie die Bewegung des Werfens. Oft sind sie schon satt und bleiben daher träge auf dem Rasen liegen; diesen Morgen hatten sie noch Hunger, denn sie kamen eiligst herbei, schnappten einander die Bissen vor den Schnäbeln fort, und stießen, wenn Cressy neckend zögerte, ihr eigenthümliches Gezisch aus.

Cressy war allerliebst, wie sie, im linken Arm das zierliche Körbchen mit dem Zwieback, sich zum Schein auf das Geländer der Brücke stützte und mit der rechten Hand, von der sie als gute Wirthin vorsorglich den Handschuh abgezogen hatte, den schönen weißen Thieren ihr Sonntagsfrühstück zuwarf. Des Doktors Augen glänzten durch die Brille.

„Sie sind eigentlich recht gut,“ sagte er herzlich.

Cressy sah ihn an, und unwillkürlich bekamen ihre blauen Augen einen feuchten Schimmer. Das gab dem Gelehrten plötzlich einen ganz ungemeinen Muth.

„Wenn Sie auch gegen mich gut sein wollten,“ sagte er.

„Indem ich Sie auch mit Zwieback fütterte?“ fragte Cressy.

„Indem Sie mir etwas gut würden.“

Ein kindlich holdes Lächeln blühte gleichsam auf Cressy's Lippen auf, aber sie antwortete noch nicht.

„Ich bin nicht schlimm,“ fuhr er fort.

„O nein,“ hauchte sie jetzt.

„Und ich würde mein Bestes thun, um Ihnen zu vergelten und Sie glücklich zu machen.“

Da wurde sie ernst und frug: „Hat Bertha Ihnen das gerathen?“

„Ja,“ antwortete er ehrlich. „Ich selbst hätte den Gedanken kaum gefaßt — Sie wissen ja, wie ich bin. Aber seit sie mich darauf gebracht hat, denk' ich gern daran und wünsch' es sehr. Wirklich. Ihre Cousine möchte so gern eine Reisebegleitung, wenn sie nach Rußland geht. Wir sollten ihr das Vergnügen machen; was meinen Sie? Wollen Sie?“

Cressy ließ das Stück Zwieback, welches sie zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger hielt, langsam herabfallen. Es fiel dem einen Schwan gerade auf das Genick. Ein anderer fraß es, als es in's Wasser rollte. Cressy aber schob auf dem Geländer die kleine rechte Hand verschämt und schüchtern dem Doktor hin, und als dieser zu Mittag seine vier Treppen hoch hinaufgestiegen war, stand er vor seiner Thür still und sagte, über sich selbst erstaunt: „Ich bin Bräutigam — wirklich! Es ist doch recht hübsch.“

Druck von Troitzsch & Ostertag in Berlin.

Druck von Troitzsch & Ostertag in Berlin.

Oberm

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Düringsfeld, Ida von

Prismen Novellen

Bd.: 1

Berlin (1873)

P.o.germ. 283 og-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11162731-5